P.O.germ. 1456m

Thorheiten

<36700264000011
<36700264000011
Bayer. Staatsbibliothek

pag. 73

E. Henne del. & sc.

Die Thorheiten
der
Möncherey,
oder
lustige und wahrhafte
Geschichte
Josephs von Ecking.

Kölln am Rhein,
bey Franz Joseph Biener. 1783.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorbericht.

des Herausgebers.

Es ist wohl kein Wunder, daß jeder österreichische Patriot von dem, was jezt unter seinen Augen vorgeht, aufgemuntert wird, wenn es ihm irgend möglich ist, etwas dazu beyzutragen, daß das von allen Seiten eindringende Licht immer schneller und würksamer ausgebreitet werde.

Wer kann es ansehn, wie Joseph der II, unser grosser, und eben so allgemein geliebter Kayser, ohn alles lärmende Geräusch, den Materialiensammler zu künftigen Annalen in jeder Gattung des Erhabenen die Wahl schwer macht, und nicht den Wunsch bey sich fühlen, auf irgend eine Weise, zur Erreichung des grossen Endzwecks, sein Scherflein beyzutragen?

Die Nacht des Aberglaubens hing lange düster genug über uns. Die Einsichtsvollen unter uns seufzeten noch, bis etwann vor zwey Jahren, unter dem Druck geheiligter Vorurtheile. Noch jezt liegt der gröste Theil unserer Nation willig in ihren Fesseln. Wie viel tausend Leute giebt es nicht sogar noch in Wien,

welche an Aberglauben, an Pfafferey, an wunderthätigen Bildern, ja an Lucaszetteln und geweihten Weidenzweigen, wie an Religionswahrheiten hangen. Heil der alles belebenden Sonne, die mit ihren Strahlen am Horizonte den dichten Nebel durchbricht, so wie sie langsam heraufsteigt, und Nacht in Tag zu verwandeln anfängt! Freylich gebührt ihr allein der Ruhm der Erleuchtung, aber es wird noch immer ein Verdienst seyn, hin und wieder ein altes Gemäuer wegzuräumen, das ihre Strahlen verhinderte, in abgelegne, aber brauchbare, Zimmer zu dringen; — hie und da ein Stück Zaun niederzureissen, das einigen gemeinnützigen Pflanzen ihre wohlthätige Wärme entzog.

Mir dieses Verdienst zu erwerben ist meine Absicht, da ich gegenwärtiges Werk dem Druck übergebe. Es ist vor mehr als vierzig Jahren geschrieben, und nicht dazu bestimmt gewesen, öffentlich zu erscheinen. Es mögte auch damals nicht rathsam gewesen seyn, es drucken zu lassen, da der Verfasser überall so freymüthig und offenherzig seine Meynung sagt, ohne sich darum zu bekümmern, ob die Dinge und Personen, die er tadelt, unter dem Schutze verjährter Vorurtheile, sich einer vermeintlichen Unverlezlichkeit zu erfreuen haben, oder nicht.

Jezt

Jezt, da es kein Verbrechen mehr ist, mit seinen eignen Augen zu sehen und seinen eignen Verstand zu gebrauchen, ~~kann~~ ein Werk nicht unwillkommen seyn, das vaterländische Thatsachen enthält, worüber der Verfasser mit Einsicht und Laune treffende Anmerkungen macht, und hin und wieder, gleichsam in prophetischen Geiste, Winke giebt, deren Erfüllung dem gesegneten Zeitalter unsers geliebten Josephs vorbehalten war.

Der Verfasser ist nicht mehr am Leben und mit ihm ist die männliche Linie des alten Geschlechts von Ecking ausgestorben. Als ein Seitenverwandter der Familie hatte ich Gelegenheit, verschiedene Manuscripte des Verstorbenen durchzusehn, und bey dieser Beschäftigung fiel mir das gegenwärtige Werk in die Hände.

Aus einer kleinen dabey befindlichen Nachricht, habe ich ersehn, daß vor verschiedenen Jahren ein reisender Ungenannter sich die Erlaubniß erbeten, einen französischen Auszug daraus zu machen. „Es thut mir leyd", sezt der gute Ecking hinzu, „daß ich es erlaubt habe, denn es ist der ganze „Auszug auf französische Art mit so vielen Wor„ten und unnützen Nebendingen hin und wieder so „ausgedehnt worden, daß ich mein Werk schlech„terdings nicht darin erkenne."

Dies war noch ein Bewegungsgrund mehr für mich, das Werk nach dem ächten Manuscript abdrucken zu lassen, in welchem ich auch nicht das Geringste geändert, und selbst nur sehr wenige Anmerkungen beygefügt habe, so reichhaltig auch an vielen Stellen der Stoff, und so verführerisch auch die Veranlassung war, ein Wörtlein mitzusprechen.

Es wird nun darauf ankommen, ob das Publikum mit mir der Meynung ist, daß demselben, durch die Bekanntmachung dieser deutschen Geschichte ein Gefallen geschehn sey. Geschrieben zu Schrattenthal in Unterösterreich, den 19ten Merz 1783.

In-

Inhalt.

Erstes Buch.

I. Kap. Erziehung des Helden. S. 1
II. Kap. Krankheit und Behandlung derselben. 7
III. Kap. Genesung; wem solche zugeschrieben wird. 11
IV. Kap. Ueberredung zum Mönchsstand. Angenehme und treuherzige Schilderung des Klosterlebens. 22
V. Kap. Ecking reißt zu seinem Oheim. Schilderung des Oheims. Zusammenkunft einiger geistlichen Konfratern. 27
VI. Kap. Ankunft des Herrn von Eisenbart. Schilderung desselben. Sein Betragen gegen die Gesellschaft. 34
VII. Kap. Geistlicher Faustkampf aus Anlaß der mitwürkenden und zulassenden Gnade. Auch etwas Musik. 34

VIII. Kap. Lebensart der Dorfpfarrer. Wohlfeiles Begräbniß. Oheim Franzens Bibliothek. Jagdbesuch. S. 46

Zweytes Buch.

I. Kap. Neue Bekanntschaft mit der gnädigen Herrschaft des Gutes. Mönche spielen unglücklich und fluchen wie die Karrenschieber. Viel Mythologie. Schöne Raritäten, und — Langeweile. S. 56

II. Kap. Geistliche Kellerigel brandschatzen die armen Bauren um ihren Wein. Zweykampf zwischen einem Mönch und einem Bullenbeißer um eine Schöpsenkeule. Das Perpetuum mobile und der Geist der Weiblichkeit 69

III. Kap. Ein Bischof zieht ein mit Roß und Mäulern. Sein Konterfey. Er schickt den Nonnen einen Ausputzer. 76

IV. Kap. Warum der Bischof gekommen. Sein Verfahren gegen die Nonnen. Die Nonnen ermahnen einen Werbofficier, zu predigen. Ein paar Züge aus dem Leben der Klerisey. 82

V. Kap. Handel und Wandel mit geistlichen Pfründen; oder Geschichte des jungen Benedikt von Grübenstreit. 88

VI. Kap. Geistliche Gastwirthsrechnung. Der Bischof begiebt sich in das Nonnenkloster, und wird ausgelacht. Gespräch desselben mit der Aebtißinn. S. 97

VII. Kap. Vier Mönche werden mit ihrer Mission abgewiesen, und für Esel erklärt. Neue Bekanntschaft mit zween Kavaliren, deren einer — eine Nonne ist. 102

VIII. Kap. Geschichte des Fräuleins Mariane von Kerzenstein und des Felix von Praunsweiler 111

IX. Kap. Fortsetzung dieser Geschichte. 135

X. Kap. Die Mißion nimmt ihren Anfang. Die Missionarien lassen das Veni creator singen, und tanzen auf dem Seil. Vier Damen kehren im Pfarrhause ein. Die Mißionarien verspielen viel Geld und müssen in der Scheune schlafen. 147

XI. Kap. Ankunft einer Schauspielergesellschaft. Eine Aktrize legt sich auf einen betrunkenen Mißionar. Die Mönche kriegen im Finstern Prügel und werden andächtig. Ankündigung des Schauspiels. 156

XII. Kap. Geldgier der Mönche geht über ihre Freßgier. Predigt über die Verläumdung. Eine Komödie mit einer tragischen Entwicklung.

lung. Erstaunliche Spitzbüberey der vier Mönche, worinn der eine seine drey Gefährten weit übertrifft. S. 164

XIII. Kap. Oheim Franz kommt an. Neue Bosheit des Paters Heltenschueler, die für ihn übel abläuft. Oheim Franz verwünscht die Mönche und ihren Ablaß. 174

XIV. Kap. Ein Mißionar predigt auf einem Bauerwagen mit solchem Eifer, daß die Pferde durchgehn und er in den Koth fällt. Grosse Proceßion. Die Jungferschaft der Magdalene verursacht eine allgemeine Schlägerey. 180

XV. Kap. Neue Erfindung der Mißionarien, Geld zu schneiden. Brüderschaft vom heiligen Stall. Ankunft zweener Pilger. 188

XVI. Kap. Geschichte des Grafen von Spaltenheim. Predigt über die Unkeuschheit. Der Teufel erscheint in der Kirche und macht der Mißion ein Ende. 194

XVII. Kap. Verfolg der Geschichte des Grafen von Spaltenheim. 204

Drittes Buch.

I. Kap. Reise nach Inspruck. Dreyßig Seminaristen reiten zur Priesterweyhe. Vorzügliche

Gabe

Gabe eines Dorfpfarrers, der einen Bauerjungen, binnen sechs Monathen, zum Priester bildet. Bacchanal, dem ein bloßer Degen ein Ende macht. S. 223

II. Kap. Klage eines Nonnenkonvents gegen die Aebtißinn. Ursach, warum die Mönche ihre Kirchen ausputzen. Disputation über die unbefleckte Empfängniß der Maria. Ein Kapuziner opponirt dagegen mit so guten Erfolg. daß der Präses ihm die Mütze an den Kopf wirft. 230

III. Kap. Warum der Weinberg des HErrn oft von Eseln bearbeitet wird. Der Erzvater Abrabam wird von den Paulinermönchen gemißhandelt. Diese Mönche lassen in ihrem Kloster ein schlüpfriges Ballet aufführen. 237

IV. Kap. Dankfest wegen Befreyung der Missionarien aus dem Gefängniß. Ein Weyhbischof reißt nach Wien, um sich bey der Schauspielergesellschaft einschreiben zu lassen. 242

V. Kap. Die Policeywache verjagt den Weyhbischof und führt eine Nonne gefangen 252

VI. Kap. Verketzerungsgeschchte der böhmischen Nonne Agnes von Wrazlaw. 256

VII. Kap.

VII. Kap. Verfolg dieser Geschichte. Wunderbare Befreyung der Nonne. S. 268

VIII. Kap. Unser Held wird in ein Nonnenkloster eingesperrt, und findet Gnade vor den Augen der Aebtißinn. Noch etwas Klostergeschichte. 273

IX. Kap. Flucht aus dem Nonnenkloster. Strassenräuber. Policeywache. Ecking geht ausser Landes. 292

X. Kap. Reise nach Trier. Todesfälle. Hochzeit. Beschluß. 292

Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

Erziehung des Helden.

Johann Baptist von Ecking, mein Vater, ob er gleich sehr friedliebend war, brachte doch mehrere Jahre im Kriege zu. Mein Großvater, der zu seiner Zeit für einen Gelehrten galt, war, zu Kaisers Leopold Zeiten, Niederösterreichischer Regierungsrath gewesen, und hatte meinen Vater wieder einen Gelehrten werden lassen, der schon ohne dies mehr Neigung hatte, zu studiren, als den Schlendrian eines Dikasterianten mitzumachen. Mein Großvater war ein ehrlicher und geschickter Mann, hatte aber eine Menge lieber Kinder; dabey war er zu uneigennützig, Geschenke anzunehmen, und in seinen Geschäften so fleißig, daß er nicht daran dachte, in den Antischambern der Großen seine Aufwartung zu machen. Als er daher starb, war mein Vater sehr gelehrt, sehr arm und von jedermann verlassen. Es kam ihm daher der Spanische Succeßionskrieg gerade zu rechter Zeit. Er erin-

nerte

nerte sich, daß er lesen, schreiben und rechnen konnte, und mehr braucht man nicht, um Kommissarius bey der Armee zu werden. Er ging nach Italien, nach Spanien und an den Rhein. Noch vor dem Ende des Krieges hatte er ein ziemliches Vermögen zusammengebracht. Es ist wahr, er war ehrlich gewesen, aber er war auch in verschiedenen wichtigen Unternehmungen glücklich. Zwar hätte er wohl können reicher seyn, wenn er glücklich und dabey unehrlich gewesen wäre, wie dieses mit manchen andern damaligen Kommissarien bey der Armee der Fall war. Aber er war mit dem zufrieden, was er erworben hatte, und ging nach seiner Vaterstadt Wien zurück, wo er Theresie von Oberstein heirathete, ein armes aber schönes Fräulein, welche, nach Art unsrer frommen Wienerinnen, bis zu ihrer Verheirathung im Kloster erzogen ward, wo sie, von der ersten Jugend an, wenig gesündigt und viel gebeichtet hatte; daher sie von Beichten und Beichtvätern, besonders von Mönchen, sehr viel hielt.

Mein Vater zeugte, wie es in unsrer Familie hergebracht war, eine Menge Kinder, von denen ich der siebente war. Da, bey einer so zahlreichen Familie, mein Vater nichts sparen konnte, und meine Erbportion einmal sehr klein werden mußte, so suchte mein Vater dies durch eine Erziehung, die mir anstatt Reichthums seyn könnte, zu ersetzen. Er vertraute nicht etwan, wie sonst die Wiener thaten, meinen Unterricht den Jesuiten an, oder gar den welschen, oder französischen Meßpfaffen, welche in Wien für vieles Geld den jungen Adel wenig lehren, sondern weil er eine gute Erziehung

ziehung für ein zweytes Leben hielt, so wollte er mir auch dieses selbst geben. Er besaß gute Kenntnisse in den alten Sprachen und in den Wissenschaften, und hatte die bey Leuten von seinem Stande so seltene Gabe, seine Kenntnisse auf die einfachste Weise andern beyzubringen. Sobald er mich so weit gebracht hatte, daß ich die besten alten Schriftsteller mit Verstande lesen konnte, ließ er mich von eignen Lehrmeistern in der Geschichte, Erdbeschreibung, Tonkunst und in den in Europa bekanntesten Sprachen unterweisen, und kurz! er unterließ nichts, was mich zu einem vollkommenen Cavallier bilden konnte.

Vermöge meiner natürlichen Fähigkeiten und Munterkeit lernte ich alle diese Dinge in ziemlich kurzer Zeit, so daß ich in meinem siebzehnten Jahre im Stande war, mich in der Welt mit Vortheil sehn zu lassen. Allein gerade meine Lebhaftigkeit war es, die mich hinderte, mich zu einer bestimmten Lebensart zu entschliessen. Mein Vater, der die Folgen kannte, die eine zu frühe Bestimmung nach sich zu ziehn pflegt, übereilte mich nicht, und stellte mir vielmehr öfters vor, daß man nie zu viel Behutsamkeit und Ernst auf diese Berathschlagung verwenden könnte; daher er die Wahl meines künftigen Berufs lediglich meiner Willkühr überließ. Ich trieb alle ritterliche Leibesübungen, studirte nachher das Recht, und zuletzt gab mir noch mein Vater einen Lehrmeister der Theologie, weil er überzeugt war, daß gesunde und richtige Religionskenntnisse das wesentlichste bey der Erziehung vernünftiger Geschöpfe ausmachen.

Dieser Lehrmeister war nun keiner von den finstern Pedanten, die ihrem Lehrling drey bis vier Jahre lang einen Haufen scholastischer Grillen in den Kopf hineinpfropfen; auch keiner von den heuchlerischen Kopfhängern, die ihre Augen, die uns Gott zu ganz anderm Gebrauch gegeben hat, schaafsmäßig auf den Boden heften; sondern ein ehrwürdiger Greis, der bey dem Forschen in unsern heiligen Büchern grau geworden war, und seine tiefe Gelehrsamkeit durch die Erbaulichkeit seines Lebenswandels noch ehrwürdiger machte. Er schwatzte nicht über die Geheimnisse der Religion und über die Wahrheiten der Moral, wie ein Sophist, sondern wie ein Mann, der das im Herzen würklich fühlt, was er mit dem Munde für Wahrheit ausgiebt.

So war der Ehrenmann beschaffen, den mein Vater zu meinem Lehrmeister erkohren hatte. Er hieß Benedikt Herzel, und stammte aus einer guten bürgerlichen Familie in Bayern. Er hatte sein Vaterland frühzeitig verlassen müssen, denn er hatte einmahl in einer Predigt gesagt: Es wäre besser zu beten, zu arbeiten und zu Hause zu bleiben, als nach dem Kloster Heiligblut ohnweit Straubing zu walfahrten, weil man zu Gott an allen Orten beten könnte. Dieß ward ihm für Gotteslästerung ausgelegt, und noch ehe ihn der geistliche Rath zur Verantwortung ziehen konnte, entstand im Orte ein Aufruhr, daher er schleunig flüchten mußte. Er kam nach Oesterreich, aber auch hier warteten Trübsal und Verfolgung auf ihn. Kaum war er in Wien angekommen, als die Pfaffen aus Bayern schon seine Gesinnungen meldeten, so daß er von den zahllosen Schaaren der Mönche, wovon

das fromme Wien wimmelte, mit unbeschreiblichen Hasse verfolgt ward. Diese heilige Leute konnten überdem seinen erbaulichen Lebenswandel nicht ausstehen, weil er eine schweigende aber desto kräftigere Satire auf ihren eignen war. Sie suchten also in seiner tiefen Gelehrsamkeit und in dem Eifer selbst, den er bey Unterweisung der Jugend blicken ließ, Veranlassungen auf, ihn zu stürzen; gerade wie es der Teufel zu machen pflegt, wenn er gute Menschen verfolgen und anpacken will, und ihre besten Tugenden so lange dreht, bis sie ihm zur Handhabe dienen. Sie gaben den guten Herzel bey dem Ordinariate als einen Ketzer und einen Verführer der Jugend an.

Herzel wollte sich vor dem geistlichen Richter stellen, und sich gegen diese schändliche Anklage vertheidigen; dies ward ihm aber von allen Vernünftigen widerrathen. Seine Freunde *) versicherten ihm, daß er besser thun würde, dem Sturme auf eine Zeitlang auszuweichen, und sich der Bosheit und der Wuth dieser Ketzermacher zu entziehn, damit man Zeit gewönne, unter Vermittelung eines vornehmen Herrn, der sein erklärter Gönner war, seine Sache wieder aufs Reine zu bringen. Herzel gab ihren Bitten nach und ward auf einige Zeit unsichtbar, bis ihm die Erlaubniß ausgewürkt war, sich wieder sehn zu lassen, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er hinführo weder studi-

*) Unter den Freunden des ehrlichen Herzel müssen geschickte Naturforscher gewesen seyn, die die Eigenschaften und Kräfte der Gifte genau kannten, und wußten, daß Bonzengift unter allen das gefährlichste ist. Anmerk. des Herausgebers.

studiren noch predigen sollte. Gerade damals machte mein Vater Bekanntschaft mit ihm, und vertraute ihm meinen Unterricht an. Ein Antrag, der dem guten Greis willkommener war, als wenn der Hof ihn zu der Würde eines Prälaten erhoben hätte.

Sein Unterricht fiel auf keinen undankbaren Boden. Wir erwarben uns solche gründliche und vernünftige Religionskenntnisse, daß es wenige Familien in Wien gab, die uns darin gleich kamen.

Nach zwey Jahren, als alle meine Brüder schon versorgt waren, fieng ich an, über die von mir zu ergreifende Lebensart ernstlich nachzudenken. Meine Jahre machten nach gerade die Ergreifung eines vesten Entschlusses nothwendig, und die Sorgfalt, die man auf meine Erziehung gewandt hatte, setzte mich in den Stand, nach Gefallen zu wählen. Meine Kenntnisse in der Mathematik und allen sogenannten ritterlichen Wissenschaften konnten aus mir einen tüchtigen Officier; meine Wissenschaft in den Rechten einen brauchbaren Richter und meine theologische Kenntnisse ein geschicktes Mitglied des geistlichen Standes machen. Zu diesem letzten Stande hatte ich die meiste Neigung, vermuthlich weil mein Lehrmeister mir solchen durch sein eigen Beyspiel liebenswürdig gemacht hatte. Ein einziger Umstand hielt mich noch zurück, und das war die Heiligkeit und Reinigkeit, die zu diesem Stande erfodert wird, und die, wie mein ehrlicher Herzel versicherte, selbst Engeln einen Schauer einjagen könnte. Lange war ich darüber zweifelhaft, als ich durch einen unvermutheten Zufall Gelegenheit fand, mich durch eigne

Erfah-

Erfahrung von der Lebensart zu unterrichten, die heut zu Tage in diesem Stande gewöhnlich ist, und die meine Abneigung gegen diesen an sich so ehrwürdigen Stand eben so groß machte, als groß vorher meine Neigung zu denselben gewesen war.

Zweites Kapitel.

Krankheit und Behandlung derselben.

Mein Vater hatte mich in einigen dringenden Familienangelegenheiten verschickt, die er selbst nicht abwarten konnte. Meine Begierde, bald wieder in Wien zu seyn, trieb mich an, alle meine Kräfte anzustrengen, um meinen Auftrag baldigst zu beendigen, und meine Rückreise zu beschleunigen. Ich erhitzte mich dabey, und kam mit einem heftigen Seitenstechen nach Hause. Mein Vater war auf ein Landgut gereist, das wir einige Meilen von Wien hatten, und ward sobald noch nicht zurück erwartet. Meine Mutter war in die Erbauungsstunden gegangen, welche sie mit vier Betschwestern, ihrer guten Freundinnen, bey den ehrwürdigen Patern Franziskanern zu halten pflegte. Kaum hatte ich mich zu Bette gelegt, als sie mit ihren vier Begleiterinnen nach Hause kam, die mich gleich besuchten, sobald sie meine Krankheit erfahren hatten. Sie fingen die Unterhaltung mit einer sehr langen, oder vielmehr langweiligen Predigt an, über die gänzliche Ergebung in den Willen Gottes, und über die Nichtigkeit des menschlichen Lebens, auf dessen Dauer niemand rechnen könnte, und schlossen dieselbe endlich

mit einer mir sehr dringend ans Herz gelegten Ermahnung, aufs allerschleunigste zu beichten. Ich antwortete ihnen, daß es damit noch keine Eil hätte, und daß es mir nöthiger schien, vorläufig einen Arzt hohlen zu lassen. Damit kam ich ihnen gerade recht. Sie fingen nun alle viere zugleich an, zu predigen, und um nur Ruhe zu haben, die mir so nöthig war, versprach ich in der Angst, alles zu thun, was man verlangte.

Sobald sie weg waren, bat ich meine Mutter inständigst, den Arzt holen zu lassen, zu dem ich mehr Zutrauen hatte, als zu allen Predigten der Betschwestern. Wir hatten vordem an dem Herrn Doktor Heiler einen sehr geschickten und einsichtsvollen Arzt gehabt; allein meine Mutter, die so andächtig war, daß sie ihr ganzes Hauswesen bloß nach dem Rath ihrer geistlichen Führer einrichtete, hatte denselben abgedankt, und den Doktor von Kauz zu unserm Hausarzt angenommen. Dieser Windbeutel genoß ein Jahrgeld von der Geistlichkeit für die derselben schon geleisteten und noch zu leistenden Dienste. Meine Mutter schickte also zu ihm und ließ ihn bitten, eiligst zu kommen. Er ließ aber zurück sagen, er könnte vor Morgen nicht kommen, weil er eben beschäftigt wäre, einen dicken Kanonikus abzufertigen. Dieser wäre ihm von vier jungen Geistlichen dringend empfohlen worden, welche begierigst sein Ende erwarteten, um seine Pfründen unter sich zu theilen.

Ich mußte mich also mit Geduld waffnen. Herr von Kauz hielt uns seine Zusage eben so pünktlich,

als

als er sie den vier jungen Geistlichen gehalten hatte. Er kam des folgenden Tages nicht eher, als bis er dem Kanonikus zu einem dauerhaftern Leben verholfen hatte, als dieses irdische Leben ist. Nachdem er meinen Puls befingert, und alle Merkmale und Zufälle meiner Krankheit untersucht hatte, erklärte er uns mit einer wichtigen Mine, daß meine Krankheit in einem Seitenstechen bestünde. Man brauchte eben kein grosser Arzt zu seyn, um diese Entdeckung zu machen; aber nur ein vorsetzlicher Mörder hätte mir können die Arzneyen empfehlen, die er mir verordnete. Er verschrieb mir weiter nichts als kältende Sachen und Kühltränke und befahl, daß ich nichts anders trinken sollte, als was mit Eis abgekühlt worden. Ich glaubte in dieser Vorschrift mein Todesurtheil zu hören. Er merkte meine Bestürzung und suchte mich zu beruhigen. Fürchten Sie sich nicht für meinen Verordnungen, sagte er, wenn sie Ihnen gleich neu und ungewöhnlich scheinen; sie sind darum nichts desto schlimmer, und die Geistlichkeit, die mich mit einem Jahrgelde beehrt, ist mit meiner Behandlungsart aller Gattungen von Krankheiten ungemein zufrieden. Das glaub ich wohl, erwiederte ich, weil die Geistlichkeit von ihrer Art, die Kranken zu behandeln, den meisten Nutzen zieht: ich habe aber noch gar nicht Lust, der Geistlichkeit mit meinen Leichengebüren die Finger zu vergolden, oder unsrer guten Prinzeßinn so geschwinde nachzufolgen, die Sie mit Ihren Arzneyen in die andre Welt geschickt haben. Wenn die Arzneyen, die ich der Prinzeßinn verordnete, versezte er, die gehofte Würkung nicht gethan

haben, so ist das nicht meine Schuld. Die Blatternkrankheit, woran sie gestorben ist, ist eine von den hartnäckigen, die wie die verzogenen Kinder, von den Gange, wozu sie einmahl gewöhnt ist, sich nicht wieder entwöhnen will. Man hatte diese Krankheit bisher an die Herzstärkungen gewöhnt, und sie kann sich noch nicht darin finden sich nunmehr ganz entgegengesezt behandelt zu sehn. Sie sträubt sich gegen unsere jetzige Vorschriften und will lieber die Kranken hinraffen, als sie durch unsre Arzneyen genesen lassen. Allein wir haben eben so wenig Mitleid und eben so viel Hartnäckigkeit, als sie, und werden uns gegen sie auch so lange sträuben, bis sie sich endlich doch wird an unsre Vorschriften gewöhnen müssen. Mit Ihrer Krankheit, mein Herr, ist es nicht ein Haar anders. Die Arzneyen, die ich Ihnen vorschreibe, sind freylich etwas ungewöhnlich, aber sie werden Ihnen darum doch gute Dienste thun, weil sie nach dem unumstößlichen Grundsätzen der neuen Heilkunst eingerichtet sind. Heroische Mittel, mein Herr, können allein den Arzt unsterblich machen, und wenn sie auch den Kranken nicht eben die Wohlthat erweisen, so ersparen sie ihm doch ein langes Quälen. Er schloß diese tröstliche Rede mit einem Griechischen Kraftspruch, der sich eben so zu derselben paßte, wie seine Arzneyen zu meiner Krankheit. Der Ausschlag davon war, daß ich den vesten Vorsaz faßte, von allen seinen Vorschriften auch nicht eine einzige zu befolgen.

Drit-

Drittes Kapitel.

Genesung. Wem solche zugeschrieben wird.

Inzwischen hatten die vier Freundinnen meiner Mutter, die mich in meiner Krankheit besucht hatten, nichts angelegners, als die Nachricht von meiner Unpäßlichkeit in allen hundert und siebzehn Strassen und Gassen von Wien auszuposaunen. Ich kenne keine durchdringendere Trompete, als die Zunge eines Frauenzimmers, besonders einer Betschwester. Es dauerte nicht lange, so wußte man in allen Klöstern der Stadt meine Krankheit nebst meinem Betragen dabey, mit allen, auch den kleinsten Umständen, und weil meine Mutter in allen Klöstern bekannt war, so ward unser Haus den ganzen Tag nie von Mönchen ledig, welche kamen, ihr ihr Beyleyd zu bezeugen und mir Zuspruch zu bringen.

In dieser frommen Absicht schleppten sie alles herbey, was sie an kostbaren und durch verjährten Aberglauben dem Pöbel ehrwürdig gewordnen Reliquien besaßen. Sie waren eben im Begriff, die Heilkräfte dieser geheiligten Alfanzereyen an mir zu versuchen, als zum Unglück für sie mein Vater ankam, der meine Krankheit erfahren hatte. Da sie wußten, wie wenig derselbe auf alle diese heilige Marktschreyereyen hielt, so erkaltete ihr wunderthätiger Eifer augenblicklich, und sie begnügten sich, mich mit kurzen Worten zur Geduld zu ermahnen, womit sie unvermerkt, einer nach dem andern verschwanden,

und

und dadurch meine Mutter nicht wenig betrübten, die meiner wunderthätigen Genesung mit ungezweifelter Zuversicht entgegen gesehn hatte.

Das erste, was mein Vater that, war, daß er den Herrn Doktor Heiler hohlen ließ, der in dem Augenblicke erschien. Dieser Mann kam, wie er uns erzählte, aus dem Jesuiterkollegium zu St. Anna, wo er drey Tage zugebracht und unbeschreibliche Mühe angewandt hatte, den Pater Rektor von einer Ueberladung des Magens wieder herzustellen. Er hielt sich nicht, wie sein Kollege gethan hatte, mit gelehrten Geschwätz über meine Krankheit auf, sondern legte gleich Hand an zur Heilung, und ließ mir vorläufig, in seiner Gegenwart, eine gute Portion Blut abzapfen. Dies erleichterte mich ungemein. Des Abends ward ein zweyter Aderlaß verordnet, der aber nicht so wohlthätige Würkung that. Den folgenden Morgen ward mir zum drittenmahl zur Ader gelassen, und hierauf ward es zusehends schlimmer mit mir. Mein Arzt, der einen schnellen Tod befürchtete, rieth mir, mein Haus zu bestellen, und meine Gewissensangelegenheiten in Ordnung zu bringen, und ich folgte seinem Rath mit vieler Gegenwart des Geistes, in der besten Fassung und mit völliger Ergebung in den göttlichen Rathschluß. Es war hohe Zeit, denn kaum war ich damit fertig, als ich in einen tiefen Schlaf verfiel, während dessen mich jedermann für todt hielt.

Man kann sich die Betrübniß und den Schmerz der ganzen Familie leicht vorstellen. Das ganze Haus er-

ertönte von Weinen und Klagen. Das Wehklagen meiner Mutter hätte auch das fühlloseste Herz zum Mitleid erweichen können. Der gute Doktor Heiler, dem ihr Geschrey und mein Zustand unaussprechlich nahe ging, erschöpfte alle Geheimnisse seiner Kunst, um mich aus diesem Todtenschlaf zu erwecken; aber alle seine Bemühungen waren fruchtlos. Meine Mutter wußte nicht mehr, an welchen Heiligen sie sich wenden sollte. Denn es ist wohl kein Heiliger im Himmel, er mag so klein und unberühmt seyn, als er will, dem sie mich nicht tausendmahl empfohlen hätte *). Da sie endlich gar nicht mehr wußte, was sie anfangen sollte, um mich zu retten, so fiel sie auf ein Mittel, das ich hier bloß anführe, um zu zeigen, wie weit die Zärtlichkeit einer Mutter für ihr Kind und zugleich ihre Schwachheit für die Mön-

che

*) Der Verfasser dieser Geschichte dachte wohl nicht daran, als er diese Stelle niederschrieb, daß er — soll ich sagen zu Gunsten oder zu Ungunsten seiner Mutter? — die größte Rodomontade zu Papier brachte, die mir seit langer Zeit vor Augen gekommen ist. Was müßte die Frau für eine gewaltige Beterinn gewes.n seyn, da nur der Benediktinerorden ganz allein eine Seligenkolonie von 30000. Seelen in dem Himmel hat, worunter sich bloß an würklich kanonisirten Heiligen 55000, sage: Fünf und fuufzig tausend heilige Köpfe befinden. S. Briefe aus dem Noviziat; II Bändgen S. 75. Diser error in calculo thut indessen der Geschichtschreibertreue unsers Verfassers keinen Eintrag; denn in allem, was Thatsachen betrift, geht er mit der gewissenhaftesten Genauigkeit zu Werke. Anmerk. des Herausgebers.

che und das Mönchswesen gehn kann. Da sie an meinem Aufkommen gänzlich verzweifelte, so that sie in der Angst ein Gelübde, daß ich ein Franziskaner werden sollte, wenn ich von diesem Krankenlager noch einmahl davon käme.

Kaum hatte meine Mutter dieses Gelübde gethan, als ich zufälligerweise einige Lebenszeichen von mir gab. Sobald sie das sahe, schrie sie über Wunder, fiel mir um den Hals, und ermahnte mich, dem Gelübde ein Gnüge zu leisten, welches sie eben gethan hätte. Ich war noch so wenig aus meiner Schlafsucht zu mir selbst gekommen, daß ich nichts von alle dem verstand, was sie mir vorsagte. So viel sah ich wohl, daß sie meine Mutter war, und daß sie in Thränen zerfloß; ich nahm also alle meine Kräfte zusammen, und drückte ihr mit der erkenntlichsten Zärtlichkeit die Hand, um ihr zu erkennen zu geben, wie sehr ich von ihren Thränen und ihrem antheilnehmenden Mitleiden gerührt wäre. Unglücklicherweise nahm sie diesen Händedruck für eine ausdrückliche Einwilligung in das Gelübde, daß sie für mich gethan hatte, und wovon ich nicht das geringste wußte.

Mein Arzt verdoppelte indessen seinen Eifer und seine Bemühungen, da er sahe, daß ich aus der Schlafsucht wieder zu mir selbst gekommen war. Seine Sorgfalt war auch nicht vergeblich, denn nach Verlauf einiger Stunden befand ich mich merklich besser. Meine Mutter schrieb diese Veränderung ganz allein der Würkung des Heiligen zu, der denn

frey-

freylich wohl nicht entgegengewürkt haben mogte. Meine Besserung ging nun von Tage zu Tage erwünschter von statten, und mittelst einer Verhatlungsvorschrift des guten Doktors H[illegible], die ich sehr gewissenhaft befolgte, war ich im kurzen völlig hergestellt. Damit ich meine verlorne Kräfte desto geschwinder wieder sammeln mögte, schlug man mir einen kurzen Aufenthalt auf dem Lande vor. Nun hatten wir zwar selbst, wie ich schon gesagt habe, ein Landgut in der Nachbarschaft von Wien, allein man hielt die Luft daselbst für unzuträglich, weil es an der Donau lag, und mein Vater ließ es also auf mich ankommen, ob ich lieber seinen Bruder, der eine Landpfarre hatte, besuchen, und bey demselben einige Zeit verweilen wollte. Dieser Geistliche hatte eine der einträglichsten Pfarren des ganzen Kirchsprengels, die eine sehr gesunde und dabey überaus anmuthige Lage hatte. Ich nahm diesen Vorschlag mit Vergnügen an; denn ich hatte noch immer einige Neigung für den geistlichen Stand, und hier glaubte ich die beste Gelegenheit zu finden, zu erfahren, wie man ungefehr in diesem Stande lebte. Meine Mutter, die wohl wußte, daß dieser ehrliche Pfarrer, mein Oheim, eben so viel Absehen für das Mönchswesen, als sie Neigung für dasselbe, hatte, that ihr möglichstes, mich von dieser Reise abzuhalten. Sie stellte mir vor, daß ich ungerecht handelte, mich von meiner Familie zu trennen, der ich eben jetzo durch ein Wunderwerk wieder geschenkt wäre, nachdem man mich schon, als unwiederbringlich verlohren, beweint hätte, und schloß ihre Vorstellung mit diesen Worten: Hast

du

du denn schon das Versprechen vergessen, mein Sohn! welches du Gott gethan hast, als er dich durch ein so augenscheinliches Wunder den Klauen des Todes entriß? Bedenke doch, daß du ganz ernsthaftere und wichtigere Sachen auszuführen hast, als eine eitle Lustreise zu deinem Oheim.

Diese Worte waren für meinen Vater und für mich ein unauflößliches Räthsel. Mein Vater nahm, nach einigem Stillschweigen, das Wort und bat meine Mutter um eine Erklärung desselben. Sie fing darauf an, ihm das angebliche Wunder, meine Schlafsucht betreffend, zu erzählen. Aber wer mag das Erstaunen schildern, zu welchem wir beyde, bey dieser Erzählung, hingerissen wurden? Mein Vater fragte mich ängstlich, ob ich denn würklich ein solches Versprechen gethan hätte. Ich antwortete ihm, daß mir in mein Leben kein Gedanke davon eingefallen wäre: Hätte ich aber auch wirklich, während meiner Schlafsucht, (welches doch immer schwer zu glauben seyn würde;) ein solches Versprechen gethan, so wäre es doch bekannt, daß dergleichen Versprechungen eben so wenig verbindlich wären; als wenn ein Einwohner des Tollhauses sich anheischig machte, dem Großmogol vom Thron zu stossen. Mein Vater hielt hierauf meiner Mutter eine sehr pathetische Rede, deren Hauptinhalt dahin ging, daß er niemals zugeben würde, daß sein Fleisch und Blut sich in eine Bande von Müßiggängern einschreiben liesse, die aus Familienhaß oder Unüberlegtheit, sehr oft auch aus noch weit schlechtern, Gott und die Menschheit entehrenden, Nebenabsichten sich entschlossen

sen hätten, auf Unkosten andächtiger, oder vielmehr abergläubischer Schaafsköpfe zu faullenzen, oder noch was schlimmers zu thun.

Diese Probe von meines Vaters Beredsamkeit war nicht so glücklich, den Beyfall meiner Mutter zu erhalten. Sie fand aber doch gut, nichts dagegen einzuwenden, sondern schien stillschweigend die Verblendung meines Vaters zu bedauern. Aus Achtung für meine Mutter, der es eben so schmerzlich war, als überhaupt unsern frommen Wienerinnen, wenn man in ihrer Gegenwart von ihren Gewissensräthen, Beichtvätern, Asceten u. s. w. übel sprach, suchte ich das Gespräch auf etwas anders zu lenken. Mein Vater aber, der nun einmal sein Streitroß gegen alles, was eine Kutte trägt, bestiegen, und sich in dem Sattel dieses seines Steckenpferdes vestgesetzt hatte, war gar nicht davon abzubringen. Er richtete daher nunmehr seine Rede an mich, und ich glaube, daß es meinen Lesern nicht unangenehm seyn wird, wenn ich dieselbe hier wörtlich wiederhohle.

„Höre mir zu, mein Sohn! was ich dir jetzt „sagen will, ist wichtiger, als du denkst, und man„cher verflucht seine Eltern in irgend einem Winkel „des Klosters, der sie mit Freudenthränen segnen „würde, wenn sie so aufrichtig und offenherzig mit „ihm geredet hätten, wie ich jetzt mit dir rede. Es ist „nicht zu läugnen, daß der Mönchsstand, bey seiner „Entstehung, viel vorzügliches und schätzbares hatte. „Seine Eltern, Freunde und Verwandte verlassen,

„und Jesu Christo nachfolgen; seinen Willen auf-
„opfern, und sich dem Willen andrer unbedingt un-
„terwerfen; sein Haab und Gut mit dem Rücken an-
„sehn und allen Vergnügungen der Welt entsagen,
„wie erlaubt und unschuldig dieselben auch immer
„seyn mögen, und sich lebendig in eine Einöde be-
„graben — das sind, meines Erachtens, Dinge,
„die ohne übermenschliche Tugend und ohne den höch-
„sten Sieg der göttlichen Gnade nicht ausgeführt
„werden können. Auch kann ich ohne heiliges Entzü-
„cken nicht an die frommen Einsiedler denken, welche
„in den ersten Jahrhunderten des Christenthums den
„glänzendsten Glücksumständen entsagten, und in der
„Einsamkeit, sich bloß mit Gott und ihrem Seelen-
„heil zu beschäftigen. Auch führte der Geruch ihrer
„Heiligkeit diesen ehrwürdigen Männern eine unzähl-
„bare Menge von Schülern zu, die in diesen Einöden
„heilige Weisheit zu lernen begierig waren, so daß
„man mit Erstaunen diese Wüsten in Städte und die
„Städte in Wüsten sich verwandeln sahe.

„Diese Wunder des Orients breiten sich zu den
„Zeiten unsrer Vorfahren auch in Europa aus. Ein
„Benedikt, ein Bernhard, ein Dominik, ein
„Franzisk, ein Bruno und andere mehr ahmten
„diesen ersten Einsamen nach, und sammelten Schü-
„ler um sich her, welchen sie einen Theil ihres heili-
„gen Bußeifers einflößten. Diese Schüler aber, an-
„statt in Wüsten zu wohnen, wie ihre heiligen Stif-
„ter thaten, fanden für besser, sich in Städten nie-
„derzulassen, um zur Erbauung und Gewinnung meh-
„rerer Seelen näher bey der Hand zu seyn. Ihre
„Ab-

„Absicht mogte wohl löblich seyn; klug aber war es „gewiß nicht gehandelt. Ihr heiligstrenges Leben „verschafte ihnen zwar viele Schüler; die Klöster „wurden voll und durch die gutwillige Freygebigkeit „der Gläubigen reich, welche gleich beym Eintritt „ihr ganzes Vermögen dem Kloster hingaben: aber „eben diese Freygebigkeit war es, die die Klöster „verdarb. Der Hochmuth, diese mit dem Reichthum „fast immer verschwisterte Pest der Seelen, schlich „sich zugleich mit dem Golde bey ihnen ein. Die „Ankömmlinge wollten nun schon, nach dem Maasse „des Reichthums, den sie dem Kloster mitgebracht „hatten, vor andern geehrt seyn und Vorzüge ge„niessen. Diese Vorzüge erzeugten Trägheit, Aus„schweifungen, und alle die Laster, die aus dem „Hochmuth zu entspringen pflegen. Und dies ist der „Grund von der allgemeinen Verderbniß, die heut zu „Tage jeder denkende Mensch in unsern Klöstern mit „Grausen erblickt. Da ist keine Spur mehr von dem „Geiste der ächten Demuth, der ehemals die Mönche „belebte und sie antrieb, sich unter einander, wie „Brüder, zu lieben. Man sieht jetzt nichts, als „hohes Wesen, beleidigende Vorzüge, Neid, Ver„achtung, Verfolgung, Zwietracht, Rotten, Haß, „Saufen, Fressen, und eine noch weit grössere Men„ge von Greuel und Abscheulichkeiten, wovor die „empörte Menschheit mit Grausen zurückfährt, und „die ich hier mit Stillschweigen übergehe, um noch „etwas über den Mönchsstolz zu sagen. Hier sieht „man Ordensgenerale, die ihre Provinziale verach„ten, Provinziale, die sich über die Guardiane erhe-

„ben, Guardiane, die ihren Untergebenen übel be-
„gegnen, Mönche endlich, die, weil sie die Priester-
„weyhe empfangen haben, ihre Layenbrüder kaum ei-
„nes Blicks würdigen, sondern sie mit Verachtung
„die Küchendienste verrichten heissen, obgleich ihr gan-
„zer Vorzug vor denselben weiter in nichts besteht,
„als daß man ihnen die Kolbe beschoren hat. Da-
„her entstehen alle die geheimen Ränke der Mönche,
„sich unter einander die Klosterbedienungen wegzu-
„schnappen; daher die Eifersucht, die sie antreibt,
„sich unter einander zu verläumden und zu verfuchs-
„schwänzen; daher der ewige Haß und Zank, die
„oft so schauerliche Folgen haben, daß wenn die
„Mönchspolitik nicht die grausamsten Auftritte der
„Kenntniß der Welt zu entziehn wüßte, längst alle
„Klöster, als Klöster von der ganzen Oberfläche des
„Erdbodens vertilgt seyn müßten; daher endlich alle
„die unaussprechlich ärgerliche Ausschweifungen, wel-
„che machen, das diejenigen, die in ein Kloster
„gehn, glauben müssen, sie kommen in eine Hölle,
„anstatt daß sie eine stille und heilige Zuflucht such-
„ten, um ungestörter an dem Heil ihrer Seelen zu
„arbeiten! — Und nun, mein Kind; sagte er, in-
„dem er sich plötzlich zu meiner Mutter wandte, nun
„urtheile selbst, ob man nicht, wenn man noch einen
„Funken gesunder Vernunft und wahrer Religion be-
„sitzt, seine Kinder lieber von diesem Stande aus
„allen Kräften zurückhalten, als sie höchstunbedacht-
„samerweise hineintreiben sollte, wie du es zu thun
„im Begriff warst." —

Ich hörte alle diese Dinge mit desto größerer Aufmerksamkeit an, je neuer und lehrreicher sie mir schienen, und je eindringender meines Vaters ungekünstelte aber ganz hinreißende Beredsamkeit auf meine Seele gewürkt hatte. Meine Mutter, der diese Probe von meines Vaters Wohlredenheit so beyfallswürdig eben nicht scheinen mogte, hatte nichts angelegners, als sich in ihr Zimmer zurückzuziehn, aus Furcht, daß mein Vater noch eine zwote Lobrede auf die Mönche anstimmen mögte, in welche sie sich nun einmahl, so zu sagen, verliebt hatte. Ich sahe es recht gern, daß sie mich mit meinem Vater allein ließ, der nun einmahl im Zuge war, seinem Herzen Luft zu machen. Da ihm seine Geschäfte wenig Zeit zu solchen lehrreichen Gesprächen mit mir übrig liessen, so war ich desto begieriger, diese zufällige Gelegenheit und die Laune desselben zu benutzen. Sie scheinen, sagte ich, von dem Lebenswandel der Mönche sehr gut unterrichtet zu seyn, und das wundert mich, denn ich sahe sie niemals mit denselben umgehn. Eben weil ich sie kenne, mein Sohn! war seine Antwort, so flieh ich ihren Umgang, der nur für Strohköpfe und Weiber gehört. Du wirst auch allemahl sehn, daß sich die Mönche zu solchen Personen gesellen, denn nur bey solchen können sie, nach ihrem Ausdruck, so recht ihren Schnitt machen. Er erzählte mir darauf einige Streiche dieser andächtigen Beutelschneider, die mich ungemein belustigten. Er war im Zuge, mir deren noch viel mehrere zu erzählen; allein der Graf von Queerfeld ließ ihn zu sich rufen, um ihm einige Befehle vom Hofe mitzutheilen, deren Voll-

ziehung keinen Aufschub litte, und so ward unser Gespräch unterbrochen.

Viertes Kapitel.

Ueberredung zum Mönchsstand. Angenehme und treuherzige Schilderung des Klosterlebens.

Als ich auf meinem Zimmer noch einige Zeitlang dem Gespräch mit meinem Vater nachgedacht hatte, ergriff ich ein Buch, um mich zu zerstreuen. Ich hatte kaum eine Seite gelesen, als ein Ordensmann zu mir ins Zimmer trat, der mich sehr höflich grüßte, und mir zu meiner Genesung Glück wünschte. Dies war der Pater Ignaz Heltenschweler, ein Franziskaner, und einer von den Gewissensräthen meiner Mutter. Einer davon, sag ich; denn sie hatte so viel Beichtväter und Gewissensräthe, als wir Klöster in Wien haben. Dieser war aber einer von den Auserwählten, dem sie ihre Schooßneigungen, ihre Lieblingssünden vertraute und den sie nur in grossen und wichtigen Fällen zu Rathe zog. Gleichwohl war derselbe nichts weniger, als ein Genie. Er hatte wenig Verstand, aber desto mehr Fleisch und Knochen; übrigens aber die schönste männliche Figur, die man sehen kann. Mehr braucht ein Mönch nicht, um alle andächtige weibliche Seelen der ganzen Stadt um seinen Beichtstuhl zu versammeln. Unsere fromme Wienerinnen suchten es sich in der Andacht einander zuvorzuthun, und Pater Ignaz bearbeitete diese heilsbegierige Seelen mit einer

ner Kraft und Dauer, die mancher Laye, der von dem Einfluß der mitwürkenden Gnade keinen Begriff hat, bewunderte und beneidete.

Anfänglich glaubte ich, Pater Ignaz suchte meine Mutter. Ich bat ihn, sich zu setzen, und erbot mich, ihn bey meiner Mutter anmelden zu lassen. Das ist nicht nöthig, mein lieber Junker, antwortete er, denn ich komme eben von ihr her, und suche hier Niemanden, als Sie einzig und allein. Ich habe von Ihrer Frau Mutter alle Umstände Ihrer nun überstandnen Krankheit und zugleich das Wunder erfahren, das unser heiliger Patriarch, unser grosser seraphischer Vater, zu Ihrem Besten gewürkt hat. Von seiner kräftigen Fürsprache und dem kindlichen Vertrauen, das Ihre fromme Frau Mutter und Sie immer auf diesen erhabenen Wunderthäter gesetzt haben, ließ sich wohl nichts geringeres erwarten. Dabey kann ich aber nicht umhin, Ihnen in seinem Nahmen eine Undankbarkeit vorzurücken. Sie wissen, unter welcher Bedingung Sie dem Tode entrissen sind. Soll es gesagt werden, daß der Sohn einer Theresia von Ecking, dieser Andachts- und Tugendkrone von Wien, eines Erinnerers bedürfe, um seine Gelübde zu bezahlen. Durch das von Ihnen gethane Gelübde haben Sie sich Gott und uns gewidmet. Wir haben gleichsam ein dingliches Recht auf Ihre Person erworben, und Sie können Sich uns nicht mehr entziehn, ohne sich des Lasters der Apostasie schuldig zu machen, welches von allen geistlichen Richterstühlen für eine der höchsten Todtsünden erklärt wird.

Voll Erstaunens über diese unerwartete Anrede, gab ich zur Antwort: Ich weiß wohl, ehrwürdiger Pater, daß Gott sich nicht spotten läßt, und daß man ihm seine Zusagen halten und seine Gelübde bezahlen muß. Ich muß es aber von Ihnen als einen Spott aufnehmen, wenn Sie mir ein Gelübde aufbürden wollen, woran ich nie gedacht habe. Ich sollte gelobt haben, in Ihren Orden zu treten? Ich, der ich nie einen Ordensmann ansehn kann, ohne im Innersten meines Herzens die Regungen des vollkommensten Mitleids zu empfinden? und ohne von einem fühlbaren Schauer .... Es ist nicht zu läugnen, unterbrach mich Pater Ignaz, daß unser Aeusserliches, für junge Leute von Ihren Jahren, wenig reizendes hat. Unsrer andächtige Mine, die Strengigkeit unserer Ordensregel, unsere grobe und unmodische Kleidung, sind lauter Dinge, die einem jungen Menschen nicht sehr wünschenswerth vorkommen können, der eben die Bequemlichkeiten und Vergnügungen der Welt zu kosten angefangen hat, und auf einen langwierigen Genuß derselben rechnet. Man muß aber nicht nach dem Schein urtheilen. Die Welt hat ihre Dornen, sie mag mit allen ihren Freuden dem Jünglinge so verführerisch lächeln, als sie immer will; und unsere Lebensart hat dagegen ihre eigene Annehmlichkeiten, wenn sie auch noch so strenge scheinen sollte. Es scheint freylich hart, seine Freunde, Verwandten, und Vermögen zu verlassen, und ein Bettler zu werden; vielleicht wissen Sie aber noch nicht, daß wir nur, dem Nahmen nach, Bettler sind, in der That aber mehr Reichthümer besitzen, als

die vornehmsten Herren. Diese haben nur einige Häuser, höchstens einige Dörfer, in Besitz, wogegen ein Mönch in allen Gegenden von Europa fast in allen Städten und sogar in Amerika Besitzungen hat. Wir thun zwar auf alles Eigenthum Verzicht, allein diese öffentlich angenommene evangelische Armuth ist nur eine bequeme spanische Wand, hinter welcher wir uns an allen erdenklichen zeitlichen Gütern und an dem Genuß aller Vergnügungen sättigen, welche der Reichthum gewähren kann. Die Welt, der wir den Abschied gegeben haben, überhäuft uns mit ihren Gütern und Liebkosungen, recht als wenn es ihr nahe ginge, daß wir ihr den Rücken zugekehrt haben, und als wenn sie alle ihre Kräfte zu dem Versuche zusammen nehmen wollte, uns wieder in ihren Schooß zurückzuziehn. Vergnügungen, Ehrenbezeigungen, Glücksgüter, alles lächelt uns zu. Wir dürfen uns nur sehn lassen, so scheint es, als wenn unsere heilige Kleidung gleich alles Unangenehme wegscheuchte. Die Ehemänner lassen uns bey ihren Frauen allein, aus Furcht, uns durch Aeusserungen einer unzeitigen Eifersucht zu beleidigen. Liebhaber ziehn sich vor uns zurück, und überlassen uns die Gegenstände ihrer Neigung. Väter und Mütter, die uns sammt und sonders als Heilige betrachten und verehren, übergeben ihre Töchter unserer Gewissensleitung, und vertrauen uns dieselben viel zuversichtlicher an, als dem redlichsten Weltmanne. So viel von den Städten.

Auf dem Lande giebt es wieder andre Vergnügungen. Wir sind überall willkommen. Bey Tische ist der vornehmste Platz immer für uns, so wie die besten

 Bissen,

Bissen, die ausgesuchtesten Weine, der beste Kaffee, die reinlichsten Zimmer, die feinste Wäsche, die weichsten Betten, und das alles, um uns für die Strenge und Abtödtung einigermassen schadlos zu halten, die doch bloß in unserer Kleidung besteht.

Die Aufmerksamkeit, womit ich dem Pater Ignaz Heltenschweler zugehört hatte, mogte ihn verleitet haben, zu glauben, daß er einen völligen Triumph über meine Unschlüßigkeit davon getragen hätte, und die Freude über diesen vermeintlichen Sieg mogte ihn verhindern, gewahr zu werden, daß seine Rede gerade das Gegentheil bey mir gewürkt hatte. Er war mir nun auch als der niederträchtigste Heuchler verächtlich geworden. Indessen machte er sich gefaßt, in seinem erbaulichen Vortrage fortzufahren, als mein Vater plötzlich ins Zimmer trat, weil er vermuthlich die Pantoffeln des Mönches nicht gesehn, die dieser vor der Thür gelassen hatte, und die bey uns katholischen für geweyhte Grenzsteine angesehn zu werden pflegen, über welche hinwegzuschreiten keinem Sterblichen erlaubt ist. Sobald Pater Ignaz meinen Vater erblickte, empfahl er sich, ermahnte mich jedoch aufs eifrigste, von unserer gehabten Unterredung keinem Menschen das Geringste zu entdecken. Mein Vater, dem sein Wortwechsel mit meiner Mutter über mein vermeintliches Gelübde noch in frischem Andenken schwebte, muthmaßte gleich, daß der Mönch nicht ohne Absicht zu mir gekommen wäre. Er fragte mich daher um sein Geschäft bey mir, und ich ermangelte nicht, demselben unsere Unterredung haarklein zu erzählen, worüber er sich nicht wenig belustigte.

Fünf-

Fünftes Kapitel.

Ecking reißt zu seinem Oheim. Schilderung des Oheims. Zusammenkunft einiger Konfratern.

Die Unterredung, welche Pater Ignaz Heltenschweler mit mir gehalten hatte, machte meinem Vater bange, daß die Mönche, welche eben nicht die Leute sind, sich durch fehlgeschlagene Versuche abschrecken zu lassen, so oft von vorn anfangen würden, mich in Versuchung zu führen, daß es ihnen am Ende doch noch wohl glücken mögte, mich in ihr Netz zu ziehn. Um mich gegen ihre Verfolgungen in Sicherheit zu setzen, wiederhohlte er den Vorschlag, daß ich einige Zeit bey seinem Bruder Franz von Ecking zubringen mögte. Ich nahm den Vorschlag mit Freuden an, weil er das einzige Mittel war, dem beständigen Anliegen meiner Mutter auszuweichen, welche mich von früh bis in die Nacht mit nichts unterhielt, als mit dem Klosterleben und dem heiligen Mönchsstand. Ich trat also meine Reise an, und kam nach zween Tagen zu meinem Oheim, der mich mit aller ersinnlichen Freude empfing. Dieser Oheim war etwa fünf Fuß hoch und vier Fuß dick. Sein volles dunkelrothes Gesicht bewieß durch die häufigen Kupferflecken, womit es besäet war, daß die Enthaltung vom Weintrinken nicht in sein Gelübde gehörte. Seine Augen waren mit rothen Rändern eingefaßt, seine Backen aufgeblasen, wie die Backen der Fama, wenn sie in die Trompete des Nachruhms bläßt, und sein Kinn ein

wahres

wahres deutsches Domherrnkinn *), das in drey verschiedenen Absätzen zur Brust herunterhing. Sein übriger Körper hatte nichts auszeichnendes; denn daß seine Füsse außerordentlich dick waren, ging ganz natürlich zu, weil sie sonst einen so ungeheuren Klumpen Fleisch nicht füglich hätten tragen können. Ich fand diesen theuren Oheim an der Tafel in Gesellschaft einer jungen sehr artigen Haushälterinn, welche er für die Tochter seiner Magd ausgab. Ich maß diesem seinem Vorgeben ganz treuherzig Glauben bey, entdeckte aber doch in dem Gesichte dieses jungen Mädchens gewisse Züge, welche die Zuneigung, die mein Oheim für dasselbe blicken ließ, hinlänglich zu rechtfertigen schienen.

Sobald ich in das Zimmer trat, erhob er sich, nicht ohne Mühe, von seinem Sitze, um mich zu umarmen. Er hieß mich niedersitzen, und ließ die Schüsseln, die man von seinem Abendessen schon abgetragen hatte, wieder aufsetzen. Wir tranken dabey Meßwein in großer Menge. Ich sage, wir, denn obgleich Oheim Franz mit seinem Abendessen beynahe fertig war, als ich

*) Es hat wahrscheinlicherweise zu den Zeiten, da der Verfasser seine Geschichte schrieb, eben so wohl, als jezt, viele würdige Domherrn gegeben, die es nicht verdienten, daß Züge von ihnen entlehnt würden, um ein satyrisches Gemählde zu vollenden. Vermuthlich hat er bloß diejenigen im Sinne gehabt, von welchen noch neulich Pfeffel schrieb:

Daher entstanden in dem Staate
Die Esel, die auf Polstern ruhn,
Und weltliche Kanonikate
Geniessen — bloß um nichts zu thun.

Anmerk. des Herausgebers.

ich ankam, so fing er doch von neuem an zu essen, als wenn er den ganzen Tag gefastet hätte. Unser Schmaus dauerte bis um zwey Uhr nach Mitternacht, ohne daß mein ehrwürdiger Oheim, welcher am folgenden Morgen Messe lesen mußte, aufhörte, Glas auf Glas zu leeren. Vermuthlich vergaß er diese Kleinigkeit über dem Vergnügen, eine Menge Familienneuigkeiten zu hören, wonach er sich sehr begierig erkundigte. Nachdem ich seine Neugier möglichst befriedigt hatte, gingen wir ziemlich berauscht zu Bette. Ich schlief bis es Zeit war, in die Messe zu gehn, welche Oheim Franz, ohne den geringsten Gewissensscrupel, celebrirte.

Als wir nach Hause kamen, fanden wir Gesellschaft, nehmlich zwo Damen aus der Stadt Kloster-Neubnrg, die mit meinem Oheim bekannt waren. Die angenehme Jahrszeit hatte sie auf das Land gelockt, und sie waren in Begleitung eines Kavaliers aus dortiger Gegend gekommen, um meinen Oheim zu überfallen, und sich eine Mittagsmahlzeit auszubitten. Mein Oheim empfing sie sehr freundschaftlich, und machte gleich Anstalt, seine Gäste auf das beste zu bewirthen. Während dieser Zeit sahen wir sechs benachbarte Dorfpfarrer einen nach dem andern ankommen, und wir erfuhren, daß diese Herrn zu einer Art von Synodalkonferenz zusammenkamen, welche bey meinem Oheim gehalten werden sollte, der ihr Dechant war. Da ich von dergleichen Konferenzen niemals gehört hatte, so fragte ich, was es damit für eine Bewandniß hätte, und ich bekam zur Antwort, daß die Bischöfe in jedem Dekanat solche Zusammenkünfte angeordnet

hätten,

hätten, wobey sich alle Pfarrer richtig einfinden müßten. Bey diesen Zusammenkünften würde irgend eine Materie aus der Theologie oder Moral, auch wohl zuweilen ein Gewissensfall auf die Bahn gebracht, worüber jeder der Anwesenden seine Meynung sagte und die etwanigen Zweifel, nach seiner Einsicht, zu heben versuchte. Diese Gutachten würden protokollirt, und dem Bischof eingereicht, der solche durch seine Theologen untersuchen und in Ordnung bringen und in der Folge drucken ließe.

Ich wußte also nun die Ursach, warum alle diese Herrn meinen Oheim besuchten. Sie ritten vortrefliche Pferde, und ihrem Aufzuge konnte man die damals herschenden schlechten Zeiten gar nicht ansehen. Sobald sie abgestiegen waren, bezeigten sie ihrem Dechanten ihre Ehrfurcht, der ihre Höflichkeit mit einem grossen Schinken beantwortete, den er zum Anbiß auftragen ließ, und den sie bis auf die Knochen verzehrten. Die Damen, die gar nicht auf so zahlreiche Gesellschaft gerechnet hatten, wollten sich gleich nach dem Frühstück empfehlen, liessen sich aber durch die vereinigten Bitten der Gesellschaft endlich bewegen, zum Mittagsessen da zu bleiben. Zum Zeitvertreib bis zur Tafel wurden Karten gegeben, und ein Spiel gemacht.

Während dieser wichtigen Beschäftigung kam ein Bauer, dessen Ehefrau in den letzten Zügen lag, und verlangte die Sakramente für die Kranke. Mein Oheim, der mit Anordnung der Küche und der Mittagstafel beschäftigt war, bat seine Herrn Kollegen, daß doch einer von ihnen einen Augenblick vom Spiel

abbre-

abbrechen, und diese Amtsverrichtung, statt seiner, übernehmen mögte. Alle versprachen, es zu thun, aber keiner wollte vom Fleck gehn, bis das Spiel geendigt wäre, so daß der armen Kranken hinlängliche Zeit gelassen ward, ohne Sakramente zu sterben, oder, wie jener Bernhardiner Mönch einst sagte, sine lux et crux von hinnen zu scheiden. Sie hatte auch in der That das Ende des Spiels nicht abgewartet, und sie war würklich todt, als die Sakramente anlangten. Dieser Vorfall machte indessen auf unsere geistliche Herren nicht den mindesten Eindruck; sie setzten vielmehr ganz gelassen ihr Spiel fort, bis zur Tafel gerufen ward.

Auf diesen Ruf ließ jeder augenblicklich die Karten aus der Hand fallen, und eilte dem Speisezimmer zu. Ueberfluß, Reichthum, und Sauberkeit stralte hier von allen Seiten. Der Tisch knarrte unter der Menge der ausgesuchtesten Speisen, die sich der wollüstigste Prälat nicht niedlicher auftragen läßt, und die Schenktische waren mit ansehnlichen Kelchgläsern und vollen Flaschen besetzt. Man wirft uns Wienern nicht ohne Grund einen entschiedenen Hang zur Sinnlichkeit vor, und es ist wahr, daß wir wollüstig leben, gern in die Schauspiele gehn, besonders wo Hanswurst und Casperle ihre Schwänke auskramen, mit Vergnügen die Thierhetze besuchen, hauptsächlich aber eine leckere Tafel lieben. Man kann also leicht denken, daß eine gut besetzte Tafel für mich eben kein ungewöhnlicher Anblick war; und doch überraschte mich die Tafel meines Oheims, weil sie alles übertraf, was ich bey einem Dorfpfarrer zu sehn hoffen konnte.

Ich beobachtete mit Vergnügen die Gesichter der geistlichen Herren, die sich beym Anblick dieser Tafel zusehends erheiterten. Nach einem sehr kurzen Tischgebet fielen sie über die Speisen her, unter welchen sie eine solche Niederlage anrichteten, daß ich mich nicht erinnere, jemals einer schnellern Zerstörung zugesehn zu haben. Auch hörte man bey dem ersten Gange niemanden ein Wort sprechen, es wäre denn, um ein Glas Wein zu fordern. Beym zweeten Gange fand sich endlich die Sprache allmählig wieder, weil die Damen wenigstens für sich eine Unverdaulichkeit befürchteten, wenn sie das Essen nicht mit Plaudern unterbrächen. Anfänglich wollte es mit dem Gespräche noch nicht recht fort; ein Dutzend Weinflaschen mehr gaben demselben endlich den gehörigen Schwung. Man fing damit an, einige Pfarrer aus der Nachbarschaft durch die Musterung gehn zu lassen, welche einige verdrießliche Händel gehabt hatten. Es ist doch ein Unglück, sagte einer, für den armen Pfarrer von Albenheim, daß er einem solchen Bischof in die Klauen gerathen ist, wie der seinige. Da hat der arme Schelm ein Mühmchen bey sich gehabt, und da soll er halt! nicht genau genug auf den Grad der Verwandschaft Acht gegeben haben, und da hat er nun beständig den Bischof auf dem Halse, als wenn wir Dorfpfarrer die Spizfündigkeiten des kanonischen Rechts so auf ein Haar wissen müßten, wie die Bischöfe. Das ist ja aber seine eigne Schuld, rief ein andrer, warum macht er es nicht, wie ich; ein paar Thaler hätten ihm aus dem ganzen Handel geholfen. Mir machte er auch den Kopf einer Nichte wegen warm, die ich bey

bey mir habe. Geschwind schaffte ich den Katechismus an, den Seine Hochwürden und Gnaden geschrieben haben, und überall so viel Widerspruch gefunden, weil er nichts taugt und versprach, denselben in meiner Gemeinde einzuführen. Nun sind wir die besten Freunde von der Welt. Bravo! schrie ein Dritter, wer sich die Narrheit seiner Vorgesetzten nicht zu Nutz macht, ist selbst ein Narr. Wenn man den Kindern den Willen läßt, so weinen sie nicht, und wenn wir thun, was unser Bischof gern sieht, so läßt er uns ungehudelt. Eine etwas zweydeutige Gesundheit, die einer der jüngsten Pfarrer ausbrachte, und welche mit grossem Beyfall aufgenommen ward, richtete eine neue Verwüstung unter den Weinflaschen an, und war gleichsam das Signal zu einer Unterhaltung, die den gegenwärtigen Damen alle Augenblicke das Blut ins Gesicht trieb. Man sprach von den Buhlereyen einiger vornehmen Damen aus der Nachbarschaft so unverblümt, daß ich mich lange nicht von meinem Erstaunen erhohlen konnte. Endlich glaubte ich, die Ursach von der Ausgelassenheit dieser geistlichen Zungen entdeckt zu haben. Die Herren hören nehmlich im Beichtstuhl so viel unzüchtige Dinge, und gewöhnen ihre Ohren so sehr daran, daß sie alles Gefühl von Unschicklichkeit und Unanständigkeit verlieren, und in dem Wahn stehn, daß andre Leute eben so wenig dabey erröthen werden, als sie selbst.

Sechstes Kapitel.

Ankunft des Herrn von Eisenbart. Schilderung desselben. Sein Betragen gegen die Gesellschaft.

Unsere Tischgesellschaft war nun schon überaus aufgeräumt und lustig, als meinem Oheim gemeldet ward, daß ein Fremder ihn zu sprechen verlangte. Er erkundigte sich, wer der Fremde wäre, und wie er gekleidet ginge? Sehr schlecht! war die Antwort; er giebt sich für einen Herrn von Eisenbart aus. Ha, ha! rief einer von den Pfarrern, ich kann sein Anliegen errathen. Da! gebt ihm die zween Thaler, und wünscht ihm eine glückliche Reise. Gott und der heilige Florian mögen ihm das Geleite geben! Wir glaubten nun seiner loß zu seyn, und erstaunten nicht wenig, als wir augenblicklich einen Menschen hereintreten sahen, den niemand von der Gesellschaft kannte. Seine Kleidung war freylich nur armselig, aber sein Ansehen überaus ehrwürdig und martialisch. Ein hölzernes Bein bewies, daß er für das Vaterland gestritten hatte. Er grüßte die Pfarrer sehr höflich, welche ihm auch nicht mit der geringsten Verbeugung dankten. Als er das sahe, ging er stillschweigends zum Schenktisch, nahm ein Gedeck, und setzte sich mit einer so unbefangnen Mine zu uns an die Tafel, als wenn er da zu Hause wäre. Die ganze Gesellschaft sowohl als mein Oheim waren über diesen Auftritt erstaunt, betrachteten den Fremdling mit grossen Augen, und konnten nicht mit sich einig werden, was sie von demsel-

demselben denken sollten. Ich sehe wohl, meine Herren, sagte er, sobald er sich niedergesetzt hatte, daß sie allerseits über mein Betragen eben so erstaunt sind, als ich über das ihrige. Ich gestehe, daß es von beyden Seiten sonderbar ist, indessen können sie aus dem meinigen sehn, daß ich mich über Beleidigungen hinwegzusetzen weiß, die mir von Leuten angethan werden, denen meine Gesellschaft nichts anders, als Ehre, bringen kann. Ich hätte nicht nöthig gehabt, einen so seltsamen Auftritt zu machen, wenn Sie ihre Leute kennten, und das will ich sie jetzt lehren, damit sie sich künftig nicht wieder so vergessen. Sie müssen also wissen, meine Herren, daß ich, so wie Sie mich hier sehen, vor nicht gar langer Zeit eine sehr glänzende Rolle am Hofe spielte, wo ich einen der vornehmsten Posten bekleidete. Mein Eifer für den Monarchen trieb mich vom Hofe zur Armee, wo ich mich bald durch meine Herzhaftigkeit auszeichnete. Meine Feldzüge und verschiedene nicht vorherzusehende Unglücksfälle brachten mich in den Zustand, worin sie mich hier erblicken. Darüber hätt ich mich nun wohl zufrieden gegeben; allein ich hatte sieben Söhne in den Kriegsdiensten meines Monarchen, und diese sind unglücklicherweise alle sieben bey Turin geblieben. Da diese Söhne mein einziger Trost waren, und ich von denselben Unterstützung in meinem Alter hoffte, so will ich mich jetzt meinem Monarchen zu Füssen werfen, und ich schmeichle mir, von demselben die Belohnung meiner Dienste und der Dienste meiner sieben Kinder zu erhalten. Weil ich unterdessen immer gehört habe, daß Sie, meine Herren, die Güter der Armen verwal-

ten, an welche ich, vermöge meines dermaligen Zustandes, mit Recht Anspruch machen kann, so ist es mir lieb, mit eignen Augen zu sehn, wie sie sich bey Führung dieses Amtes bezeigen. Wenn es erlaubt ist, nach dem, was ich sehe, zu urtheilen, so machen Sie ihrem Amte alle Ehre, und wenn diejenigen, die ihr Bedürfniß hieher treibt, alle Tage so viel vorfinden, so muß es ein wahres Vergnügen seyn, unter die Armen ihres Sprengels zu gehören.

So beissend dieser Spott war, so wenig Eindruck schien er auf die geistliche Herren zu machen. Diese glaubten vielmehr, daß sie in Gegenwart eines Mannes, der mit ihnen so wenig Umstände machte, sich auch nicht nöthig hätten, Zwang anzuthun, und fingen also ihre unterbrochene Unterhaltung wieder an, die nach dem Maasse lebhaftiger und lustiger ward, wie die Flaschen lediger wurden. Die Liebesgeschichten wurden wieder auf die Bahn gebracht, denen Zweydeutigkeiten und endlich würkliche Zoten folgten, die so arg waren, daß sie sich nicht getrauten, sie in deutschem Gewande vor der Gesellschaft erscheinen zu lassen, sondern dieselben lateinisch sagten, um die gegenwärtigen Damen nicht ganz und gar zu verjagen.

Während dieser Gespräche, die mir herzlich ekelhaft waren, beobachtete ich den Herrn von Eisenbart, der sehr begierig aß, ohne sich um die erbaulichen Tischreden dieser Kirchenlehrer weiter zu bekümmern, als daß er zuweilen durch ein Achselzucken, welches niemand bemerkte, seine Gedanken zu verstehn gab.

Als unsre wackre Männer des Redens müde waren, baten sie den Herrn von Eisenbart, ihnen nun

auch

auch etwas zu erzählen. Wohlan, mein Herr, rief ihm einer der Pfarrer in spaßhaftem Tone zu, Sie müssen Ihre Zeche bezahlen, und können eine so gute Mahlzeit unmöglich so ganz umsonst verlangen. Ein Mann, der so lange am Hofe gewesen ist, wie Sie, muß viel Liebesgeschichten gesehn und gehört haben, und viele saftige Histörchen zu erzählen wissen. Was die saftigen Histörchen betrifft, antwortete der Herr von Eisenbart, so würde ich zuverläßig mehrere wissen, wenn ich Ihre Kasuisten gelesen hätte. Wenn ich aber auch dergleichen bey tausenden wüßte, so würde ich mich nie entschliessen, meinen Mund damit zu besudeln, oder die Ohren der Gesellschaft damit zu beleidigen. Ein Mann, der auf Lebensart und Sitten hält, wird nie dergleichen Dinge sagen, am wenigsten in Gegenwart des schönen Geschlechts, dem wir Ehrerbietigkeit und Schonung schuldig sind. Es giebt ja andre Materien genug, womit man seine Gespräche unterhaltend machen kann, ohne Zoten zu reissen. Und weil ich denn durchaus meine Zeche bezahlen soll, so will ich Ihnen eine kleine Schnurre erzählen, die ich einst bey Hofe erzählen hörte, die den Monarchen unbeschreiblich ergötzte, und die, wie ich hoffe, Ihnen eben so lehrreich, als angenehm, und unterhaltend vorkommen wird.

Der kranke Teufel.

Eine Erzählung.

Beelzebub, dem Obersten der Teufel, stieß einst plötzlich eine Krankheit zu. Ein ungewohnter Vorfall, der die ganze Hölle in Bewegung sezte! Alle Aerzte wurden herbey gerufen, denn in der Hölle ist eben so wenig Mangel an Aerzten, als auf unsrer Erde; weil sie aber in ihrer Kunst eben so schlechte Helden sind, als die Unsrigen, so konnten sie die Genesung Sr. höllischen Majestät nicht bewürken. Seine Gemahlinn, die wir einstweilen Proserpine nennen wollen, und die nicht in dem besten Vernehmen mit demselben lebte, freute sich anfänglich über die Krankheit ihres Gatten. Man sagt es ohnehin den Weibern nach, daß sie eine gute Portion Schadenfreude besitzen. Sobald sie indessen ihren Gemahl von den Aerzten aufgegeben sah, wachte ihre alte Zärtlichkeit in etwas wieder auf, und sie gab alle Zeichen der Betrübniß von sich, die man nur billigerweise in dergleichen Fällen von einer Gattinn erwarten kann. Sie mogte ihm in den ganzen fünf bis sechs tausend Jahren, die sie zusammen gelebt hatten, nicht soviel Zärtlichkeit bewiesen und Liebkosungen gemacht haben, als jezt, worüber denn der alte Herr Erstaunen und Freude in gleichem Maaß empfand. Nachdem alle Künste der Aerzte und Afterärzte erschöpft waren, wollte sie nun die ihrigen versuchen, und Hausmittel brauchen. Sie erkundigte sich also bey ihrem Eheherren, ob er geneigt wäre, Arzney von ihrer Hand einzunehmen.

Beelzebub willigte darin, unter der Bedingung, daß sie ihm vorher die Ingredienzen ihrer Arzney nahmhaft machen sollte. Nun so nimm diese Essenz, sagte sie und reichte ihm eine Flasche, das ist die Seele eines Prokurators; ich kenne kein besseres Abführungsmittel .... Aber auch kein härteres und unverdaulicheres, unterbrach sie der Kranke. Hast du schon vergessen, daß ich vor sechs Monathen beynahe geplazt wäre, weil ich eine Prokuratorseele gefressen hatte, ob du gleich so vorsichtig gewesen warest, sie vorher in der Pfanne zu schmoren.

Es ist wahr, sagte Proserpine, das hab ich vergessen; aber hier ist ein weicherer Bissen, der dir kein Magendrücken verursachen wird, die Seele eines Finanzenpächters.... Fort damit! schrie Beelzebub, diese Seelen sind so gewohnt, das Volk auszusaugen, von dessen Schweiß und Blut sie sich mästen, daß diese mir gewiß den Rest des Markes aus meinen Knochen saugen würde.

Nun! so wirst du doch diese wohl nicht ausschlagen, fuhr Proserpine fort. Es ist die Seele eines dicken fetten Mönchs, der in seinem Leben nichts, als Kraftsuppen und Rebhüner gefressen hat .... Pfui! sagte der Teufel, du treibst deinen Spaß mit mir, wie könnte ich solchen Schmalzklumpen verdauen. Sein Schmeer würde mir Erbrechen verursachen und mein Magen empört sich schon bey dem bloßen Vorschlag dieser losen Speise.

Ich sehe wohl, versezte Proserpine, daß die Krankheit dir den Geschmack verdorben hat, denn

das waren doch sonst deine Lieblingsgerichte. Wenn es denn aber durchaus etwas leckeres seyn soll, so werd ich auch dazu Rath wissen. Ich will dir die Seele einer jungen hübschen Nonne bringen, die ihren Beichtvater immer, ohne in Versuchung zu fallen, angesehn hat .... Und wo, zum Teufel! willst du die herhohlen, rief Beelzebub; das wäre gerade so viel, als wenn ich einen Prälaten suchte, der niemals eine Pfründe verkauft, oder einen Priester, der immer das gethan hat, was er seinen Zuhörern predigte. Folge mir, mein Kind! und erspare dir die Mühe, danach zu suchen. Ich habe die Welt gewiß mehr durchkreuzt, als du, und noch ist mir nichts von alle dem aufgestoßen.

So könnte man dir doch wenigstens die Seele eines fürstlichen Beichtvaters verschaffen, sagte die bekümmerte Frau, das ist ein Bissen, den jedermann hochschäzt, und eine wahre Panacee. Wenn das wäre, erwiederte der Teufel, so wäre ich niemals krank geworden; denn ich habe ja alle Morgen dergleichen zum Frühstück gefressen! Nein nein! das alles kann mir nicht helfen. Es giebt nur ein einziges Gericht, wonach ich unbeschreiblich lüstern bin. Man sagt, daß die Natur oft durch solchen Appetit die Mittel anzeigt, die uns retten können. Es ahnt mich, daß ich durch die Befriedigung dieses Appetits genesen würde; ich fürchte aber, daß kein Teufel finden würde, was ich gern haben mögte.

Lieber armer Teufel! rief Proserpine, sage mir wenigstens, was du haben willst. Ich will alles mögliche

liche thun, um dich aus deinem elenden Zustande zu reißen. Soll ich Himmel und Erde über den Haufen werfen, und die Elemente in ein Chaos zusammen kneten? Ich will alle Teufel loßketten, sie sollen die Welt durchfliegen, und alles herbeyschleppen was du verlangst. So viel Spektakel brauchts ganz und gar nicht, erwiederte Beelzebub, und überdies glaub ich auch nicht, wenn alle Teufel die Welt durchkreuzten, daß sie dasjenige finden würden, wonach mich gelüstet. Das Ding ist indessen nicht schlechterdings unmöglich, aber so selten, so erstaunlich selten, daß man eben so gut sagen könnte, daß es gar nicht vorhanden ist. Nun das gesteh ich, sagte Proserpine, das muß eine seltene Waare seyn. Aber, um alles in der Welt! mein lieber Mann, spanne meine Neugier nicht länger auf die Folter und nenne mir diese Seltenheit. Wenn du es denn doch wissen willst, sprach endlich Beelzebub, so wünschte ich, daß man mir sechs Stück Dorfpfarrer zusammenschaffen könnte, die keusch, mäßig, und mildthätig wären, und daß man mir gleich eine Kraftbrühe davon kochte, und ich bin gewiß, daß mir diese Speise das Leben retten würde....

Bey dieser Stelle der Erzählung brach der Herr von Eisenbart ab, stand von der Tafel auf, nahm seinen Hut, verneigte sich tief gegen die Gesellschaft und ging zur Thür hinaus. Verwirrung und Bestürzung zeichnete sich sichtbar auf den Gesichtern unsrer geistlichen Gäste. Ich bewunderte die sinnreiche Wendung, die er gewählt hatte, ihnen eine sehr heilsame Wahrheit ins Gesicht zu sagen. Bravo! sagt

ich bey mir selbst, das heißt, seine Zeche vortreflich bezahlen!

Die Kraftsuppe, die ihnen der Herr von Eisenbart zu verschlucken gegeben hatte, drückte ihnen noch eine ganze Weile auf den Magen. Sie wären, glaub ich, daran erwürgt, wenn sie dieselbe nicht fleißig mit vollen Gläsern hinuntergespült hätten. Der Wein konnte indessen doch nicht verhindern, daß ihnen die Kraftsuppe nicht von Zeit zu Zeit wieder aufgestoßen wäre. Das war ein närrischer Kerl mit seinem kranken Teufel, sagte der eine; da wird man ihm auch gleich Dorfpfarrer auftischen, um ihn zu heilen. Beym heiligen Anton von Padua! rief ein andrer, wenn sein Teufelsweib ihn heilen wollte, so durfte sie ihm ja nur das Elixier in den Hals stecken, das uns vor einiger Zeit aus Frankreich zugeschickt ward, und das ein alter Gallischer Quacksalber aus der mitwürkenden uud zulaßenden Gnade zusammengerührt haben soll. Von der Kraft dieses Elixiers bin ich selbst ein Augenzeuge, denn ich habe einen Prälaten gekannt, der die fettesten Abteyen verschluckte, und mit Hülfe dieses Elixiers nicht die mindesten Uebelkeiten danach empfand.

Die ganze Gesellschaft lachte über diesen Einfall, der inzwischen nicht gleiche Würkung auf die Zuhörer that. Mir war er ein Räthsel, wozu ich in der Folge den Schlüssel zu bekommen hoffte.

Siebentes Kapitel.

Geistlicher Faustkampf aus Anlaß der mitwürkenden und zulaßenden Gnade. Auch etwas Musik.

Unter der Gesellschaft befand sich ein eifriger Anhänger der mitwürkenden und zulaßenden Gnade; dies war der Pfarrer Aloysius Feuerstein von Eisenkirchen. Ich hatte gleich bemerkt, daß der witzige Einfall seines Kollegen seine Galle aufgerührt hatte, das glaubte ich aber nicht, daß eine dogmatische Spitzfündigkeit im Stande seyn würde, eine geistliche Gesellschaft in Harnisch zu bringen, die so friedfertig mit einander geschmaust hatte. Sie sind noch etwas zu jung, mein lieber Herr Konfrater, sagte der Pater Feuerstein zu dem Pfarrer, der den lustigen Einfall gehabt hatte, um über eine so wichtige Materie, als die Eintheilung der Gnade ist, mitzusprechen; und am wenigsten sollten Sie sich einfallen lassen, mit so naseweisen Urtheilen über den theuren Mann herzufahren, der darüber mit so viel Salbung geschrieben hat. Und doch bin ich alt genug, erwiederte der gereizte Pfarrer, um zu bemerken, daß noch kein Narr unter der Sonnen etwas dummes geschrieben hat, das nicht von einem noch größern Narren wäre bewundert worden, wenn gleich beyde nicht eigentlich verstanden, wovon die Rede war. Dies war gleichsam das Signal zu einer allgemeinen Fehde. Die Gesellschaft, die bis dahin so einig gewesen war, und so erbaulich mit einander getrunken hatte,

hatte, theilte sich nun in zwo Partheyen, die über die Gnade disputirten. Der häufig genossene Wein machte die Streitenden noch hitziger. Von Vernunftschlüssen kam es zum Schimpfen, und gleich darauf zum würklichen Gefecht. Schüsseln, Teller, Gläser, und alles Tischgeräth, das kurz zuvor zum frölichsten Gebrauch gedient hatte, mußte sich in Waffen verwandeln, und als dies alles umgestossen und zerschmissen war, wurden die geistlichen Herren handgemein und wälzten sich unter einander in dem poßierlichsten Gemisch auf der Erde herum.

Ich war unschlüßig, ob ich über diesen tragikomischen Auftritt lachen oder weinen sollte. Wie ist es möglich, daß Diener des göttlichen Worts so thöricht seyn können, sich um solcher unverständlicher Fratzen willen die Hälse zu brechen? Wo ist ihre Vernunft? und wo die Bruderliebe? . . . Unsere Damen waren gleich bey den ersten Feindseligkeiten davon gelaufen, und ich war also mit dem Edelmann, der sie hergeführt hatte, ganz allein geblieben. Dieser hatte sich in ein Fenster gelehnt, wo er, ohne eine Mine zu verziehn, in einer vollkommenen stoischen Apathie diesen Pfaffenscharmützel zusah.

Mein Oheim, der so vorsichtig gewesen war, gleich anfangs das Feld zu räumen, wo wenig Lorbeern und viel Schläge zu ärnten waren, rief uns zu, wir mögten doch dem Unwesen steuern und die Kämpfer aus einander bringen. Allein wir waren keine Narren. Wir ließen sie sich balgen, und sie schienen des Gefechts noch lange nicht müde zu seyn,

als

als plötzlich das Haus von einer sehr angenehmen und lustigen Musik ertönte. Ich eilte aus dem Schlachtsaal und fand, daß der junge Herr vom Dorfe ein neues Ehepaar hieher geführt hatte, welches mein Oheim den Tag zuvor getraut hatte, seiner angekommenen Gäste wegen aber nicht hatte bey dem Feste auf dem Schloß gegenwärtig seyn können, weshalb die ganze Gesellschaft gekommen war, ihm ein kleines Vergnügen in seinem Hause zu machen. Ich führte diese lustige Gesellschaft in einen andern Saal und fing gleich an zu tanzen, um unsern Helden Zeit zu geben, sich von dem Gefecht zu erhohlen, und sich wieder in Ordnung zu setzen, welches denn auch bald und gut von Statten gegangen war. Kaum hatten sie die Musik gehört, als der Schwindelgeist ihr Hirn verlassen hatte. Sie ließen vom Balgen ab, sezten sich ganz stille zu Pferde und ritten ein jeder seine Straße.

So endigte sich die Synodalkonferenz, zu welcher diese theure Männer zusammen gekommen waren. Da ich zweifle, daß unter den Konferenzprotokollen, die der Herr Bischof drucken läßt, jemals ein authentisches Protokoll von dem wahren Hergang bey dieser Konferenz an das Licht kommen wird, so habe ich das Faktum in dieser meiner Geschichte niederschreiben wollen, damit das Publikum davon unterrichtet werde, wenn über kurz oder lang meine Schrift, wieder meinen jetzigen Entschluß, öffentlich bekannt werden sollte.

Unterdessen waren die durch das obenbeschriebene kriegerische Getümmel verscheuchten Damen wieder zur Ge-

Gesellschaft gekommen, um an unsern Tänzen und unschuldigen Vergnügungen Theil zu nehmen. Wir ergözten uns, bis sich der Tag neigte, da sich die ganze Gesellschaft entfernte und mit ihrer Musik wieder nach dem herrschaftlichen Schloß zurückkehrte.

Achtes Kapitel.

Lebensart der Dorfpfarrer. Wohlfeiles Begräbniß. Oheim Franzens Bibliothek. Jagdbesuch.

Ich befand mich nun plötzlich mit meinem Oheim ganz allein, nachdem wir uns den ganzen Tag unter einem Schwarm von Fremden befunden hatten. Der erste Gedanke, der meinem Oheim aufstieg, war das Abendessen anrichten zu lassen. Dies befremdete mich, und erinnerte, daß wir erst vor zwo Stunden von der Tafel aufgestanden wären, an welcher wir den größten Theil des Nachmittags zugebracht hätten. Das schadet nichts, erwiederte Oheim Franz, ich bin einmahl genau an meine Tafelstunden gewöhnt, und wenn ich nicht pünktlich die vestgesezte Minute beobachtete; so würde ich Gefahr laufen, krank zu werden; denn als ich nur einstens meine Suppe nicht genau zu der vestgesezten Zeit essen konnte, weil sie noch zu heiß war, so hab ich diese Unordnung lange Zeit in allen Gliedern gefühlt. Es ist mit unsern Körpern wie mit den Wanduhren, die gleich unrichtig gehn, wenn man sie nicht sorgfältig zu einer und eben der Stunde aufzieht; und deshalb halte

ich,

ich, meiner Gesundheit zu gefallen, meine Tafelstunden auf das genaueste, wenn ich auch noch nicht lange von der vorhergehenden Mahlzeit aufgestanden bin.

Wohl dem, sagt ich, der ein solches Leben führen kann! Das Leben, antwortete er, führ ich nun schon dreyßig Jahr und aus dem Umfange meines Körpers könnt ihr schon schliessen, daß es nicht schlecht ist. Noch besser aber würdet ihr davon urtheilen können, wenn ihr selbst diese Lebensart ergriffet .... Aber sagt mir doch, mein lieber Neffe, da ihr doch nun in den Jahren seyd, da man seinen künftigen Stand zu wählen pflegt, was für einem Stande denkt ihr euch denn zu widmen? Mein Vater, sagt ich, mögte wohl nicht ungern sehn, wenn ich den ihrigen wählte, meine Mutter aber will nichts davon hören, und mögte mich gern als Mönch erblicken. Sie wissen, daß meine Mutter sich aus jedem Kloster in Wien einen oder ein Paar Gewissensräthe ausgesucht hat. Diese haben alle mehr oder weniger daran gearbeitet, mich für die Mönchskutte anzuwerben. Der Pater Ignaz Heltenschweler aus dem Franziskanerkloster und der Jesuit Xaverius Fixlgrueber haben sich die meiste Mühe gegeben. Der erstere schilderte mir das Klosterleben von einer, seiner Meynung nach, sehr reizenden Seite; und der leztere versicherte mich, daß es Schade wäre, wenn ich ein gemeiner Mönch würde. Ich sollte mich lieber in ihr Kollegium aufnehmen lassen, wo ich, mittelst meiner guten Talente in kurzer Zeit so weit gebracht werden würde, daß ich auf alle Mön-

che mitleidsvoll herabsehn, in den Kabinetten der Großen und Gewaltigen dieser Erde eine glänzende Rolle spielen, und wohl gar meine Hände in die Angelegenheiten von Europa stecken könnte. — Und ich, sagte mein Oheim, ich will durchaus einen Pfarrer aus euch machen. Meine Schwägerinn ist nicht klug, und weiß selbst nicht, was sie will. Ich will weder einen Mönch, noch einen Dikasterianten zum Neffen haben. Eine gute Pfründe, mein lieber Neffe! schickt sich besser für euch. Ich berief mich auf die Schwachheit meiner Tugend und auf den Mangel an Kenntnissen, die man haben müßte, wenn man sich einem so ehrwürdigen Amte zu unterziehn gedächte. Ey was Kenntnisse! rief er; ich wußte lange nicht so viel, als ihr wißt, als ich diese Pfarre bekam. Indessen habe ich mich darin erhalten, und mit allen Ehren durchgeholfen. Wenn man lesen, und mittelmäßig schreiben kann, sein Zehendregister vollkommen im Kopf hat, und seine Gäste anständig empfangen kann, so weiß man alles, was gemeiniglich das einzige Verdienst unsrer mehresten heutigen Pfründner ausmacht. Dabey lebt man glücklich und ruhig, und sieht seine Tage unter den Vergnügungen und Gemächlichkeiten des Ueberflusses so sanft als möglich verfließen. Welcher Stand auf Erden gewährt euch denn wohl eine glücklichere und reizendere Lage?

Ich muß gestehn, erwiedert' ich, daß menschlicher weise zu reden, keine Lebensart mit derjenigen in Vergleichung kommt, welche Sie, und ihre Herrn Kollegen führen. Die Vergnügungen scheinen unter

ihren

ihren Fußtritten aufzusprossen. Sie gehn vom Spieltisch zur Mittagstafel und von der Tafel zu andern Ergötzlichkeiten, die vielleicht nicht so unschuldig sind. Allein ich finde doch auch, daß diese Lebensart sich gar nicht in den Begriff paßt, den man uns vom Priesterthum beybringt, und noch weniger stimmt sie mit der Moral, die uns diese Herren predigen. Das Leben eines Christen auf Erden, sagen sie, muß ein beständiger Kampf, eine unaufhörliche Abtödtung des Fleisches seyn. Sie müssen also selbst keine Christen seyn, weil sie ihr Fleisch nicht kreuzigen und nicht kämpfen, sie müßten uns denn den Kampf in Anschlag bringen, den sie heut aus Veranlassung der mitwürkenden und zulassenden Gnade vor unsern Augen gekämpft haben. Ich habe alle Achtung für diese geistliche Herren, weil sie Ihre Freunde und durch ihren Stand ehrwürdig sind, muß aber offenherzig bekennen, daß ich sie lieber unter dem Gewehr als in der Kasel sehn mögte, weil ich glaube, daß sie sich zu dem ersten besser schicken, als zu der letzten. Der Tausch würde sie herzlich schlecht behagen, sagte mein ehrlicher Oheim, denn im Soldatenstande hat man einen Oberherrn, der nicht allein befielt, sondern seinen Befehl auch augenblicklichen Gehorsam zu verschaffen weiß; im geistlichen Stande hingegen sind wir die Befehlenden und uns wird gehorcht. Im Soldatenstande hängt alles von der Entscheidung eines nach Recht und Billigkeit handelnden Monarchen ab, der gemeiniglich nur das Verdienst belohnt, und seine Wohlthaten nur solchen Personen zuwirft, die ihm lange und gut gedient haben: Im geistlichen Stande hingegen giebt es oft Be-

lohnungen ohne Verdienste, wenigstens kommen sie fast immer dem Verdienste zuvor; auch ist es nichts neues, daß Officiere jenen Stand verlassen, um in diesen zu treten. Ich kenne selbst verschiedne, die bey ihren Regimentern kassirt worden, und sich der Kirche in den Schooß geworfen haben, wo sie nunmehr die höchsten Würden bekleiden.

Mein Oheim hätte mir wohl noch mehr über diesen Gegenstand vorgesagt, wenn man uns nicht zum Abendessen gerufen hätte. Weil sich nun bey Tische sein Geist, so zu sagen, gänzlich in den Schüsseln verlor, so fiel unser Gespräch auf die Zubereitung der Speisen. Ich aß sehr wenig, obgleich mein Oheim mich fleißig dazu aufmunterte, auch mir mit seinem Beyspiel redlich vorleuchtete. Ich sehe wohl, sagt' er mit einiger Hitze, daß aus dir niemals ein korpulenter Pfründner werden wird, weil du die dazu nöthigen Gaben nicht hast, und im Essen und Trinken so faul bist. Ich lächelte über diesen epikurischen Einfall, konnte mich aber nicht entschliessen, ihn von dem Gegentheil durch den Augenschein zu überführen. Unsere Mahlzeit dauerte nur anderthalb Stunden, da sich mein theurer Oheim wohl gesättigt zu Bette begab, wohin ihn seine junge Haushälterin führen mußte. Da sie gewohnt war, ihn alle Abend auszukleiden, (eine Sache, die sich mit seiner außerordentlichen Dicke einigermaßen entschuldigen ließ!) so wollte sie dieses auch heut in meiner Gegenwart verrichten. Weil ich dieses aber im höchsten Grade unanständig fand, so leistete ich selbst ihm diesen Dienst, womit ich auch die ganze Zeit über fortfuhr, die ich bey ihm zubrachte.

Den

Den folgenden Morgen ging ich um zehn Uhr in sein Schlafzimmer, weil er gemeiniglich um diese Zeit aufzustehn pflegte. Nach den ersten Begrüßungen plauderten wir von gleichgültigen Dingen, denn so viel hatte ich schon bemerkt, daß ernsthafte und interessante Unterhaltungen nicht nach dem Geschmack meines Oheims waren, oft auch außer seinem Gesichtskreise lagen. Wir wurden durch die Ankunft eines Bauers aus seiner Gemeinde unterbrochen. Es war der Mann der Frau, die gestern ohne Abfertigung aus der Welt gegangen war, welcher seinen Herrn Pfarrer um das Begräbniß bitten wollte. Sehr gerne, mein lieber Hanserl, sagte er zu demselben, sage mir nur, was für ein Begräbniß du haben willst; denn du weißt doch, daß sie im Preise sehr verschieden sind.

Auf die Erklärung des Bauers, daß er seine Hälfte gern, zum Trost der hinterbliebenen Anverwandten, mit einigem Ansehn zur Ruhe bringen lassen wollte, erwiederte mein ehrlicher Pfarrer: Ich lobe dich und deine Frömmigkeit, mein guter Hanserl, und will dir ein Begräbniß besorgen, das dir Ehre machen soll. Deine Frau soll mit ganzem Geläut in der Kirche begraben werden, ich will in vollständigem Ornat ein Hochamt halten, und das alles soll dir nicht mehr kosten, als vier und zwanzig Kaysergulden, weil du immer eins der besten Schaafe aus meiner Heerde gewesen bist.

Vier und zwanzig Kayserguldeu! rief Hanserl ganz erschrocken. So viel war das Weib im ganzen Leben nicht werth. Herr! nicht vier Gulden muß

die ganze Geschichte kosten, und muß doch halt! ein Begräbniß seyn, daß es eine Art hat.

So laß nur dein Weib begraben, wo und von wem du willst, versetzte Franz von Ecking, denn ich thue es nicht anders. Ich muß auch leben, und wenn ich die Leute so wohlfeil begraben wollte, als du es verlangst, so würd ich bald verhungern.

O! was das anbelangt, sagte der Bauer, dafür werdet ihr wohl sorgen, Hochwürdiger Herr, und es ist doch wohl nicht nöthig, daß ihr einem armen Teufel, wie ich bin, das Fell über die Ohren zieht, und mich um vier und zwanzig Kaysergulden bringen wollt. Ich ließ es noch gelten, wenn das, was ich verlange, euch viel kostete, oder dem armen Weibe viel helfen könnte; da ließe sich noch handeln. Kostet es Euch aber mehr, wenn sie in die Kirche begraben wird, als auf den Gottsacker? Wird Euer Glockengebimmel die Seele gerade ins Paradies hineinläuten? Wird es ihr besser frommen, wenn ihr die hohe Messe anstimmt, als wenn ihr die kleine hermurmelt? Besinnt Euch also, Herr Pfarrer! und macht, was christlich ist, und laßt euch an fünf Gulden begnügen, oder ich begrabe sie, mein Sechs! unter meinen alten Apfelbaum, und dann bekommt ihr keinen Kreuzer.

Das wollt ich doch wohl sehn, rief mein Oheim. Das würde eine hübsche Materie zum Bericht an die bischöfliche Kanzley abgeben. Ich habe ohnehin schon Stoff genug dazu, weil dein Weib ohne Sakramente dahin gefahren ist, wie ein Hund .... Das ist wahr, sagte Hanserl, aber wer ist denn Schuld daran? ich

doch wohl nicht? das thut alles nichts, erwiederte mein Oheim, denkt ihr Schliffel denn, daß die bischöfliche Kanzley Zeit hat, sich mit Untersuchung solcher Armseligkeiten abzugeben? Genug! sie ist ohne Sakramente gestorben, das kannst du nicht läugnen, und mehr brauchts nicht, um dich zeitlebens auf den Bau zu bringen.

So entschlossen auch unser Bauer bisher gewesen war, so sahe ich doch, daß die Drohung meines Oheims, so lächerlich sie auch war, ihm Furcht eingejagt hatte. Und ganz unrecht hatte er auch nicht, denn man hat mehr als ein Beyspiel, wie fürchterlich die geistliche Macht in ihrem Strafamt ist. Er fing also in der Angst an, zu kapituliren. Ich sehe wohl, sagt' er, daß ich Ihr Hochwürden nachgeben muß, und daß wir lebendig und todt in Eure Hände fallen müssen; indessen bedenkt doch auch, daß ich ein armer Bauersmann bin, dem die Verstorbene noch dazu zwey Kinder auf dem Halse gelassen hat.

Du kannst dich wohl recht beschweren, versetzte mein Oheim, ich verliere offenbar mehr, als du, bey diesem Todesfall. Dein Weib war noch jung, und hätte dir noch viel Kinder gebähren können, wenn sie am Leben geblieben wäre. Sieh! was ich da alles für Taufen einbüsse, ohne die Trauungen und Begräbnisse zu rechnen, die mir in der Folge zu gut gekommen wären, und dann denkst du noch Wunder! was mir an vier und zwanzig Kayserguldenen geschenkt wird. Geh! Hanserl, wenn ich das vorher so überrechnet hätte, so hätte ichs nicht unter funfzig Gulden übernommen.

Alle diese schöne Gründe konnten den Bauer nicht überzeugen, der immer seine Armuth und die schweren Abgaben vorschützte, und so kläglich bat, daß ein Stein sich erbarmt hätte. Alles, was er indessen ausrichtete, war, daß mein Oheim mit der Hälfte der geforderten Gebühren vorlieb nehmen wollte, wenn Hanserl den andern Bauern nicht entdeckte, wie großmüthig er gegen denselben handelte.

Sobald er weggegangen war, stand der ehrwürdige Herr auf, und ging in die Kirche, wo er den Leichenzug erwartete; denn weil er sehr dick und unbehülflich war, so ging er nicht mit zur Leiche, wenn er nicht recht viel dabey verdienen konnte. Ich folgte demselben, um die Ceremonie mit anzusehn. Die Zeit konnte mir dabey nicht lang werden. Wie erstaunlich geläufig war seine Zunge! Nie ist eine kleine Messe in so kurzer Zeit abgehalten worden, als diesesmahl die große. Die Lebenden durften sich nicht beschweren, daß das Lärm um die Verstorbene ihren Ohren wehe thäte. Es ward nur der alltäglichste Ornat angelegt, und kurz, es war in allen Stücken dafür gesorgt, daß der gute Hanserl für sein Geld nicht zu viel bekäme.

Als dies vorbey war, gingen wir wieder nach Hause und gleich an Tafel. Wir waren allein geblieben, und unsere Mahlzeit dauerte also auch nicht länger, als zwo Stunden. Nach Tische legte sich mein Oheim, wie gewöhnlich, auf ein Ruhebette, und ich war also allein. Ich wollte mir die Langeweile mit Lesen vertreiben, und da ich kein Buch mitgebracht hatte, weil ich bey meinem Oheim eine gute Bibliothek

zu finden hoffte, so ließ ich ihn liegen, sobald er schnarchte, und ging in sein Kabinet, um seine Bibliothek zu suchen. Ich mogte aber alle Winkel durchstören, so viel ich immer wollte, so war doch all mein Suchen vergeblich.

Voll Unwillen warf ich endlich meine Augen auf einen Tisch, der mit Papieren bedeckt war, die ich für wichtig hielt. Ich hob einige derselben auf, ohne hineinzusehn, und fand ein kleines Buch, das den Titel führte: De arte bibendi, (von der Kunst zu saufen.) Es war ein lateinisches Gedicht in verschiedenen Büchern, und eine Nachahmung des Ovid de arte amandi, (von der Kunst zu lieben.)

Der Inhalt war mir weder interessant, noch wichtig genug; ich nahm mir also nicht die Mühe, darinn zu lesen. Indessen schien mir das Buch von andern sehr fleißig gelesen zu seyn, weil es ziemlich abgenutzt aussahe. Ich fand sogar Bemerkungen von der Hand meines Oheims am Rande geschrieben.

Hierauf folgte noch eine Entdeckung. Ich fand nehmlich ein Buch, ungefehr von derselben Grösse, dessen Titel war: Pugna Porcorum, (der Kampf der Schweine.) Dies war auch ein lateinisches Gedicht, dessen Verfasser durchaus ein Originalgeschöpf gewesen seyn muß. Das Buch ist in Hexametern geschrieben, und jedes Wort in demselben fängt mit einem P. an. Die Aehnlichkeit des Titels mit dem Kampf, den ich gestern mit angesehen hatte, machte, daß ichs gleich wegwarf. Nun war nur noch ein altes zerrissenes Brevier vorhanden, und ein ganz neuerlich nehmlich

1734. zu Wien gedrucktes Buch, unter dem Titel: Aesopus epulans s. Discursus mensales inter fratres Petrinos, oder Tischreden geistlicher Herren, mit welchem ich wieder ins Speisezimmer zurück kehrte, wo ich meinen Oheim noch schlafend fand.

Vermuthlich hätte ich lange in dem Buche lesen können, ehe mein Oheim aufgewacht wäre, wenn ihn nicht ein plötzliches Lärmen aufgeschreckt hätte. Dies entstand daher, daß etwan ein Dutzend Landjunker aus der Nachbarschaft bey dem Schalle der Waldhörner auf den Hof gesprengt kam. Diese Herren kamen hungrig und ermüdet von der Jagd, und wollten dem Herrn Pfarrer die Ehre gönnen, sich von demselben auf ihre Arbeit mit Speis und Trank erquicken zu lassen. Nachdem ihre Pferde und Hunde unter Dach und Fach gebracht waren, machten sie dem geistlichen Herrn ihr Kompliment, und verehrten ihm einen Theil ihrer Jagdbeute. Mein Oheim beantwortete diese Höflichkeit mit einigen Körben Wein, die er herein bringen ließ, und die beynahe eben so schnell verschwanden, als sie erschienen waren. Er befahl gleich, mehr zu bringen, unsere Herren Gäste aber, die eben so dienstfertig, als durstig waren, hatten schon selbst dafür gesorgt, und waren in den Keller und in die Speiskammer gegangen, von wo sie alles mitbrachten, was sie vorgefunden hatten. Sie waren von so kräftigem Appetit, daß sie sich die Speisen einander aus den Händen rissen, und nicht eher aufhörten, die Kinnbacken zu rühren, bis alle eßbare Sachen im Hause rein aufgezehrt waren, und der Mangel an Konsumtibilien sie zwang, so lange Stillstand zu ma-

chen,

chen, bis das, was man aufs Feuer gebracht hatte, so weit gekommen war, daß es ihnen vorgesetzt werden konnte.

Sie erholten sich, während dieses ihnen abgenöthigten Stillstandes, an dem Weine, und als der warme Braten endlich aufgetragen ward, fielen sie auf denselben loß, als wenn sie den ganzen Tag noch kein Essen gesehn hätten. Schüsseln und Flaschen wurden immer in gleich kurzer Zeit ledig, und der ganze Saal erscholl von den Lobeserhebungen, die diese Herren dem guten Wein und dem guten Herzen meines Oheims machten.

Dieser kleine Auftritt dauerte bis gegen Abend, da diese Herren zu Pferde stiegen, und meinen Oheim von Lobsprüchen und Freundschaftsversicherungen ganz betäubt, indessen aber doch um einen Ohm Wein ärmer, verliessen.

Zweytes Buch.

Erstes Kapitel.

Neue Bekanntschaft mit der gnädigen Herrschaft des Guts. Mönche spielen unglücklich, und fluchen, wie die Karrenschieber. Viel Mythologie. Schöne Raritäten und — Langeweile.

Das Leben, das man bey meinem Oheim Franz führte, mogte ihm ganz herrlich behagen, mir aber machte es Langeweile. Was das für ein Leben ist! sagte ich zu mir selber. Nichts als Fressen und Saufen. Immer Lungenbrattel, und immer Rathelsdorfer Wein! und dann zwölf Stunden geschlafen! Ist es ein Wunder, wenn die mehresten unserer Dorfpfarrer bloße Körper sind? Mich wenigstens konnte diese Lebensart allein schon abschrecken, ein Geistlicher zu werden. Ich mag nicht in einen Stand treten, den die Menschen so sehr entehren, und in welchem sie sich selbst durch sinnliche Ausschweifungen noch mehr entehren.

Diese Betrachtungen erzeugten bey mir den Entschluß, dergleichen Gesellschaft meine Gegenwart, so wenig als möglich, zu gönnen. Ich suchte daher in dem ziemlich bewohnten Dorfe eine Gesellschaft für mich

mich ausfündig zu machen, wo es etwas stiller und mäßiger zuginge. Das erste Haus, das mir einfiel, war das Haus des Gutsherrn, wo, wie man mir sagte, aus der ganzen Provinz alles zusammen kam, was einigen Anspruch auf Artigkeit und Lebensart machte. Das gefiel mir, und da ich an dem Sohn des Hauses, den Abend vorher, bey meinem Oheim einen aufgeweckten und geselligen jungen Menschen gefunden zu haben glaubte, so eilte ich, mit diesem Hause nähere Bekanntschaft zu machen.

Ich ging also gerade aufs Schloß, wo mich der Sohn, den sie nur den Junker Anton nannten, mit vieler Höflichkeit bewillkommte. Er stellte mich seinem Vater, dem gnädigen Herrn Franziskus von Krapfelmayr, vor, der mich mit unbeschreiblichen Höflichkeitsbezeigungen überschüttete. Es war ein Mann von sehr gemeiner Gesichtsbildung, dessen Verstand mit seinem Körper von gleicher Dicke zu seyn schien. Seine Manieren waren nichts weniger, als fein und edel; allein dieser Fehler ward durch eine seltene Freygebigkeit, und durch eine Offenherzigkeit und Freymüthigkeit sonder gleichen, vergütet. Vielleicht hatte er diese Tugenden nicht von Anfang an besessen. Denn er war verschiedene Jahre ein Hauptinteressent beym Tabacks-Appaldo gewesen, und hatte in dieser Zeit ein ungeheures Vermögen zusammengeschleppt. Bey allen Höflichkeiten, womit er meine Ankunft feyerte, beging er doch einige merkliche Fehler gegen die gute Lebensart, die man ihm aber desto leichter verzeihen wird, wenn man bedenkt, daß er sich

aus

aus dem Lakayenstande bis zu diesem Gipfel des Glücks emporgeschwungen, und also nicht Zeit gehabt hatte, sich auf feine Lebensart zu legen, nunmehr aber zu alt war, ein so lästiges Studium anzufangen.

Die gnädige Frau von Krapfelmayr, seine würdige Gemahlinn, hatte noch weniger Kenntnisse von der feinen Lebensart. Wir fanden sie mit einigen benachbarten Damen am Spieltisch. Kaum würdigte sie mich, mein Eintrittskompliment zu erwiedern. Eine dringende Einladung, an dem Spiele Antheil zu nehmen, war alles, was sie auf meine Anrede zur Antwort gab. Ich verbat es sehr höflich, da ich aber sahe, daß sie ihre Einladung wiederholte, und mich sogar zwingen wollte, eine Karte zu nehmen, so erklärte ich ihr, daß ich glauben würde, sie damit zu beleidigen, weil ihre Gesellschaft und ihre Unterhaltung mir so angenehm schienen, daß ich meine Zeit nicht auf das Spielen verwenden mögte, die ich in einem Gespräch mit ihr weit angenehmer zuzubringen gedächte. Die Antwort war ein wiederhohltes Nöthigen zum Spiel, das nicht eher aufhörte, als bis die Spielgesellschaft ungeduldig ward, daß sie das Spiel so lange unterbräche.

Ob ich gleich die Spieler überhaupt nicht leiden kann, so blieb ich doch aus Gefälligkeit und auch aus Neugier in der Gesellschaft. Hauptsächlich hielten mich zween Mönche, welche mit der Frau vom Hause spielten, und dabey eine sehr alberne Figur machten. Sie waren in starkem Verlust und fluchten, wie die Karrenschieber. Aus ihren Reden

und aus ihren Mienen schloß ich, daß ihre Säckel leer waren, und es dauerte nur noch wenige Minuten, so hatte die Dame ihr ganzes Geld gewonnen. Sie behielten auch nicht einen Siebzehner, wohl aber noch immer die Begierde, zu spielen.

Nun ging das Fluchen von neuem an. Ich wollt', daß alle Spieler und Spielerinnen beym Teufel wären! sagte der eine voller Grimm. Da sind nun meine Advents- und Fastengebühren mit einem mahl zum Henker. Drey ganzer Monath hab ich mich gemartert, einige alte Predigten auswendig zu lernen und herzusagen, die ich theuer genug gekauft hatte, und da kommt so eine verwünschte Karte, und führt alles fort, was ich mir zusammengepredigt habe. Aber, mein Bruder! sagte der andre, bin ich denn nicht noch viel unglücklicher? Ich war auf dem Punkt, Guardian unsers Klosters zu werden; nun mag ich mirs vergehn lassen. Diese zwanzig Souverainen hatt ich mir halt! zusammengespart, um das Aemtel von unserm Proinzial zu erkaufen; nun hats, beym heiligen Franz! der Teufel gehohlt! Verflucht und tausendmahl verflucht sey das Spiel, und der es erfunden hat und alle, die dabey gewinnen! So schütteten diese ehrwürdige Väter ihren Unwillen gegen die Dame aus, die ohne im geringsten auf ihre Reden zu achten, sich mit Durchzählung der gewonnenen Goldstücken beschäftigte.

Ich stand eilig auf, um nicht von neuem zum Spiel genöthigt zu werden, denn der gemachte Gewinnst hatte der Dame eine so große Neigung zum Spielen eingeflößt, daß sie alle Menschen dazu nöthigte.

Der

Der Herr von Krapfelmayr, dem das Spiel eben so wohl als mir Langeweile machte, bat mich ein Glas Wein mit ihm zu trinken, welches ich nach einigem Weigern annahm. Sein Sohn glaubte mir einen angenehmen Zeitvertreib vorzuschlagen und brachte mir eine Flinte, um mit ihm auf die Jagd zu gehn. Ich gestand ihm, daß ich an der Jagd kein Vergnügen fände. Da hat der Herr Recht, sagte der Vater, ich mögte nur wissen, was das für eine Freude ist, im Felde umherzulaufen, wie ein Windhund, oder Stundenlang, wie ein Baumstumpfen, auf einem Flecke veſtzustehn, um ein Wildpret zu hohlen, das einem ja, ohne so viel Mühe, ins Haus gebracht werden kann.

Ich machte die Anmerkung, daß der Geschmack verschieden, die Jagd aber doch ein der Gesundheit zuträgliches Vergnügen wäre, daher zu allen Zeiten Fürsten und vornehme Herren diesen Zeitvertreib geliebt hätten. Nun! da hat der Herr wieder Recht, sagte der Alte, und das ist auch die Ursach, warum ich es meinem Sohne gestatte. Geh, Antonerl, schieß etliche Schnepferl oder Großvogel, um sie dem Herrn zu Nacht vorzusetzen, wir wollen uns unterdessen in den Gärten ergötzen und frische Luft schöpfen, damit wir Appetit zum Essen bekommen.

Er führte mich hierauf in einen prächtigen Blumengarten, dessen Anordnung ich bewunderte. Wir kamen, alsdann in einen bedeckten Bogengang der uns zwischen Hecken führte, die mit einer Sternallee durchgehauen und mit den schönsten Statuen von Marmor besezt waren.

Herr von Krapfelmayr führte mich zu einer jeden. Ich fand sie würklich schön; seine Erklärung einiger davon aber so original, daß ich mich nicht enthalten kann, sie mit seinen eigenen Worten zu wiederhohlen. Sehn Sie wohl den Mann da, sagte er, mit seinen beyden Kindern, von zwo dicken Schlangen umwunden? Das ist Laokoon, der seinen Kindern zu helfen kommt. Die Buben waren einst auf den Aalfang ausgegangen, da kamen die beyden garstigen Thiere, und fraßen nicht allein die Kinder, sondern fielen auch über den Vater her, der doch, wie die Geschichte sagt, sonst kein Verbrechen begangen, als daß er dem Trojanischen Pferde etwas unsanft die Sporen gegeben hatte.

Betrachten Sie nur diese andre Figur. Das ist das Pferd Pegasus, das Niemanden aufsitzen lassen wollte, als Alexander den Großen. Was das für ein Hals, für ein Leisten, für ein Kopf ist! Es fehlt ihm nichts, als die Sprache.

Der, den Sie hier sehn, ist Milo von Croton, für welchen Cicero, der berümte Römische Advokat, einst ein so schönes Klagelibell ablaß. Scheint es nicht, als wenn der Bildhauer in diesem stämmigten und nervichten Körper die Stärke der Beredsamkeit des berufenen Redners habe ausdrücken wollen? und müssen Sie mir nicht zugestehn, daß mancher Schlag auf dem Meißel dazu erfoderlich gewesen?

Ich mußte meine ganze Ernsthaftigkeit zusammennehmen, um bey diesen gelehrten Erklärungen nicht in ein lautes Gelächter auszubrechen. Und wer weiß,

weiß, was doch noch erfolgt wäre, wenn er fort erklärt hätte. Wir kamen aber in eine Art von Irrgarten, wo die schönsten Lauben häufig angebracht waren, und bald darauf auf eine breite Anhöhe, die ganz frey lag und uns die herrlichste Aussicht gewährte, die sich denken läßt.

Nachdem wir nun alle Schönheiten außerhalb betrachtet hatten, führte er mich wieder in das Schloß und zeigte mir alle Zimmer. Sie waren sämtlich ungemein reich verziert, keins unter allen aber fiel mir mehr auf, als die Bibliothek. Es war ein überaus großer heller Saal, dessen Wände alle von unten bis oben mit Büchern besezt waren, die sich über sechs und funfzig tausend Bände beliefen. Ich schämte mich im Nahmen meines Oheims, daß ein Laye stillschweigend die kräftigste Satire auf ihn machte. Würde es nicht schicklicher seyn, dacht ich, wenn ein Geistlicher, der eigentlich die Bücher nicht aus den Händen legen sollte, einen solchen Vorrath davon hätte? doch was würden alle Bücher der Welt einem Franz von Ecking nutzen?

Dies waren ungefähr meine Gedanken, als Herr von Krapfelmayr mich fragte, was ich von seiner Büchersammlung dächte. Sie ist vortreflich, sagte ich, allein ich finde es sonderbar, daß Sie einen solchen Schatz, der in Wien vielmehr Brauchbarkeit haben würde, in ein Dorf haben bringen lassen, wo er wenig genuzt wird. Dort würden Sie sich damit die Achtung und den Zuspruch der Wiener Gelehrten zugezogen haben, welche sich haufenweise würden

den hinzugedrängt haben, um aus diesen herrlichen Quellen zu schöpfen.

Verzeyhen Sie, mein Herr! sagte er, dies ist gerade die Ursach, warum ich ihn habe hieher bringen lassen. Die Herren lagen mir beständig auf dem Halse, und Tag und Nacht über meinen Büchern, die dadurch nicht wenig abgenuzt wurden. Dies gefiel mir gar nicht; denn, schauen Sie, ich mache es nicht so, wie jener Dummkopf, der nur von dem Alter eines Buchs auf seinen Werth schloß. Ich urtheile von der Schönheit eines Buchs bloß nach dem Bande. Ist dieser nicht mehr schön, so werf ich das Buch unter den Ausschuß. Darin bin ich so erstaunlich eigen, daß ich selbst kein einziges von meinen Büchern lese, aus Furcht, den Band zu verderben. Die Herrn Gelehrten haben so viel gelehrte Hülfsquellen zu Wien, daß sie meines Büchervorraths füglich entrathen können, da fast jedes Kloster eine Sammlung seltner Bücher aufzuweisen hat, und auch der Windhagische und Gschwindische Bücherschatz den Liebhabern offen steht.

Diese leztern will ich gelten lassen, erwiederte ich, allein Sie wissen gar nicht, was das sagen will, wenn man bey den Mönchen einen gelehrten Gebrauch von den Büchern ihrer Sammlung machen soll. Wenn Sie wüßten, wie mir neuerlich noch ein guter Freund aus eigner Erfahrung erzählt hat, wie schlecht die Mönche oft die geschicktesten und berühmtesten Männer empfangen; wie eigensinnig und hochmüthig sie denselben begegnen, was für Unanstän-

digkeiten sie denen zumuthen, die ihres Beystandes bedürfen: so würden Sie mit mir glauben, daß es einem Schriftsteller oft leichter ankommen müsse, ein Werk aus seinem eignen Gehirn zu schreiben, als die Materialien dazu aus Mönchsbibliotheken zusammen zu suchen. Es scheint, daß diese Klausner die Verachtung, die sie gegen die Wissenschaften selbst beweisen, auch sogar auf die Männer erstrecken, die sich auf dieselben legen. Voll Stolzes auf den Besitz eines Schatzes, dessen Werth sie nicht kennen, verhindern sie diejenigen, die ihn kennen, nicht allein am Genuß, sondern auch sogar an der Betrachtung desselben, und gleichen also in dieser Absicht ganz vollkommen dem Hunde in der Fabel, der das hungrige Pferd von einem Haufen Heu wegbeißt, den er selbst nicht genießen kann.

Nein! rief der alte Finanzpächter, so kleinstädtisch denke ich nicht. Ich zeige meine Bücher einem jeden mit vielen Vergnügen. Sehen Sie da! da stehn Bücher von allen Farben und allerhand Formaten. Ich habe nie eins davon gelesen; allein die Buchführer, die mir dieselben verkauft haben, versicherten mich, daß es lauter auserlesene Bücher wären.

So sehr auch Herr von Krapfelmayr seine Bücher gegen mich herausstrich, so hütete ich mich wohl, eins davon zu berühren, nach dem, was er mir gesagt hatte. Ich laß bloß im Hin- und Hergehn die Titel davon. Auserlesen war die Sammlung würklich; allein für die Person, für welche sie zusammengebracht war, konnte sie in der Welt nicht unschicklicher

licher gefunden werden. Da waren Biblia Polyglotta von allen möglichen Editionen; alle Griechische und Lateinische Kirchenväter, Theologen, Kasuisten, Predigtmacher, alle geistliche und weltliche Geschichtschreiber, Weltweisen, Aerzte, Sternkundige, Mathematiker, alle alte und neue Redner nebst allen Griechischen, Lateinischen, Arabischen, Portugiesischen, Spanischen, Französischen, Englischen und Celtischen Dichtern; alle Lebensbeschreibungen der Heiligen, alle Streitschriften der Jansenisten und Molinisten, und ein Wust von Kontroverspredigten, um zehn Maulesel *) damit zu beladen. Diese lezten schienen die Lieblingsbücher des Eigenthümers zu seyn, denn sie waren noch reicher gebunden, als die übrigen und standen in zierlichern Schränken.

Nachdem ich mich an den Büchern im eigentlichsten Verstande satt gesehn hatte, zeigte mir der Herr von Krapfelmayr seine Naturalien- Mineralien- und Conchylien Sammlung, wovon ich, um andern nicht eben so viel Langeweile zu machen, als ich bey deren Vorzeigung auszustehn hatte, nichts weiter sagen will, als daß außer den sehr zierlichen Schränken, die diese Kindereyen beherbergten, nichts sehenswürdiges daran zu entdecken war. Der Originalität wegen

*) Diese Sammlung scheint, aller Eigenliebe des Besitzers ungeachtet, sehr unvollständig gewesen zu seyn. Ich dächte, Herr Aloysius Merz könnte einen jetzigen Sammler von seinen eignen Kontroverspredigten allein schon eine Eselsladung liefern, und zu den Zeiten unsers Schriftstellers waren doch die Kontroverspredigten sicherlich noch mehr Mode, als jezt. Anmerk. des Herausgebers.

will ich aber doch etwas von einigen Seltenheiten erwähnen, die er mir mit großer Selbstgefälligkeit und der ihm eigenen Geschwäzigkeit wies und bekannt machte.

Das Thier, sagte er, welches Sie hier in dem großen Glase sehn, ist die Schlange Pithon, die von der Chimära erlegt ward. In jenem Glase sind die beyden Schlangen, welche Bellerophon erdrückte, da er noch in der Wiege lag. Ich wandte mich weg, um nicht zu lachen, und fragte ihn in der Angst, was das für ein ungeheurer Knochen wäre, den ich an der Thür des einen Schrankes hängen sah, und der wohl dreyßig Fuß lang seyn mogte. Es ist ein Lendenknochen, antwortete er, des Helden Gargantua. Der andere viel kleinere, der daneben hängt, ist ein Milchzahn des Cyklopen Polyphem, und ist nur drey Fuß, fünf Zoll, vier Linien lang.

Die übrigen Raritäten, die Sie hier sehn, sind: eine Haarlocke des Mahomed, die ich von einem Juden für funfzehnhundert Kaysergulden gekauft habe; ein Theil vom Schwanze des leztern Kometen, den Sie vermuthlich auch am Himmel gesehn haben; eine Feder von dem schönen Schwane der Leda, die viel weißer ist, als unsere Schwanenfedern; ein Ohr des Königs Midas, ein Horn der Ziege Amalthäa; ein Stück, von dem Fell des Minotaurus; ein Stein von der Pyramide des Pharao; ein Flügel von dem Drachen der Medea, lauter überaus seltene, ja in ihrer Art einzige Stücke, die Sie gewiß in keiner andern Sammlung auf Erden finden werden.

den. Dies lezte glaubte ich ihm von ganzem Herzen, und ergözte mich eben so sehr an seiner Einfalt, als ich mich an der Kaltblütigkeit gewisser Mönche zu ergötzen pflege, womit sie ihren Reliquienschatz dem leichtgläubigen Volke vor die Nase hinkramen.

Inzwischen war ich es herzlich überdrüßig, die Albernheiten des Herrn von Krapfelmayr anzuhören, und da ich durch das eine Fenster des Büchersaals gewahr ward, daß man sich in einem der Wirthschaftsgebäude mit Weinpressen beschäftigte, so schlug ich ihm vor, dahin zu gehn, welches er auch mit vieler Höflichkeit annahm.

Zweytes Kapitel.

Geistliche Kellerigel brandschatzen die armen Bauern um ihren Wein. Zweykampf zwischen einem Mönch und einem Bullenbeißer um eine Schöpsenkeule. Das Perpetuum mobile und der Geist der Weiblichkeit.

Wir gingen also zusammen nach der Weinpresse, wo sich einige Landleute, nach ihrer Art, recht lustig machten. Der erste Gegenstand, der mir auffiel, war etwan ein Dutzend Mönche, von lauter verschiedenen Uniformen, deren jeder auf einem Weinfaße saß. Voll Erstaunen über einen so poßierlichen Auftritt, fragte ich meinen Führer, was diese Mönche hier zu thun hätten. Wissen Sie denn das nicht, versezte er; das sind die Adjutanten des Paters Kellners

aus jedem Kloster, die ihre Vorgesezten abschicken, um ihre Gebühren von der Weinlese einzusammeln. Die Tonnen, worauf sie sitzen oder reiten, sind ihre eigne, und sie werden sehn, daß keiner vom Fleck geht, bis sein Faß gefüllt ist. Sind denn aber, fuhr ich unwillig auf, diese arme Leute nicht schon genug mit Abgaben belegt, daß man ihnen auch noch diese neue geistliche Kontribution auflegt? Die guten Mönche müssen Ihnen viel zu Leyde gethan haben, sagte mein Führer, denn ich glaube schon einigen Groll bey Ihnen gegen diese Geschöpfe entdeckt zu haben. Ganz und gar nicht, erwiederte ich, sie haben mich vielmehr immer belustigt, bald durch das Scheckigte ihres Habits und ihrer Ordensregeln, bald durch diese oder jene poßirliche Fratze, wovon ich Augenzeuge gewesen bin. Wenn das ist, versezte jener, so konnten Sie nicht besser ankommen, denn dies ist gerade die Zeit, und der Ort, da sie sich die mehresten Ausschweifungen erlauben.

Das Lärmen, welches die Bauern machten, verhinderte diese gute Väter, unsere Lobrede zu hören, wobey sie denn auch nicht viel verloren. Als die Lustbarkeit geendigt war, ging man wieder an die Arbeit, und nun füllten unsere geistliche Kellerwürmer den Wein mit vollen Eymern in ihre Fässer. Ein Bauer, der ihren Eifer sah, ihren Zehnten von dem besten Wein zu nehmen, bat sie, das Preßrad ein wenig drehen zu helfen. Um Gottes willen, rief einer von den Mönchen, was muthet ihr uns da zu, mein Freund! Wißt ihr denn nicht, daß unser Stifter uns das Arbeiten, als eine Todtsünde,

verboten hat? . . . So hätte er, fiel ich ihm in die Rede, Ihnen allen nur gleich auch das Maul sollen zunähen lassen; denn wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen! Berufen Sie sich nicht auf ihren Stifter, der sicherlich das Gegentheil befohlen hat. Gestehn Sie vielmehr, daß ihre Faulheit Schuld daran ist, daß Sie in Städten und Dörfern umher schwänzen, um das Mark der Armen aufzuzehren, anstatt zu arbeiten, wie andere ehrliche Leute.

Dieser unerwartete Verweis that den geistlichen Kellerigeln sehr wehe. Herr von Krapfelmayr, der dieses bemerkte, und diesen Eindruck auszulöschen suchte, gab den Weinlesern Feyerabend, und hieß sie tanzen, welches ihnen sehr willkommen war. Die Frölichkeit der Bauern theilte sich bald auch den Mönchen mit, die gewiß ein Tänzlein mitgemacht hätten, wenn sie nicht von der Furcht für einen neuen Verweis wären zurückgehalten worden.

Es that mir sehr leyd, daß meine Hitze diesen Spaß verdorben hatte, denn es waren unter den Mönchen drey oder vier ansehnliche Bärte, die ich wohl hätte sehn mögen, ein Hupferle zu machen. Zum Glück hielt mich ein Einfall schadlos, den einer von den Mönchen hatte. Dieser stand eilig von seinem Sitz auf, warf seinen Mantel auf die Erde, stieg in eine Weinkufe, und fing an, uns eine kleine Rede über die Weinlese zu halten. Das Ding war zwar nichts weiter, als eine Schnurre, indessen blickte aus demselben doch zu viel Verstand und Gelehrsamkeit hervor, als daß wir ihn für den Verfasser davon halten konnten.

Die Bauern und Mönche, die sich theils auf Tonnen, theils auf die Erde gelagert hatten, hörten dem Redner sehr aufmerksam zu, woran wir es gleichfalls nicht ermangeln liessen; als ein ganz unerwarteter Vorfall den Redner von seiner Tribune herunterbrachte und alle Zuhörer zerstreute. Ich habe vorhin gesagt, daß der Redner seine Kutte abgelegt hatte, vermuthlich um das Zierliche seiner Geberdensprache bemerklicher zu machen. Nun hatte sich während seiner Rede ein hungriger Bullenbeißer in die Gesellschaft eingeschlichen, den Niemand wahrnahm, weil die Aufmerksamkeit eines jeden auf den Pater Redner geheftet war. Der Hund hatte sich der Mönchskutte genähert, und, vermöge seines guten Geruchs, entdeckt, daß etwas mehr, als etwan ein Paar Heiligenbilder, darinn verborgen wären. Er zerarbeitete also die Kutte solange mit seinen Pfoten und Zähnen, bis aus einer in derselben angebrachten Tasche das Bein einer Schöpsenkeule hervorragte. Alle seine Bemühung, den gefundnen Schatz unverringert zu Tage zu fördern, war vergebens. Die Furcht, gestört zu werden, und die Hoffnung, seinen Endzweck auf dem Hofe besser zu erreichen, machten, daß er die ganze Mönchsmundirung mit sich zur Thür hinausschleppte.

Die ganze Versammlung brach in ein lautes Gelächter aus, als der Mantel unter ihren Füßen dahin fuhr. Der Redner, dem es mehr um sein Abendbrod, als um den Lorbeer der Wohlredenheit zu thun war, und welcher sahe, daß Niemand sich des entführten Mantels annahm, sprang aus seiner Kufe

heraus

heraus, und lief dem Hunde nach, der schon anfing, sich seine Beute zu Nutze zu machen. Es war leicht vorher zu sehn, daß es hier nicht ohne Kampf abgehn würde, und jedermann eilte daher dem Kampfplatze zu, um zu sehn, wer das Feld behalten würde. Der Mönch hatte einen Zipfel seines Mantels erwischt, den er dem Hunde zu entreissen strebte, welcher seiner Seits denselben mit den Zähnen veste hielt. Der Kampf war hartnäckigt, und der Sieg blieb lange unentschieden. Die Zuschauer fingen schon an, sich in zwo Partheyen zu theilen; aber noch immer wollte das Glück sich für keinen der beyden Kämpfer erklären, sondern bediente sich vielmehr der Kräfte, welche beyde gegen einander anstrengten, zu einer gewünschten Vereinigung derselben. Denn der alte Mantel riß mitten von einander und ließ den Sieg völlig unentschieden. Inzwischen hatte doch der Bullenbeißer den Vortheil über seinen Gegner, daß dieser, so lang er war, auf seinen Hintern fiel, als der heilige Lumpen von einander riß.

Ich sprang hinzu, um ihm aufzuhelfen, und fragte, ob er keinen Schaden genommen hätte. Der größte Schaden für mich, sagte er, ist der, daß ich meine Schöpsenkeule eingebüßt habe, doch wird sie mir, wie ich hoffe, die Vorsehung wieder ersetzen. Mit diesen Worten stand er auf, und kehrte zur Versammlung zurück, die über sein Abentheuer lachte. Er lachte ganz treuherzig mit; seine Frölichkeit verwandelte sich aber plötzlich in Trauern, als er die Trümmern von Rosenkränzen und Agnus Dei erblickte, womit der Hund den ganzen Weg bestreut hatte, und die von den Anwe

wesenden waren zertreten worden. Heilige Jungfrau! rief er, und sah gen Himmel, welche Entheiligung! solche geweyhte Kostbarkeiten mit den Füßen zu zertreten! — Hier mußten wir die Gesellschaft verlassen, weil wir zum Abendessen gerufen wurden.

So köstlich das Abendessen war, so unschmackhaft war die Unterhaltung bey demselben. Die gnädige Frau von Krapfelmayr, die den ganzen Nachmittag beym Spiel ihrer Zunge hatte Gewalt anthun müssen, hielt sich für diesen Zwang bey der Tafel schadlos; sie ließ schlechterdings Niemanden zum Worte kommen. Ihre Zunge war ein wahres Perpetuum mobile; dafür lief auch so viel albernes Zeug mit unter, daß ich mich des Lachens nicht enthalten konnte, welches sie denn nicht ermangelte, für lauten Beyfall aufzunehmen. Ich freute mich, als die Tafel aufgehoben ward, und wollte mich beurlauben; umsonst! Sie machte mir das witzige Kompliment, wer bey ihr gegessen hätte, müßte auch bey ihr schlafen. Ich schützte die Unruhe meines Oheims vor, wenn ich ausbliebe, und versicherte, daß er meiner noch nöthig hätte. Eitle Hoffnung! Alle meine Gründe wurden verworfen, denn die gnädige Frau wollte plaudern. Es ward ein Bedienter an meinen Oheim abgefertigt, mit der Nachricht, daß ich nicht nach Hause kommen würde. Und nun nahm das Zungenfest seinen Anfang. Hat Ihr Herr Vater sehr viel Vermögen? Ist er schon alt? Hat Ihre Frau Mutter viel Kinder gehabt? Hat sie sich jung verheyrathet? Wie stark war ihre Mitgabe? Ist sie noch schön? Spielt sie gern? Wie viel Beichtväter hat sie? Halten Sie Gesellschaft von vornehmen

Leu-

Leuten? Haben Sie Wagen und Pferde? Doch auch einen Postzug? Leben Ihre Geschwistrige noch? . . . Diese und noch hundert Fragen ließ sie an mich ergehn, mit eben solcher Geschwindigkeit, als ich sie nieder-schreibe, es war also schlechterdings unmöglich, eine einzige zu beantworten. Es konnte ihr auch gar nicht daran gelegen seyn, eine Antwort zu hören, denn so-bald sie sahe, daß ich den Mund öffnen wollte, so warf sie mir eine neue Queerfrage an den Hals. Ich er-gab mich also in mein Schicksal, und that auf alle fer-nere Versuche dieser Art Verzicht, sondern ließ sie plau-dern, wie sie wollte, welches sie denn auch mit so aus-harrender Unerschöpflichkeit ins Werk richtete, daß ich mich von meinem Erstaunen gar nicht wieder erhohlen konnte, und gänzlich davon überzeugt ward, daß der Geist der Weiblichkeit doppelt auf ihr ruhte. Endlich schien sie doch einigermassen zu ermüden, denn sie fing an, mich zu ermahnen, daß ich ihr mögte plaudern helfen. Das ließ ich aber wohl bleiben. Ich stellte ihr vor, daß es schon spät in der Nacht wäre, und wenn wir die Unterredung noch weiter fortsetzten, so könnte das lange Wachen ihren Reizungen nachtheilig seyn. Diese kleine Schmeicheley fand Gnade in ihren Augen. Sie gab mir die Erlaubniß, schlafen zu gehn, und das ließ ich mir nicht zweymahl sagen.

Drittes Kapitel.

Ein Bischof zieht ein mit Roß und Māulern. Sein Konterfey. Er schickt den Nonnen einen Ausputzer.

So theuer ich auch mein Nachtlager erkauft hatte, so wenig gereuete es mich doch, diese Nacht auf dem Schlosse zugebracht zu haben. Denn ich ward den folgenden Morgen, für die den Abend vorher erlittene Ohrenmarter, durch ein Schauspiel entschädigt, welches ich nicht gesehn hätte, wenn ich bey meinem Oheim gewesen wäre. Ich meyne den Einzug des Bischofs, der seinen Kirchsprengel bereisete, und auf dem Schloß abtrat, als dem einzigen Ort im Dorfe, der würdig wäre, ihn zu beherbergen. Das Geläute der Glocken, das seine Ankunft verkündigte, der Zuruf der Bauern, die sich in aller Eil bewaffnet hatten, ihren infulirten Oberhirten gebührend zu empfangen, noch mehr aber das Lärmen seiner Pferde und seines ungeheuren Gefolges, schreckte mich aus dem Schlafe auf. Seit den funfzehn und mehrern Jahren, die er auf dem bischöflichen Stuhl saß, hatte man sein Antlitz in diesem Dorfe noch nicht gesehn, denn dies war das erstemahl, daß er seinen Sprengel bereiste.

Nach der Pracht seines Aufzuges zu urtheilen, hätte man ihn eher für einen Gesandten halten sollen, der mit irgend einem Monarchen in Unterhandlung treten wollte, als für einen Hirten, der seine Heerde besucht. Zwölf Maulesel, die das Silbergeräthe dieses vor-

vornehmen Apostels trugen, eröffneten den Zug. Ihnen folgten vier große Rüstwagen, welche den Mundvorrath, das Küchengeschirr und die Küchenbedienten führten. Hierauf kamen dreyßig Handpferde, denen sechs Kutschen folgten. In den beyden ersten saßen die weltlichen Hausofficiere Seiner Hochwürden Gnaden. In den beyden folgenden sein Großvikarius, seine Diakonen, sein Allmosenir ꝛc. In der fünften sein Beichtvater, der zugleich sein Ceremonienmeister war. In der sechsten endlich, von sechs prächtigen pohlnischen Hengsten gezogen, Seine Hochwürden Gnaden, der Herr Bischof selbst. An jedem Kutschenschlage ging ein Bedienter zu Fuß; vorn auf dem Wagen standen zween Edelknaben, und hinten auf ein Mohr, ein Jäger, und etliche Livreybediente. Diesen prunkvollen Zug beschloß ein Haufen armer Leute, die den Wagen von Rittersheim, wo er übernachtet hatte, bis hieher gefolgt waren, und denen der Mann Gottes, in einer Anwandlung von frommer Mildthätigkeit, — einen KayserGulden reichen ließ, um solchen unter sich zu theilen.

Jeder vernünftige Mann würde darüber erschrocken seyn, einen so ungeheuren Zug bey sich einkehren zu sehn. Mein Herr von Krapfelmayr aber, dem dergleichen Ehre in seinem Leben noch nicht wiederfahren war, freute sich halb todt, als er denselben in seinen Hof einziehn sah. Die gnädige Frau wollte gar für Freuden von Sinnen kommen. Kaum hatte sie den Zug von fern erblickt, als ich sie, wie eine Besessene, herumlaufen und aus vollem Halse rufen hörte: Ein Bischof, mein Schatz! ein Bischof bey uns! Nun

komme

komme noch einer, der über unsern Adel die Nase rümpft!

Unglücklicherweise aber verstand die gute Dame nicht, sich in ihren Adel zu schicken, denn sobald der Bischof ausstieg, lief sie ihm an den Kutschenschlag entgegen, fiel vor ihm auf die Knie, und bat um seinen Segen, den sie mitten unter einem ganzen Haufen von Bauern empfing, welche sich, zum Empfang desselben, platt auf die Erde geworfen hatten. Das günstige Vorurtheil, das ich, von Kindheit an, für alle vornehme Geistliche gehabt habe, war nicht hinreichend, mir die Physionomie des Bischofs, den ich noch nie so nahe gesehen hatte, erträglich zu machen. Er war ein wahrer Aesop, nur mit dem Unterschiede, daß Aesop ein armer Sklave, dieser aber ein jüngerer Sohn aus dem vornehmen Hause der Grafen von Wüstenhausen war. Bey seinem Anblick bewunderte ich die weisen Einrichtungen der Natur, die oft einen Gefallen daran findet, Leute, die leicht auf ihre vornehme Geburt zu stolz werden könnten, durch Häßlichkeit und Leibesgebrechen zu demüthigen. Inzwischen schien dieselbe bey diesem geistlichen Herrn, mit allen ihren weisen Vorkehrungen, dennoch ihren Endzweck nicht völlig erreicht zu haben, denn ich fand an ihm einen Gang und Gebehrden, deren Stolz und übel versteckte Selbstgefälligkeit an einem weltlichen Mitgliede eines so vornehmen Geschlechts allenfalls zu entschuldigen gewesen wären, an einem Mann von seiner Figur und von seinem Stande aber eben so ärgerlich, als lächerlich, waren. Er ging, unter dem Vortritt seines ganzen, sowohl geistlichen, als weltlichen, Gefolges,

in das Schloß, und der Umstand, daß alle seine Begleiter groß und wohlgewachsen waren, machte den Abstich mit dieser kleinen bischöflichen Figur noch auffallender.

Alle Bewohner des Schlosses, und unter denselben der Herr von Krapfelmayr selbst, empfingen nun gleichfalls den bischöflichen Segen. Ich empfing auch meine Portion davon, weil ich mich gerade auf der Treppen befand, als der geweyhte Mann hinauftrat. Der Herr von Krapfelmayr, der mich ansichtig ward, bat mich, sein Beystand zu seyn, bis die Edelleute ankämen, die er herbeyhohlen ließ, um dem Bischof Gesellschaft zu leisten. Ich suchte dies von mir abzulehnen, und sagte ihm, er wäre ohne Gehülfen im Stande, die Rolle des Wirths mit aller gehörigen Würde zu spielen; ich wäre noch nie mit Bischöfen in Gesellschaft gewesen; hätte die bischöfliche Ceremonialgesetze nicht studirt, und liefe also Gefahr, irgend einen Bocksstreich zu machen, den man alsdann auf seine Rechnung schreiben würde; — aber da half kein Sträuben; ich mußte mit wandern.

Wir traten also beyde in den Saal, wo sich der Bischof aufhielt. Wir fanden dieses Kirchenlicht vor einem grossen Spiegel mit Anordnung einiger Haare seiner Perüke beschäftigt, die sich auf der Reise ein wenig verschoben hatten. Der Hausherr freute sich seiner glücklichen Ankunft, und dankte ihm, daß er sein Schloß ausersehn hätte, um darin von seiner beschwerlichen Reise auszuruhen. Das hab ich gethan, erwiederte der Bischof sehr kaltblütig, weil man mir gesagt

gesagt hat, daß dies hier der einzige Ort wäre, wo ein Mann von meinem Stande absteigen könnte, und daß Sie Ihre Gäste nicht übel bewirthen. Man hat Ew. Hochwürden Gnaden nicht unrecht berichtet, antwortete ich ihm, der Herr von Krapfelmayr ist so gastfrey, daß sein Schloß nicht sowohl ihm, als den Personen zuzugehören scheint, die ihm das Vergnügen machen, bey ihm abzutreten.

Der alte Tabackspächter bekräftigte meine Lobrede mit einem tiefen Bückling; ich bemerkte aber, daß die Freyheit, die ich mir genommen hatte, mich in die Unterredung zu mengen, dem Kirchenfürsten nicht anstand. Er sah mich mit einer verächtlichstolzen Mine an, die ich mit einem so zuversichtlichen Wesen über mich ergehn ließ, daß er darüber stutzte.

Inzwischen hatte mein Oheim einen Theil des Gefolges, an Menschen und Vieh, in sein Haus aufgenommen, nach dessen Unterbringung er nichts angelegners hatte, als dem Bischof seine schuldige Aufwartung zu machen. Er kam also auf das Schloß und ließ sich unter dem Nahmen des Pfarrers Ecking melden. Der Bischof, der ihn nicht kannte, fragte seinen Vikar, ob der Pfarrer ein Edelmann wäre. Dieser antwortete, daß er nicht genau davon unterrichtet wäre, indessen wüßte er wohl, daß seine Verwandten ansehnliche Dikasteriantenstellen bekleideten, und daß der vorige Bischof ihm diese Pfründe aus Erkenntlichkeit für die Dienste gegeben hätte, welche diese Verwandten ihm in einen Proceß, den er mit seinem Kapitel geführt,

gelei-

geleistet hätten. Es ist gut, versezte der Bischof mit einer verächtlichen Mine, Sie wissen, daß ich mich nicht herablasse, mit Priestern zu sprechen, wenn sie nicht von Adel sind, das wird also ihr Geschäfte seyn. Empfangen Sie ihn, und visitiren Sie gleich seine Kirche. Von da gehn Sie zu den eigensinnigen Nonnen, und geben Sie denselben in meinem Nahmen einen derben Ausputzer. Sagen Sie ihnen, daß sie es sind, die mir die Mühe gemacht haben, hieher zu kommen, und wenn sie machen, daß ich selbst in ihr Kloster kommen muß, so sollen sie mir für jeden Tritt büßen, den ich thue.

So viel Hochmuth war mir unerträglich. Die Verachtung der Priester, und die Beschimpfung meiner ganzen Familie in der Person meines Oheims, brachten mich auf. Dieser Pfarrer, Hochwürdiger Herr! sagte ich zu ihm, den Sie so sehr verachten, ist indessen doch ein Hirt der Kirche und ein Diener Jesu Christi, so gut, wie Sie! Von dieser Parallele schien mein Infulnmännlein eben so wenig erbaut zu seyn, als ich von seinem Hochmuth, und dies bestärkte mich in der Meynung, daß ein demüthiger Prälat ein sehr seltner Vogel ist.

Vielleicht hätte ich an mir selbst noch den Ausbruch seines Hochmuths empfunden, wenn nicht einige angebliche Edelleute hereingetreten wären, die der Herr von Krapfelmayr in der Geschwindigkeit, im Dorfe, hatte zusammentreiben lassen. Jedermann würde sie für gute Bauern gehalten haben, hätten sie nicht alte weise Federn auf dem Hute und rostige Degen an

an der Seite gehabt, über welche sie beynahe den Hals gebrochen hätten, als sie sich vor dem Bischofe verneigten. Dieser rückte das Käppchen, um ihren Gruß zu erwiedern, ließ ihnen Stühle geben, und unterhielt sich mit ihnen ganz vertraulich. Diesen Zeitpunkt nahm ich wahr, nm mich wegzuschleichen, und eilte zu meinem Oheim, den ich über einen so unerwarteten und zahlreichen Zuspruch in einiger Verlegenheit zu finden glaubte.

Viertes Kapitel.

Warum der Bischof gekommen. Sein Verfahren gegen die Nonnen. Die Nonnen ermahnen einen Werbofficier, zu predigen. Ein paar Züge aus dem Leben der Klerisey.

Ich glaubte den Vikar des Bischofs noch in voller Visitationsarbeit anzutreffen; die war aber schon lange vorbey. Ich gab meinem Oheim meine Verwunderung darüber zu erkennen; aber denken Sie denn, sagte er, daß es noch immer so ist, wie ehemals, da man uns Predigten hielt, uns den Leviten laß, und uns, wie die Schüler, examinirte? Diese Mißbräuche haben unsere Herren Obern, Gottlob! abgeschaft. Sie sehn auf das wesentliche; ob die Beylage des Glaubens rein bewahrt wird. Ob unsre Aufführung exemplarisch und unsre Sitten rein sind, überlassen sie unserm Gewissen, wenn nur nicht Ketzereyen einschleichen. Dies ist auch, wie ich von dem Großvikar erfahren habe, der einzige Endzweck der Bereisung unsers Bischofs.

schofs. Er glaubte, den Neuerungen durch einen neuen Katechismus vorzubeugen, den er einführen wollte. Dadurch ist aber übel ärger geworden; denn das Werk hat den Beyfall der Censur nicht erhalten, und der Glaubensneuerer hat darüber gespottet.

Wie! rief ich aus, der Bischof hat über sein eigen Werk gespottet? Wer spricht denn vom Bischof? versetzte Oheim Franz; ich spreche von einer neuen ketzerischen Sekte, deren Nahmen ich nicht weiß, und die man einstweilen die Unsichtbaren nennt, bis man sich auf einen andern Ketzernamen besinnt. Nun verstehe ich Sie, erwiederte ich, ich glaube aber auch, daß es für die Kirche sehr gefährlich und nachtheilig ist, wenn man neue Lehrbücher einführen will, und dadurch gleichsam die ersten Anfangsgründe der Religion erschüttert.

Mein Gott! Neffe, lassen Sie sich doch bedeuten; ich rede ja von den Ketzern und ihrer Neuerung; nicht aber von unserm Bischof, der ein braver Mann und recht erzkatholisch ist. Allein alle Schaafe seiner Heerde sind ihm nicht gleich, und wir haben Nonnen hier, die ihm überaus viel zu schaffen machen. Sie haben sich diese unsichtbare Ketzerey einmahl in den Kopf gesetzt, seinen Katechismus weggeworfen, und ihn selbst einen Neuerungsmacher gescholten. Er hat sie darauf in den Bann gethan, hat die verwegensten aus dem Kloster verwiesen, und will die Aufhebung des Klosters zu bewürken suchen, wenn er sie nicht wieder zur Vernunft bringen und sie zu Annehmung seines Katechismus bewegen kann .... Lachen Sie nicht, Neffe! das ist kein Spaß, da dieser Herr deswegen in Person

die Reise gethan hat. Denn außer den Ermahnungen, welche ich in seinem Nahmen an diese widerspenstigen Nonnen ohne Unterlaß habe ergehn lassen, hat er auch schon einigemahl Vikarien hergeschickt. Sogar dem Werbeofficier, der vor einiger Zeit hier war, hatte er aufgetragen, sie zur Unterwerfung unter den Willen ihres Oberhirten zu ermahnen. Sie haben aber die Gottlosigkeit so weit getrieben, diesem Abgeordneten ins Gesicht zu lachen, und haben ihm den Rath gegeben, sich mit Kapuze und Kutte zu behängen, und seinen Degen einstweilen dem Vikar zu geben, damit dieser für ihn Rekruten anwerben, er aber für jenen unterdessen predigen könnte. Kurz! sie haben die Verkehrtheit so weit getrieben, daß der Bischof persönlich hiehergekommen ist, um zu sehn, ob sie sich auch über ihn selbst aufhalten werden.

An Stoff wird es ihnen wenigstens nicht fehlen, sagte ich, und auch nicht an Gesellschaft. Unsere mehresten Prälaten müssen doch nicht wissen, wie sie die Zeit hinbringen wollen, daß sie sich mit solchen Kindereyen abgeben, und darüber allen Vernünftigen zum Gelächter werden. Warum wollen denn diese sonst so gefällige, so höfliche, gegen das schöne Geschlecht so galante Herren, diese arme Kinder mißhandeln? Leiden denn die guten Dinger nicht schon genug unter der Strenge ihrer Ordensregeln, unter ihrer beständigen Versperrung, und unter der Abtödtung ihrer Begierden, die wie Stahlfedern dem Druck entgegenstreben, ohne daß man sie noch mit Dingen martern dürfe, die keiner Nußschale werth sind?

Aber

Aber wo denken Sie hin, Neffe! fiel mir mein Oheim ziemlich hitzig in die Rede, soll denn ein Bischof, ein geistlicher Vorgesezter nachgeben? Allerdings! war meine Antwort, wenn er Unrecht hat, und gegen dieses liebenswürdige Geschlecht hat man immer Unrecht. Warum läßt er sie nicht nähen, spinnen, den Rosenkranz beten und — glauben, was sie immer geglaubt haben? Fürchtet er etwa, daß diese unschuldige Mädchen Sekten von Ketzern stiften werden? Das wäre eine ganz neue Erscheinung. Allein es scheint, daß diese Herren auf soviel unschuldige in Klöstern versperrte Schönheiten eifersüchtig sind, und daß der Verdruß, dieselben nicht genießen zu können, sie zur Grausamkeit gegen diese Lämmlein reizt. Um des Himmels willen! Neffe! was war das für eine Anmerkung. Können Sie sich unterstehen, unsern Bischof, diesen tugendhaften, würdigen, heiligen Mann .....

In diesem Augenblick trat ein Bedienter des Bischofs herein, der meinem Oheim ein Papier zustellte und wieder wegging. Die Lesung dieses Papiers that eine sonderbare Würkung auf meinen Oheim, wie man gleich aus der Tonwandelung seiner Rede wird schliessen können. Ist der Bischof toll? rief er ganz außer sich. Was denkt denn der Leuteschinder? Mich auf vierhundert Kayserguldeu zu taxiren! so viel trägt ja meine ganze Pfründe nicht. Müssen wir ihm denn nicht schon an Zehenten in den Hals jagen? Fressen uns seine Pferd und Esel nicht ohnehin beynahe die Ohren vom Kopfe? Vierhundert Kaysergulden! Zum Teufel! Der Kerl muß der Antichrist —

ein Karaibe muß er seyn, um einem armen Dorfpfarrer vierhundert Kaysergulden abzufordern.

Ob ich gleich wohl errathen konnte, was Oheim Franzens Galle so seltsam in Aufruhr brachte, so fragte ich doch nach der Ursach seiner so plötzlichen Sprachwandelung. Da lesen Sie! sagte er und reichte mir das Papier, haben Sie je einen solchen Juden gesehn? Ich soll für mein Theil vierhundert Kayserguldden zu seinen Reisekosten beytragen. Wo ist Gewissen? Wo ist Religion? ... Bey den Bischöfen, antwortete ich ganz gelaßen, wenigstens sagten Sie mir das vor wenig Augenblicken.

Ja! die Herren haben eine schöne Religion, fuhr er fort, die bloß darinn besteht, Geld zu schneiden, um ihren Hochmuth, ihren Geiz und ihre übrige Lüste zu befriedigen. Auf meine Erinnerung, daß der Zorn sein Urtheil zu übertreiben schien, versicherte er mich des Gegentheils und sezte hinzu: Wenn ich Ihnen alles sagen wollte, was ich weiß, so würden Sie noch ganz andre Dinge erfahren. Die Herrn kennen sich nicht für Hochmuth und sehn so verächtlich auf uns herab, als wenn wir ihre Pferdeknechte wären, und doch sind wir es, die ihre Bratenwender in Bewegung setzen, ihre Kutschen rollen lassen, ihren Hofstaat besolden, ihre Buhlschaften futtern, und ihr Spiel unterhalten — und dann wirft man uns noch vor, daß wir nicht genug für die Armen sorgen. Wo soll es denn herkommen? Und wenn wir goldene Berge besäßen, so würden die reichen Bettler immer so viel verschlucken, daß für die Armen wenig übrig bliebe.

Um

Um mir mit meinem Oheim eine kleine Lust zu machen, der im Grunde so Unrecht nicht hatte, stellte ich mich, als wenn ich seinen Eifer billigte, nahm es aber über mich, ihn zu überführen, daß des Bischofs Anschlag nicht allein nicht übertrieben, sondern würklich sehr mäßig sey. Oheim Franz machte ein Paar große Augen und foderte Beweis. Alle Kirchenhäupter, sagt ich, haben nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, alle Jahr ihren Sprengel zu bereisen, mithin können sie auch jedesmahl von Ihnen einen Beytrag zu ihren Reisekosten einfordern. Nun hat sich Ihr Oberhirte in den funfzehn Jahren seines Hirtenamts hier noch niemals sehn lassen. Rechnen sie einmal zusammen, was es Ihnen würde gekostet haben, wenn dieser Besuch der funfzehnte wäre, und dann werden Sie finden, daß Sie mit vierhundert Kaysergulden noch sehr wohlfeil abkommen. Ein vortreflicher Schluß! erwiederte mein Oheim. Ist man denn schuldig; einem Menschen eine Arbeit zu bezahlen, die er nicht gethan hat? Das ist bey geistlichen Herren nichts neues, versezte ich; also folgen Sie mir, und anstatt sich über Ihren Bischof zu beschweren, danken Sie vielmehr Gott, daß er ihnen einen so friedfertigen Oberhirten bescheret hat. Seit funfzehn Jahren sind Sie völlig Herr und Meister in Ihrer Kirche und in Ihrem Hause, können sich mit guten Freunden und Freundinnen belustigen, und alles thun, was Ihr Herz gelüstet, ohne die bischöfliche Censur zu fürchten, und sie finden eine Nachsicht von so viel Jahren mit vierhundert Kaysergulden zu theuer erkauft. Ich kenne Pfarrer, mein lie-

lieber Oheim, die gern vier und fünfmahl so viel gäben, wenn sie eine solche Nachsicht damit erkaufen könnten. Denken Sie nur an den Bischof jenseit der Donau, (und deren giebt es mehrere,) der um das Weintrinken seiner Pfarrer einzuschränken, auf jeden Anker Wein, der im Pfarrhause ausgetrunken wird, eine Abgabe gelegt hat, die ihm jährlich ein ungeheures einbringt. Nun ja! das ist der rechte Kauz! rief mein Oheim. Diese Einrichtung, die ihm so ähnlich sieht, ist doch nur eine von seinen Gelderpressungen, wovon die mehresten ungleich auffallender sind, wie Sie aus einer Geschichte ersehn werden, die ich Ihnen jezt erzählen will.

Fünftes Kapitel.

Handel und Wandel mit geistlichen Pfründen; oder Geschichte des jungen Benedikt von Grubenstreit.

Benedikt von Grubenstreit verlor seine Eltern sehr frühzeitig. Sein Vormund verstand, nach einer, wie es scheint, in allen Ländern eingeführten Sitte, die Kunst, sich das wenige Vermögen zuzueignen, das sein Mündel von seinen Eltern geerbt hatte. Der junge Mensch hätte sich über diesen Verlust trösten können, wenn man ihm nur wenigstens eine seiner Geburt gemäße Erziehung gegeben hätte, um dadurch dereinst seinen Mangel an Glücksgütern zu ersetzen. Allein auch dies wollte der Geiz des Vormunds nicht erlauben, und unser Grubenstreit hatte also

we=

weder Geld noch andere Hülfsquellen, als er nun das Alter erreicht hatte, ein Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft zu werden. In dieser Lage konnte er nur zwo Partheyen ergreifen, entweder Kriegsdienste, oder den geistlichen Stand. Er wählte den leztern, als den allerschicklichsten für seine Vermögensumstände. Um dazu zu gelangen, ging er nach Ingolstadt zu einem Professor, Nahmens Quittenhuber, der ihm, weil er etwas Anlage bey demselben bemerkte, so viel Latein beybrachte, daß er nothdürftig sein Brevier verstand. Dieser menschenfreundliche Professor ließ ihm hernach die Priesterweyhe geben und schenkte ihm zweyhundert Kayserguld en, um davon zu leben, bis ihm das Glück irgend eine Pfründe zuwürfe.

Der Neugeweyhte, anstatt seine Versorgung ruhig abzuwarten, die ihm nicht entstehen konnte, weil der Professor mit dem Weyhbischof von Freysingen in genauer Freundschaft lebte, wollte selbst der Schöpfer seines Glücks seyn. Er verließ also seinen Wohlthäter und kam nach * * *. Man hatte ihm gesagt, der Bischof dieser Stadt hätte viele Pfründen zu vergeben, in deren Besetzung er e‥en nicht ekel wäre, sondern sie, gegen eine Erkenntlichkeit, dem ersten, dem besten, zu geben pflegte. Dies that der Bischof übrigens nicht aus Geiz, sondern er wendete alles, was dieser fromme Handel ihm einbrachte, auf den Unterhalt eines jungen sehr schönen Mädgens, dem er seine Zuneigung geschenkt hatte.

Der neue Priester, der sich nicht Verdienst genug zutraute, durch den Weyhbischof von Freysingen so-

bald versorgt zu werden, glaubte, daß sein Geldbeutel ihn dem Bischof von * * * hinlänglich empfehlen würde. Er traf ihn nicht einheimisch, weil er auf Befehl des Hofes, der über seine Aufführung in der Nähe zu wachen für gut fand, nach Wien gefodert worden. Einer von den Schreibern des Bischofs, der zugleich sein Mäkler war, und an welchen sich unser Benedikt wandte, gab ihm zu verstehen, der Bischof wäre, in Angelegenheiten seines Kirchsprengels nach Hofe gereist; er würde also wohl thun, wenn er nach Wien ginge, um persönlich mit demselben zu sprechen. Er reiste also dahin, mit einem Empfehlungsschreiben an den Bischof, oder vielmehr mit einem Instruktionsschreiben, wie dieser neue Fang zu behandeln seyn dürfte.

Benedikt ging, bey seiner Ankunft in Wien, so gleich zu dem Bischof, der sich im Kloster der Paulaner auf der Wieden in die Einsamkeit begeben hatte. Eine täuschendere Gesichtsbildung war unserm Neuling noch nicht aufgestoßen. Niedergeschlagene Augen, ein überaus bescheidener und sittsamer Anstand, viel Demuth im Aeußerlichen, die erbaulichsten Reden, kurz! alles verkündigte in diesem Bischof den würdigsten Mann, der je eine Inful getragen. Wenigstens faßte Grubenstreit diese günstige Meynung von ihm, als er demselben den Brief seines Schreibers überreichte.

Der Bischof, nachdem er den Brief gelesen hatte, drückte dem Kandidaten die Hand, und dankte laut der Vorsehung, die ihm so würdige Arbeiter am Weinberge

des Herrn zuschickte. Ihr haben Sie es ohne Zweifel zu verdanken, daß Sie an mich gelangt sind. Sie konnten zu keiner gelegnern Zeit kommen, denn ich habe diesen Augenblick den Bericht erhalten, daß eine der einträglichsten Pfründen erledigt ist, die ich zu vergeben habe. Der sie besaß, war ein sehr würdiger Mann, und ich glaube seinen Verlust nicht besser ersetzen zu können, als wenn ich Ihnen seine Pfründe übertrage. Mögten Sie doch, wie ich wünsche und hoffe, dieselbe eben so lange besitzen, und eben so würdig verwalten, als ihr Vorgänger. Gehn Sie nur wieder zu meinem Kanzler, und sagen Sie ihm in meinem Nahmen, daß er Ihnen Ihre Vokation ausfertigen soll. Verzeihen Sie, daß ich mich nicht länger mit Ihnen unterhalten kann; man läutet zum heiligen Rosenkranz, und ich eile, denselben mit den frommen Patern dieses Konvents zu beten.

Benedikt, der von dieser Frömmigkeit des Bischofs gerührt, und von seiner Pharisäermine getäuscht war, wußte nicht, was er denken sollte. Wie ist es möglich, dachte er, daß ein so heiliger Mann von Verläumdern verfolgt wird? Nie hab ich einen sanftern, demüthigern, der Welt abgestorbnern Mann gesehn; der mich, ohne mich zu kennen, mit Liebkosungen überhäuft, und mir ganz unentgeldlich eine der einträglichsten Pfründen zuschlägt. Was giebt es doch für böse Leute in der Welt, und wie unglücklich ist ein rechtschaffener Mann, vor dergleichen Ehrabschneidern nicht sicher zu seyn!

Noch war er in diese Gedanken vertieft, als er zu dem Kanzler kam, dem der Bischof schon vorläufig,

läufig, durch ein Handbriefgen das nöthige gemeldet hatte. Unser Benedikt hatte demselben kaum mit tausend Freuden gesagt, was vorgegangen war, als er sich schon hinsetzte, und seine Vokation ausfertigte. Freude und Verwunderung stieg bey unserm Kandidaten immer höher, da er sahe, daß der Kanzler eben so uneigennützig handelte, als der Bischof. Als aber die Vokation besiegelt werden sollte, fing der Kanzler an, ihm eine kleine pathetische Rede über die milden Werken zu halten. Er stellte ihm die Bedürfnisse des Kirchspiels und die große Menge von Armen vor, womit dasselbe beladen wäre, und denen zu Gefallen, der Bischof sich entschlossen hätte, für seine Person in einem Kloster zu leben. Nach einer herrlichen Lobrede auf die Tugenden des Bischofs eröffnete er dem Kandidaten, daß derselbe ein sehr rühmliches Mittel erfunden hätte, den Bedürfnissen dieser armen Brüder zu Hülfe zu kommen. Dies bestünde darin, daß alle Beneficiaten zu diesem christlichen Werk ein den Einkünften der erhaltenen Pfründe angemessenes Allmosen beytragen müßten. Er bäte ihn also, unter der Zeit, daß er hingehn und seine Vokation besiegeln wollte, viertausend Kayserguldem aufzuzählen.

Benediktus von Grubenstreit den die Rede, bis auf den lezten Absatz, ungemein erbaut hatte, schrie gewaltig gegen diese Taxe, die er unbeschreiblich übertrieben fand. Worüber können Sie klagen? fragte ihn der Kanzler ganz gelassen. Das sind kaum die beyden ersten Jahre des Ertrages Ihrer Pfründe. Ist das zuviel für einen Fond, der Ihnen auf Ihr ganzes Leben so ansehnliche Renten versichert? Wo

können Sie jemals Ihr Geld zu so hohen Zinsen anlegen? Sie werden auf die ganze Dauer Ihres Lebens in eine der gemächlichsten und wohlhabendsten Lagen gesezt, und Sie wollten so hartherzig seyn, den Armen etwa den dreyßigsten Theil Ihrer Einkünfte zu versagen? den dreyßigsten, sag' ich, denn, Ihrer Leibesbeschaffenheit nach, können Sie sich die Einkünfte der Pfründe noch immer, an die funfzig Jahre lang, zu Nutze machen.

Meine Absicht ist nie gewesen, sagte der Kandidat, unentgeldlich zu dem Genuß einiger Einkünfte zu gelangen. Das hatte man mir auch schon vorher gesagt. Aber das ist doch nicht billig, daß der Herr Bischof, um die Armen zu unterstützen, mich selbst zum Bettler macht, indem er mir viertausend Kayserguldan abfodert, die ich nicht habe, und nie gehabt habe ..... Wer heißt Sie denn um eine Pfründe anhalten? versezte der Kanzler ziemlich unhöflich, wissen Sie nicht, daß Pfründen heut zu Tage nur an die Reichen kommen, die sie besser bezahlen können, als andre?

Ich will diese auch bezahlen, versezte Benedikt, so gut, wie irgend einer, und wenn Sie mit zweytausend Kayserguldan zufrieden seyn wollen, welches doch wohl ein rechtschaffnes Gebot ist, so bin ich im Stande, Ihnen dieses Geld gleich aufzuzählen. Ey! da wär ich ein schöner Handelsmann, sagte der Kanzler. Folgen Sie mir, Herr von Grubenstreit und dingen Sie nicht auf die Summe. Sie könnten den Kürzern dabey ziehn, und von einem jungen

Geist-

Geistlichen ausgestochen werden, mit welchem ich neulich um dreytausend Dukaten wettete, daß er, binnen Monatsfrist, eine Pfründe haben würde. Wenn der Herr Bischof diese Wette erfährt, so wird sein Eifer für die Armen, rege werden, und er wird gewiß um denselben diese größere Summe zuzuwenden, Ihnen die Vokation versagen, und sie dem andern geben. Aber, schaun Sie! ich bin halt! zu ehrlich, um Ihnen diesen Streich zu spielen. Das sind so Gaunerpfiffe eines Fürstlichen Beichtvaters, oder eines Kammerdieners von irgend einem Minister.

Diese Rede des Kanzlers machte den gewünschten Eindruck auf unsern Benedikt. Aus Furcht, eine fette Pfründe zu verlieren, die er schon unumstößlich gewiß in Händen zu haben glaubte, ging er alles ein. Da er aber nur die Hälfte der gefoderten Summe in Bereitschaft hatte, so bat er den Kanzler, mit der andern Hälfte in Geduld zu stehn. Dazu hatte aber der Schreiber keine Ohren und Benedikt sah sich genöthigt, ein Paar Wechsel auf die besten Handelshäuser in Wien auszustellen, die er auch annahm, und ihm die Vokation nunmehro, ohne weitern Aufenthalt, ausfertigte.

Der neue Pfründner eilte nun, seinem Wohlthäter, dem Professor Quittenhuber, von seinem Glücke Nachricht zu geben. Er dankte ihm für seine Vorsorge und die Bemühungen, die er anwendete, ihm eine gute Versorgung zu verschaffen, bat aber, sich nun nicht weiter deshalb zu bemühen, da die Vorsicht so väterlich für ihn gesorgt hätte. Der Professor

fessor theilte diese Nachricht dem Weyhbischofe von Freysingen mit, den er um eine Versorgung für den jungen Grubenstreit gebeten hatte. Ich freue mich, sagte der Weyhbischof, über diese Nachricht. Der Herr Bischof von *** muß sich aber sehr bekehrt haben, wenn er unentgeldlich Pfründen weggiebt, er, der seit den funfzehn Jahren seines bischöflichen Amts nicht eine einzige anders, als gegen klingende Münze, vergeben hat. Davon weiß ich nichts, versezte der Professor; alles was ich sagen kann, ist dieses, daß diese Pfründe zu der Abtey ** münster gehört, wovon der Bischof von Neustadt Abt ist.

Wenn es weiter nichts ist, erwiederte der Bischof, so hat der arme Grubenstreit meine Vorsorge noch immer nöthig. Denn ich muß Ihnen sagen, daß der Hof den Bischof von *** bloß deshalb zum Abt von ** münster ernannt hat, um seine Gläubiger zu befriedigen, zu welchem Behuf auch sämmtliche davon fallende Einkünfte sequestrirt sind. Der Hof hat sogar nach Rom geschrieben, und vorgebaut, daß dort keine Bullen für den Abt ausgefertigt werden, um ihn wegen seiner begangenen Simonieen zu züchtigen, und neue zu verhüten. Sie sehn daraus, daß der Bischof von *** keine zu dieser Abtey gehörige Pfründe vergeben kann, und seine Vokation schlechterdings null ist. Da ich indessen weiß, daß Ihnen an der Sache gelegen ist, so will ich gleich nach ** münster schreiben, und genaue Nachricht einziehn.

Der neue Pfründner, der alle sein Geld losgeworden war, säumte indessen nicht, mit seiner Vokation

kation in der Tasche, nach Ingolstadt zu reisen, wo sich der Weyhbischof von Freysingen eben aufhielt. Der Professor wünschte ihm Glück zu seiner neuen Würde, und sagte ihm, er möchte dem Weyhbischofe aufwarten. Benedikt machte da große Lobeserhebungen vom Bischofe zu **. Ich bin sehr davon erbaut, sagte der Weyhbischof, Sie Ihre Wohlthäter rühmen zu hören; denn das ist ein Beweis eines edlen und erkenntlichen Herzens: Allein, mein Herr, Sie sind diesem vermeinten Wohlthäter so viel Verbindlichkeit nicht schuldig, als Sie glauben. Ich habe eben die zuverläßige Nachricht erhalten, daß die Pfründe, wozu Sie ernannt sind, gar nicht erledigt ist, und wahrscheinlicherweise auch sobald noch nicht erledigt werden wird, weil der jetzige Pfründner ein junger, starker und gesunder Mann ist.

Da saß nun unser guter Benedikt, wie vom Blitze getroffen. Schaam und Unwillen, sich von einem Manne betrogen zu sehn, dessen Stand und Heucheley ihn so mächtig getäuscht hatte, benahm ihm Sprache und Empfindung. Der Weyhbischof merkte aus dem Grade seiner Bestürzung, daß sein Herr Kollege dem Kandidaten, von mehr, als einer Seite, weh gethan haben müßte. Er tröstete ihn also nach Möglichkeit und versprach ihm die erste erledigte Pfründe.

Sobald er den bischöflichen Pallast verlassen hatte, erzählte er dem Professor seine ganze Begebenheit und fragte, was er dabey thun sollte? Gar nichts! antwortete der Professor; denn wenn ein

Bi-

Bischof erst so weit gegangen ist, die Larve abzulegen, wie dieser gethan hat, so ist es Thorheit, wenn der Geringere glaubt, ihn zu seiner Pflicht zurück bringen zu können. Sie haben eine Thorheit begangen, daß Sie sich eine Pfründe erkaufen wollten, und der Herr Bischof von *** hat Sie dafür bestraft, indem er Ihnen eine verkauft hat, wozu er kein Recht hatte. Das ist in der Ordnung, und Ihnen ist dabey nichts wiederfahren, als was Sie ganz wohl verdient hatten.

Ich gebe gern zu, versezte Grubenstreit, daß ich eine Narrheit begangen, Sie werden doch aber gestehn, daß derjenige, dem ich diese Narrheit so theuer bezahlen müssen, darum nicht weniger ein Betrüger ist. Wollte Gott! sagte der Professor mit einem tiefen Seufzer, daß er der einzige von dieser Art wäre! Folgen Sie mir, mein lieber Grubenstreit, vergessen Sie die Geschichte und suchen Sie, wo möglich, ihre Wechsel wieder zu bekommen; denn ihre Dukaten werden Sie ohnedies nicht wiedersehn. Lassen Sie sich diese Begebenheit zur Warnung dienen und sich nicht gleich durch den Schein bethören. Ich will in meinem Leben keinem Menschen mehr trauen, rief Grubenstreit, und wenn es auch der Pabst selber wäre. Und daran werden Sie recht wohlthun, erwiederte der Professor Quittenhuber, — denn er ist ein Mensch, wie andre.

Sechstes Kapitel.

Ich möchte nicht gern meine Nachrichten mit Schilderungen anfüllen, deren Urbild gleich jeder meiner

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Zeitgenossen mit Händen greifen könnte. Ich verschweige daher manches Geschichtchen in ähnlichem Geschmack, das mein Oheim mir noch erzählte, weil das Betragen des Bischofs und seiner Begleiter ihn einmahl in die Laune gesezt hatten, seiner Galle gegen die ganze höhere Klerisey Luft zu machen. Immer aber kam er wieder auf die Taxe des Bischofs zurück, über die es ihm gewaltig im Kopfe wurmte. Um ihn einigermassen zu beruhigen, erbot ich mich, wieder aufs Schloß zu gehn und den Versuch zu machen, ob ich eine Minderung auswürken könnte. Der Gedanke ist so unrecht nicht, sagte er, aber ich habe vielleicht einen noch bessern. Ich will dem geistlichen Gauner eine Gegenrechnung machen von dem, was seine Pferde und Esel bey mir verzehrt haben, und wir wollen einmahl sehen, wer das Anschreiben am besten versteht.

Aus Höflichkeit billigte ich diesen Einfall, den mein Oheim so gleich ins Werk sezte. Was das für eine Rechnung war! Ich weiß nicht, ob Geiz oder Rache den meisten Antheil daran hatte; so viel weiß ich, daß kein Bund Heu gefressen war, daß dem Bischofe nicht über zwölf Gulden zu stehn kam. Kurz! Oheim Franz hatte so meisterhaft gerechnet und angeschrieben, daß der Bischof noch ungefähr achtzig Gulden schuldig blieb.

Mit dieser schönen Gastwirthsrechnung trabte ich nach dem Schlosse, wo ich gegen sechs Uhr ankam. Der Bischof saß seit vier Stunden an der Tafel und ergözte sich noch an einer Flasche herrlichen

Tokayer. Von der Tafel begab er sich gerade in das Nonnenkloster, dessen Visitation er vornehmen wollte, wie mir mein Oheim solches schon vorher erzählt hatte. Aus Neugier eilte ich gleichfalls dem Kloster zu, wo man sich weigerte mich einzulassen, weil der Bischof daselbst allein seyn wollte! ich mischte mich aber unter das Gefolge, und also war dieses Hinderniß gehoben.

Da er dem Konvente hatte sagen lassen, sich gegen seine Ankunft in Bereitschaft zu halten, so waren alle Nonnen im Sprachzimmer versammelt, als er hineintrat. Es würde mir sehr schwer fallen, das Erstaunen zu schildern, das ihre Minen ausdrückten, als sie ihren Oberhirten erblickten. Vielleicht hatten diese gute Mädgen sich in ihrer Einbildungskraft ein ganz anderes Ideal von ihrem Bischof entworfen, wie das so manchem begegnet, wenn er sich eine unbekannte Sache denkt, von der man in seiner Gegenwart immer, als von etwas erhabenem, geredet hat. Einige lachten hinter dem Schleyer über seine kleine und poßierliche Figur. Andere drehten den Kopf auf die Seite, und hatten nicht das Herz, ihn anzusehn. Noch andere schlugen die Augen vor sich nieder, nicht sowohl aus Sittsamkeit, als um nicht laut aufzulachen, wenn sie ihm gerade ins Gesicht sähen, welches verschiedenen begegnet war, die aus dem Zimmer gelaufen waren, sobald sie ihn ins Auge gefaßt hatten.

So ergötzend dies Schauspiel für mich war, so beleidigend fand es der Bischof. Er schmälte grau-

sam mit den armen Mädgen, und schalt sie für Ketzerinnen, weil sie keine Ehrfurcht für die Bischöfe hätten. Er ließ die Flüchtigen wieder zurückhohlen, und nachdem er diejenigen mit dem Bann bedroht hatte, welche die Gottlosigkeit begehn würden, noch einmal zu lachen, so hielt er denselben eine lange Predigt über die Erhabenheit der bischöflichen Würde, worinn er sich besonders viel Mühe gab, zu beweisen, daß die Bischöfe Nachfolger der Apostel wären. Lieber wäre es mir gewesen, wenn er bewiesen hätte, daß sie Nachahmer der Apostel wären; allein dieser Beweis hatte seine eigne Schwürigkeiten, weil die Erfahrung das Gegentheil zu laut predigt.

Von dieser Abhandlung, zu welcher er alle seine Beredsamkeit zusammengenommen hatte, ging er auf seine Zuhörerinnen über, mit denen er gar nicht zufrieden zu seyn versicherte. An die Aebtißinn wandt er sich zuerst, und warf ihr vor, daß sie ihren Nonnen schlechte Bücher zu lesen gäbe. Sie lesen die Ihrigen, erwiederte sehr ehrerbietig die Aebtißinn, und ich habe nicht geglaubt, daß Sie Hochwürdigster Herr, uns, daraus ein Verbrechen machen würden. O die meinigen laß ich gelten, sagte der Bischof, die sind vortreflich, der Inbegriff der Religion und der Kern der Moral; kurz, dies sind Bücher, wie sie Niemand schreibt, und dergleichen man noch nie gesehn hat. Wenn sie keine andre lasen, als diese, so würden sie nicht Rebellen seyn, wie sie wirklich sind, denn ich predige darinn nichts, als Gehorsam und blinde Unterwürfigkeit. Das ist wahr, Hochwürdigster Herr, versezte die Aebtißinn, auch leisten wir den Lehren, die

die Ihre erlauchte Vorgänger im Amte uns seit undenklichen Zeiten vorgeschrieben haben, die willigste Folge. Meine Vorgänger? sagte der Bischof, ja, die haben gethan, was sie wollten, so lange sie lebten, und ich, ich thue jezt was mir gefällt. Gerade so machen wir es auch mit unserm Glauben, fiel ihm die Aebtißinn in die Rede, wir glauben auch, was uns gefällt. Die Freyhe t muß von beyden Seiten gleich seyn, und dieses unverlierbare Vorrecht kann Niemanden genommen werden, wenn es auf Neuerungen ankommt. Sie halten mich also für einen Neuerer! rief der Bischof. Sie haben eben selbst gesagt, Hochwürdigster Herr, antwortete die Aebtißinn, daß Sie bey der Lehre thäten, was Ihnen gefiele. Wir haben aber immer geglaubt, daß die Lehrsätze der Religion kein Spiel der Fantasie sind, und daß man sich also vor den Hirten in Acht nehmen muß, die in ihren Lehren keiner andern Richtschnur folgen, als ihrem Eigensinn. Wie! schrie der Bischof, Sie wollen wohl gar den Kirchenlehrer spielen? Seit wenn werfen sich denn die Weiber zu Bischöfen auf? — Seitdem unsere mehresten Bischöfe zu Weibern geworden sind, antwortete die Aebtißinn mit einer tiefen Verneigung.

Diese und noch weit mehr dergleichen vernünftige, und beißende Antworten brachten unsern Bischof völlig aus der Fassung, so daß er gar nicht Ursach hatte, von seiner Klostervisitation erbaut zu seyn. Auch versagte er den armen Nonnen seinen bischöflichen Segen zur Strafe, für ihre angebliche Ketzerey; und versicherte, daß sie gebunden seyn und bleiben sollten, so

 lange

lange sie schlechte Bücher läsen. Inzwischen ermangelte Seine Hochwürden nicht, an einer für ihn herrlich zubereiteten Erfrischungstafel Platz zu nehmen, wo er besonders den Wein für sehr orthodox erklärte. Und hiermit beschloß der Bischof seine Visitation, und eilte nach dem Schloß zurück, um sich beym Kaminfeuer von seinen apostolischen Arbeiten zu erhohlen.

Diese Gelegenheit nahm ich wahr, um mit seinem Haushofmeister meine Geschäfte abzumachen. Ich überreichte demselben die Rechnung meines Oheims, worüber er eben so sehr schrie, als Oheim Franz über die seinige geschrieen hatte. Alles, was ich von ihm erhalten konnte, war das Versprechen, sie dem Bischofe vorzulegen. Wir hörten aber kein Wort mehr davon. Der Bischof fuhr des folgenden Tages von dannen, um seine Person auch in andern Klöstern zu zeigen, wo seine Gegenwart wahrscheinlicherweise eben so wenig frommte, als in diesem.

Siebentes Kapitel.

Die Einsamkeit, die nun mit einem mahl, verschiedene Tage hindurch, in dem Hause meines Oheims herrschte, welches sonst immer der Sammelplatz aller seiner Konfratern gewesen war, und die daher entstehende Langeweile, fing an, mir verdrießlich zu werden. Mein Oheim versicherte mich zwar, daß bloß die Einsammlung des Decems, womit seine geistliche Mitbrüder jetzt beschäftigt wären, sie abhielte, zu uns zu kommen; allein dieser Trostgrund war für meine jetzige Langeweile zu schwach und ich sann auf

Mit-

Mittel, irgend einen unterbrechenden Auftritt herbey zu führen, als eines Abends vier Mönche in die Pfarrwohnung traten.

Mein Oheim, der dieses nur für einen vorübergehenden Zuspruch ansah, bewirthete diese Gäste so reichlich, daß sie alle Mühe hatten, ihre Schlafstellen zu finden. Ich vergebe ihnen diese Unmäßigkeit sehr gern, wenn ich an das Vergnügen zurückdenke, das mir diese Geschöpfe machten. Man kann sich nichts poßierlicheres vorstellen, als einen Mönch, dem der Wein zu Kopfe steigt. Ich versprach mir auf den folgenden Tag das nehmliche Vergnügen; fand sie aber weit mäßiger und sittsamer. Ich erstaunte anfänglich darüber, hörte aber auf mich zu verwundern, als sie meinem Oheim eröffneten, daß sie von dem Bischof abgeschickt wären, als Mißionarien das Volk seines Kirchsprengels zu unterrichten und zu erbauen. Das heißt also so viel, rief mein Oheim hitzig, daß Sie hier auf ein paar Wochen Ihre Herberge aufschlagen und mir vollends die Ohren vom Kopfe zehren wollen. Ich bin des Herrn Bischofs gehorsamer Diener, und auch der Ihrige; allein der Herr Bischof, dächt ich, könnte wohl damit zufrieden seyn, daß ich seine Rosse und Mäuler unentgeldlich gesättigt habe ohne mir auch noch seine Esel zur Futterung herzuschicken.

Mich ergözte der beißende Zug, womit mein Oheim seine Offenherzigkeit würzte, ungemein; die Mönche schienen aber dadurch beleidigt, und fanden nicht für rathsam, sich, nach einer so unwirthlichen Be-

grüssung, länger aufzuhalten, sondern brachen gleich nach dem Mittagsessen auf, schüttelten, gleich den andern Aposteln, den Staub von ihren Schuhen, und wünschten das Kirchspiel, sammt seinem Pfarrer, dem das sehr gleichgültig war, zu allen Teufeln. Sie wandten sich nach einem andern Dorfe, welches nur eine Tagereise entfernt war, und wo sie sich eine bessere Aufnahme versprachen, weil der dortige Pfarrer in ihrem Orden gewesen war, und demselben aus seinem vorigen Stande, außer der tiefsten Unwissenheit, auch noch immer viel Zuneigung zu seinen ehemaligen Ordensbrüdern anklebte.

Ich machte meinem Oheim viel Vorwürfe, daß er mir einen so empfindlichen Streich gespielt und eine belustigende Gesellschaft abgewiesen hätte, da wir ohnehin aller Gesellschaft beraubt wären. Ich glaubte Ihnen damit einen Gefallen zu erweisen, sagte er, es ist aber noch nichts verloren, und dem Fehler kann bald abgeholfen werden. Die Mönche gehn nach Schmutzenbruck, wo der Pfarrer Feuerstein sie gewiß hegen wird. Das ist der Narr, den Sie neulich hier kennen lernten, und der sich für die mitwürkende Gnade zerprügeln ließ. Er ist mein guter Freund, und wenn Sie der Mönchsmission in seinem Kirchspiel beywohnen wollen, so können Sie sich darauf verlassen, daß er Sie sehr gut aufnehmen wird. Sie können bey der Gelegenheit auch Ihre Base Barbara von Ecking besuchen, die in der Nähe wohnt, und sich über Ihren Zuspruch erfreuen wird. Vielleicht komme ich auch noch selbst dahin.

Ich war zu neugierig, unsere Missionarien handeln zu sehn, und bedachte mich also keinen Augenblick, sondern trat des folgenden Morgens die Reise mit seinem Knechte Franz an, den er mir zum Wegweiser mitgab. Da ich aus Eilfertigkeit nicht gefrühstückt hatte, wollte ich gegen Mittag in einem Dorfe anhalten, fand aber kein Wirthshaus daselbst, und mußte mich also bis nach einem andern gedulden, wo wir Nachmittags um zwey Uhr ankamen.

Unterdessen Franzel im Stalle beschäftigt war, eilte ich in die Küche, und fragte, was ich zu essen haben könnte. Nichts! antwortete der Wirth. Diese Antwort verdroß mich aus mehr als einer Ursach; um so mehr, als ich einen Braten am Spieße sah. Und für wen ist denn der Braten? fragt ich weiter. Für zween fremde Herren, war die Antwort, welche denselben zum Mittagsessen erwarten.

Ich lief also würklich Gefahr, einen unfreywilligen Fasttag zu halten, wenn mir nicht die Noth, die immer erfinderisch ist, den Einfall eingegeben hätte, diese fremde Herren um einen Platz an ihrem Tische zu ersuchen. Ich ließ mich also nach ihrem Zimmer führen. Meine Ankunft setzte sie in Verlegenheit, und ich selbst fühlte mich bey dem Anblick dieser beyden Reisenden in einige Bewegung gesetzt. Der eine war ein Mann von ungefehr funfzig Jahren und der andre mogte kaum zwanzig alt seyn. Die große Schönheit des letztern fiel mir dergestalt auf, daß ich die Ursach vergaß, die mich hierher geführt hatte.

Der alte Kavalier, dem es gar nicht zu behagen schien, daß ich seinen Reisegefehrten so genau betrachtete, fragte mich endlich, was ich begehrte. Wie erstaunte ich, als ich den Pater Ignaz Heltenschweler unter dieser Verkleidung entdeckte. Wie! ehrwürdiger Pater! rief ich, wo kommen Sie her? Heltenschweler, dem wahrscheinlicherweise daran gelegen war, inkognito zu reisen, stellte sich, als wenn er mich nicht kennte, und wollte mir zu verstehn geben, daß ich ihn für einen andern angesehn hätte. Ich irre mich gar nicht, erwiederte ich, wir haben uns nahe genug gesehn, um uns nicht zu verkennen. Uebrigens haben Sie von meiner Seite weder Neugier, noch Schwatzhaftigkeit, zu fürchten. Aus der Verkleidung, worinn ich Sie sehe, kann ich wohl schliessen, daß Sie ein Geheimniß haben, und ich bin nicht zudringlich, dasselbe ergründen zu wollen. Alles, was ich mir von Ihnen erbitten will, ist die Erlaubniß, an Ihrem Mittagsessen Antheil nehmen zu dürfen.

Die Verlegenheit, die ich an den beyden Kavalieren bemerkte, bestätigte mich in dem Verdacht, daß diesem Mönch, seit meiner Abreise aus Wien, irgend ein Abentheuer aufgestossen seyn müßte. Ihr Stillschweigen nahm ich für eine abschlägige Antwort auf, die mich äusserst beleidigte. Ich warf daher dem vermummten Mönche seine Hartherzigkeit vor, und drohte ihm, bey meiner Zurückkunft nach Wien, seinem Kloster aus Rache alle die reichen Allmosen zu entziehn, die unsre ganze Familie demselben zu geben gewohnt wäre. Hiermit wollte ich voller Unwillen das Zimmer verlassen. Bleiben Sie hier! Herr von Ecking, sagte

sagte er mir, Sie sind aufgebracht, und haben auch Ursach dazu. Aber verzeyhen Sie mir meine Unhöflichkeit, und schreiben Sie dieselbe lediglich dem Erstaunen zu, in welches Ihre unerwartete Ankunft uns beyde versetzt hat. Unsere Verkleidung muß Ihnen schon zu erkennen gegeben haben, daß wir von Niemanden gekannt seyn wollen. Da indessen der Zufall gewollt hat, daß wir entdeckt würden, so ist es wenigstens ein Glück für uns, daß uns ein Mann entdeckt, der immer mit Leuten von unserm Stande viel Mitleiden gehabt hat. Ja, theureste Mariane! fuhr er fort, indem er sich zu dem jungen Kavalier wandte, Sie sehn in der Person dieses jungen Herrn einen der wackersten Männer in ganz Oesterreich, der uns gewiß nicht verrathen, sondern unsre Geschichte verschweigen und uns beyde bedauren wird.

Schwerlich läßt sich mein Erstaunen schildern, als ich erfuhr, daß der junge Reisegefährte des Paters Heltenschweler eine Nonne war. Seine große Schönheit war mir wohl aufgefallen, und hatte mich auf die Gedanken gebracht, daß er kein gemeiner Reisender wäre; nimmermehr aber hätte ich mir einfallen lassen, daß er den Schleyer getragen hätte. Mein Erstaunen kam indessen mit dem Erstaunen des Paters Heltenschweler in keine Vergleichung, als die verkappte Nonne ihm folgende Rede hielt:

Wie? sagte sie voll Zorn und Unwillen, Sie sind also nicht, wie Sie mir eingebildet haben, der Graf von Schellner, der Oheim meines geliebten Praunsweiler? Himmel! ist es möglich, daß Sie diesen

ehr-

ehrwürdigen Nahmen gemißbraucht haben, um mich zu verführen, und mich zu dem Schritt zu verleiten, den ich gethan habe? Verzeyhen Sie, erwiederte der verkappte Mönch, diesen Kunstgriff der Liebe, die ich für Sie empfinde. Diese allein hat mir denselben eingegeben, um Sie einem Stande zu entreissen, in den Gewalt und Verzweiflung Sie geworfen hatte, und in welchem Sie Ihre Tage in Traurigkeit und Kummer zubrachten.

Verräther! rief Mariane, unterstehst du dich noch, nach diesem Geständniß mir unter die Augen zu treten? Es ist also noch nicht genug, daß du mich, durch die niederträchtigste Betrügerey, dem Zufluchtsort entrissen hast, wohin mein Unglück mich versteckt hatte, du wagst auch noch, diese Beleidigung mit einer eben so entehrenden als anstößigen Erklärung zu krönen. Das war also das Vorhaben, womit du umgingst, und das du zu bewerkstelligen gedachtest, als du mich vermogtest über die Klostermauer zu flüchten! Ich Leichtgläubige bildete mir ein, daß Mitleid und Verlangen, mich mit dem Gegenstande meiner Zärtlichkeit zu vereinigen, die einzigen Triebfedern deiner Unternehmungen wären; aber ich sehe nur zu deutlich, daß du, unter dem Vorwande, mir zu dienen, bloß für dich selbst arbeitetest. Hättest du auch nicht die Unverschämtheit gehabt, die Erklärung von Dir zu geben, so würde ich doch aus der Entdeckung, die dieser Kavalier gemacht hat, schon zur Gnüge ersehn haben, daß du einer solchen Treulosigkeit fähig warst. Gott! wie groß ist mein Unglück! Aber konnt ich wohl etwas anders von einem Elenden erwarten, der

schlecht

schlecht genug dachte, zugleich der Religion und der Menschlichkeit zu spotten?

Ein Strom von Thränen begleitete diese Rede. Heltenschweler bemühte sich, sie auf das zärtlichste zu trösten. Mir war dieser ungewöhnliche Auftritt so anstößig, daß ich im Begriff stand, sie zu verlassen, und meine Reise fortzusetzen. Als ich aber bedachte, daß der Mönch, dessen Leidenschaft aus seinen Augen noch deutlicher, als aus seiner Rede, hervorstrahlte, es vielleicht bey der bloßen Erklärung seiner Liebe nicht bewenden lassen mögte: So hielt ich es für Pflicht, da zu bleiben, um die Nonne gegen seine etwanige Beleidigungen zu schützen, und dieselbe, wo möglich, aus seinen Händen zu retten.

Diese Gedanken beschäftigten mich noch, als man das Essen auftrug. Ich setzte mich ohne Umstände an den Tisch, und bat die beyden verkappten Kavaliere, ein Gleiches zu thun. Allein der eine hatte mit seinem Kummer, und der andre mit seiner Liebe, so viel zu schaffen, daß sie es beyderseits ablehnten. Ich, der ich gerade keinen andern Kummer hatte, als mich des Hungers zu entledigen, fing ohne längere Vorrede an zu essen, und erwartete, ob sie mir Gesellschaft leisten würden. So sehr mich die lächerlichen Seufzer des verliebten Mönchs belustigten, so nahe ging mir der Zustand der jungen Nonne. Man stelle sich das schönste und liebenswürdigste Mädchen vor, das sich von einem Mönch entführt sieht, ohne zu wissen, wohin es gerathen wird. Freylich wäre Marianens Lage, ohne meine höchst unerwartete Dazwischenkunft, noch

viel

viel mißlicher und trauriger gewesen. Ihre Thränen und Seufzer gingen mir durch die Seele, und der Name Praunsweiler, den sie so oft aussprach, machte meine Neugier rege. Ich bat sie also, mir zu eröffnen, in welchen Verbindungen sie mit diesem Kavalier stünde.

Ha! rief sie weinend, er ist der erste Urheber meiner Leiden; ohne ihn würde ich von Leiden nichts wissen. Aber, mein Herr, fuhr sie fort, kennen Sie denn diesen Kavalier? Ich antwortete ihr, daß ich ehemals eine genaue Freundschaft mit einem gewissen Praunsweiler unterhalten hätte, der einst plötzlich aus Wien verschwunden wäre, ohne daß ich seit der Zeit wieder das geringste von ihm gehört hätte. Das ist derselbe, sagte sie, denn um meinetwillen mußte er flüchtig werden. Da Sie nun sein Freund gewesen sind, so erlauben Sie, daß ich zu dieser Freundschaft meine Zuflucht nehme, und Sie bitte, eine Unglückliche in Schutz zu nehmen, für welche Ihr Freund sein Leben gewagt hat. Das will ich thun, gab ich zur Antwort, aber sagen Sie mir wenigstens, was für Antheil er an Ihren Leiden gehabt, und wodurch er dieselben verursacht hat. Diese Kenntniß wird mich in Stand setzen, Ihnen wesentlichere Dienste zu leisten. Mariane machte anfänglich einige Schwierigkeiten, allein der Gedanke, daß sie meines Schutzes nicht entrathen könnte, überwand endlich ihre Bedenklichkeiten, und sie erzählte mir also ihre Geschichte, die ich im folgenden Kapitel mit ihren eigenen Worten wiederhohlen will.

Achtes Kapitel.

Geschichte des Fräuleins Mariane von Kerzenstein und des Felix von Praunsweiler.

Mein Vater Anton von Kerzenstein hatte sich in Kriegsdiensten ziemlich hoch empor geschwungen, sahe sich aber genöthigt, seinen Abschied zu fordern, weil sein Vermögen in dem letzten Kriege beträchtlich geschmolzen war. Er begab sich auf eins seiner Güter, um seinen Vermögensumständen wieder aufzuhelfen. Ob ich gleich nur noch ein Kind war, so schmerzte mich doch diese Art von Unfall; was mir aber am meisten nahe ging, war die Vorliebe, die meine Eltern für meinen Bruder Leopold blicken liessen. Auf diesen warfen sie ihre ganze Zärtlichkeit, welche die Eltern sonst unter ihre Kinder zu theilen pflegen. Mich betrachteten sie mit vieler Gleichgültigkeit und sogar als ein Hinderniß ihren geliebten Sohn recht glücklich zu machen. In der Hoffnung, daß ich selbst dereinst dieses Hinderniß aus dem Wege räumen sollte, liessen sie mich zu Wien in dem Kloster der Klarisserinnen zurück. Sie glaubten nehmlich, da ich an den Ergötzlichkeiten der Welt und meiner eigenen Familie noch keinen Antheil genommen, so würde mir das sanfte und stille Klosterleben sehr gefallen, und der beständige Umgang mit den Nonnen mir Geschmack an dem Stande derselben einflössen. Sie liessen mich also zehn Jahre lang in diesem Kloster, nach deren Verlauf sie nach Wien zurück kamen, und einen ungemein großen Aufwand machten.

Einen

Einen so glänzenden Aufzug machten sie nun wohl nicht ihrentwegen, sondern ihrem Sohn zu gefallen, dem sie durch dieses Mittel eine schöne und reiche Gemahlinn zu verschaffen gedachten. Um ihren Endzweck noch besser zu erreichen, sprengten sie sorgfältig überall aus, daß ich der Welt entsagen und den Schleyer nehmen würde. Auch wendete man alles an, was nur irgend ein junges Mädchen reizen und locken kann; Liebkosungen und Aufmunterungen von Seiten der Nonnen, und Gefälligkeit und Zuspruch von Seiten meiner Eltern, wurden nicht gespart. Mein Bruder selbst besuchte mich fleißig, und gab sich alle Mühe, mich zu bereden, daß das Klosterleben das angenehmste und für mich das schicklichste wäre. Allein seine Besuche hatten eine Folge, die seiner Absicht gerade entgegen lief.

Er brachte nehmlich eines Tages, als er mir seine Ermahnungspredigten wiederhohlen wollte, den jungen Felix von Praunsweiler, einen seiner vertrautesten Freunde, mit. Dieser Kavalier faßte Neigung zu mir, sobald er mich sahe, und auch in mir stiegen, bey seinem Anblick, Empfindungen auf, die ich bisher noch nicht gekannt hatte. Da er auch Ihr Freund ist, so kann ich die Mühe sparen, Ihnen seine Person zu beschreiben. Sie kennen seinen Witz, sein aufgeräumtes Wesen, seine Schönheit und seine feine Lebensart; lauter gefährliche Klippen, an welchen fast allemahl die Sprödigkeit eines Frauenzimmers scheitert. Die meinige konnte es mit den Vorzügen dieses Felix nicht aufnehmen; ich ließ mich fangen, hing dieser neuen Empfindung ohne Rückhalt nach, und hörte nun mit dop-

doppeltem Widerwillen alles an, was man mir von den Annehmlichkeiten des Klosterlebens vorschwazte.

Ich verbarg den Eindruck, den dieser Kavalier auf mein Herz gemacht hatte, so sorgfältig, daß Niemand, weder im Kloster, noch in meiner Familie, das Geringste davon merkte. Mein Bruder selbst ließ sich davon so wenig träumen, daß er denselben bey jedem Besuche wieder mitbrachte. Praunsweiler aber, der die Zeit nicht erwarten konnte, mir seine Neigung zu entdecken, ließ sich bald allein am Sprachgitter finden.

Zur Beschleunigung dieses Besuchs trug ein hitziges Gespräch, das ich, in seiner Gegenwart, mit meinem Bruder gehalten hatte, vieles bey. Es betraf die Anstalten, die mein Vater mit vieler Emsigkeit machte, mich sobald als möglich einkleiden zu lassen. Felix eilte hierauf des folgenden Tages zu mir, war über die Entschliessung meiner Familie untröstlich, ermahnte mich, nicht darin zu willigen, und erklärte mir seine Liebe.

Ob ich nun diese gleich schon mehr als einmal in seinen Augen gelesen hatte, so stellte ich mich doch über seine Erklärung betroffen. Nichtsdestoweniger war sie zu schmeichelhaft für mich, um mir unangenehm zu seyn. Praunsweiler war aus einer der vornehmsten Böhmischen Familien, und der Reichthum seiner Eltern machte diese Eroberung noch wichtiger. Mein Herz sprach laut für ihn; ich fühlte wohl, daß ich ihm keine abschlägige Antwort würde geben können, glaubte aber doch, daß es noch nicht Zeit wäre, ihm mein Herz zu eröffnen.

Um die Gesinnungen desselben besser zu verstecken, nahm ich ein aufgeräumtes und scherzendes Wesen an. Ich warf ihm vor, daß er den Charakter eines Freundes von meinem Bruder, unter welchem er mir doch von demselben wäre vorgestellt worden, nicht sonderlich beobachtete. Er würde so gut als ich die Absichten meiner Familie merken, und es wäre von ihm nicht sehr freundschaftlich gehandelt, wenn er sich dem Glück meines Bruders in den Weg stellte. Ich hielte also seine Erklärung für einen Scherz, um so mehr da er selbst, in Gegenwart meines Bruders, mir zugeredet hätte, den Schleyer zu nehmen. Er betheuerte, daß er dieses bloß gethan hätte, um das Zutrauen meines Bruders beyzubehalten, und dadurch Gelegenheit zu haben, mich öfters zu sehn. Er schloß mit der dringenden Bitte, ihm zu erlauben, daß er bey meinen Eltern um mich anhalten dürfte.

So zärtlich dringend seine Bitte und so großmüthig auch seine Vorschläge waren, so glaubte ich doch, sie ablehnen zu müssen. Ich bat ihn vielmehr, sich gegen Niemanden das Geringste von unsrer Unterredung merken zu lassen, weil ich mit so unzärtlichen und fühllosen Eltern zu thun hätte, daß eine Entdeckung unserer Zusammenkunft gewiß das Verbot nach sich ziehen würde, mich mit keinem Fremden mehr sprechen zu lassen. Praunsweiler fühlte das Verbindliche dieser von mir geäusserten Furcht, und verließ mich unter wiederhohlten Liebesversicherungen und Dienstanbietungen.

Die Begierde, mich baldigst zur Einkleidung zu bereden, brachte indessen meine Eltern in kurzem wieder

der zu mir. Ich hatte einen um so härtern und gefährlichern Kampf zu überstehen, als Praunsweiler, der alle Gelegenheiten ergriff, mich zu sehen, dabey zugegen war. Ich fürchtete, daß seine Gegenwart meine Gesinnungen gegen denselben verrathen, oder daß man meinen Widerstand auf Rechnung meiner Liebe gegen ihn schreiben würde. Wenn mich aber diese Furcht, auf der einen Seite, beunruhigte, so gab mir, auf der andern Seite, die Gegenwart dieses liebenswürdigen Kavaliers die erforderlichen Kräfte, mich den Ueberredungen und dem Eigensinne meiner Familie zu widersetzen.

Nachdem sie alle die Moral ausgekramt hatten, womit Weltleute das Klosterleben anzupreisen pflegen, fing ich an, mich über die Heiligkeit des Nonnenlebens auszubreiten, wozu ich mich für unfähig hielt, wenn nicht ein besonderer innerer Beruf hinzu käme, von dem ich nicht das geringste bey mir empfände. Ich stellte ihnen vor, daß es Gott versuchen hiesse, wenn man sich, ohne die allergenaueste Prüfung, in diesen Stand begäbe; eine solche Prüfung aber erforderte lange Zeit. Mein Aufenthalt im Kloster hätte mich belehrt, daß es nur wenig ächte Nonnen, in der ganzen Bedeutung des Wortes, gäbe. Wollte man mich durchaus zur Annahme des Schleyers bringen, so müßte ich schlechterdings vorher die Probe machen, ob ich Kräfte genug haben würde, darinnen zu verharren. Ich hätte freylich bisher wenig Beruf zum Klosterleben bey mir verspürt; indessen müßte man an nichts verzweifeln. Der Himmel verliehe uns oft in einer Stunde, was er in der vorhergehenden verweigert

 hätte;

hätte; und wollte Gott mir auf meine Bitte diese Gnade nicht verleihen, so hoffe ich in ihrem Vater- und Mutterherzen Verzeihung und Trost zu finden.

Meine Eltern wurden von meiner Rede so gerührt, daß sie nicht weiter in mich drangen. Mein Vater sagte, da mein Beruf noch nicht gekommen wäre, so müßte man denselben abwarten. Vermöge seiner langen Erfahrung und grossen Weltkenntniß aber kam er auf den Verdacht, daß meine Abneigung gegen das Kloster bloß daher rührte, daß irgend etwas anders meine Neigung auf sich zu ziehn gewußt hätte.

Ich war schön genug, Leidenschaften einzuflössen, und alt genug, dergleichen selbst zu empfinden. Er erkundigte sich also, ob ich nicht etwa solche Besuche gehabt hätte, die in den Klöstern gemeiniglich so viel Unordnungen anrichten. Man sagte ihm, daß mich Niemand besucht hätte, als mein Bruder. Die Besuche des Herrn von Praunsweiler waren auch würklich so geheim gehalten worden, und er war gegen die Pförtnerinn so freygebig gewesen, daß Niemand das geringste davon erfahren hatte. Mein Vater war aber damit noch nicht zufrieden, sondern fragte meinen Bruder, was bey seinen mir gegebenen Besuchen vorgefallen wäre. Dieser gestand ihm, daß er mich oft in Gesellschaft eines jungen Kavaliers besuchte, der sein guter Freund wäre, der aber, weit entfernt, seinen Absichten entgegen zu arbeiten, vielmehr allemahl in seine Ermahnungen mit eingestimmt hätte, daß meine Schwester dem Rufe zum geistlichen Stande getreu bleiben mögte.

Desto schlimmer! rief mein Vater. Dergleichen Ermahnungen, mein Sohn! sind unsern jungen Rittern gar nicht natürlich, als welche gemeiniglich nichts als Liebe zur Welt und Geschmack an Liebeshändeln athmen. Ganz gewiß ist dein Freund liebenswürdig, das Fräulein hat sich in ihm vergafft, und darin liegt der Grund ihrer Aufsätzigkeit gegen meinen Willen. Die Liebe dringt in tausend Gestalten in die Klöster und sollte sie unter Priestermantel und Mönchskutte hineinschleichen. Sollte sie nicht noch leichter unter dem Kleide eines jungen hübschen Kavaliers hineinkommen, in welches sich der Teufel so gern verkriecht, einem jungen Mädchen in dem Augenblick, da er ihr die Abgeschiedenheit von der Welt einpredigt, zu verführen? Gieb dir nur Mühe, mein Sohn! deinem Freunde sein Geheimniß abzulocken. Die Mädchen sind von Natur in dem, was die Liebe betrifft, Heuchlerinnen, und selten zu dem Geständniß ihrer Schwachheiten zu bringen. Unsere junge Ritter hingegen sind zu voll von ihren Verdiensten, und immer die ersten, die ihre Eroberungen ausposaunen; du wirst also auch bey diesem deines Endzwecks nicht verfehlen. Solltest du meinen Verdacht gegründet finden, so wirst du selbst wissen, was du der Ehre unsers Hauses und deinem eignen Vortheil schuldig bist.

Mein Bruder ging also gleich zu seinem Freunde und fragte denselben ganz vertraulich, was er von mir und meiner Einkleidung als Nonne gedächte. **Praunsweiler**, der hierunter nichts arglistiges vermuthete, gab ihm zur Antwort, er fände mich ungemein liebenswürdig, und es ginge ihm nahe, daß man mich gleich-

sam dazu zwingen wollte, der Welt zu entsagen. Also ist Ihnen, fiel mein Bruder hitzig ein, meine Schwester wohl gar nicht gleichgültig? und Sie haben wohl gar das Geheimniß gefunden, ihr Herz zu fesseln. Und wenn das nun wäre? antwortete jener, was würden Sie daran auszusetzen finden. Mein Haus ist, denk' ich, gut genug, sich mit dem Ihrigen zu verbinden, und mein Vermögen so beträchtlich, daß Ihre Eltern wenigstens nicht denken dürfen, daß es bloß auf ihr Vermögen angesehen ist.

So gemäßigt nun auch diese Antwort war, so fand sich mein Bruder durch dieselbe dennoch beleidigt, und fing mit seinem Freunde Händel an. Praunsweiler, der eben so viel Klugheit als Muth besaß, ließ viel Unannehmlichkeiten, die ihm mein Bruder sagte, ungerügt vorbey gehn; als dieser es aber immer ärger machte, riß ihm endlich die Geduld, und sie gingen auf das Schottenfeld, wo sie sich schlugen. Der Sohn eines Kaiserl. Hofraths kam dazu, und da er sahe, daß mein Bruder, den er kannte, mit einem ihm überlegnen Gegner zu thun hatte, sprang er dazwischen, um die Kämpfer aus einander zu bringen. Er bekam bey dieser Gelegenheit zufälligerweise einen Stich, der ihn todt zur Erde streckte. Dieser Vorfall machte dem Kampf vorjetzt ein Ende, und ein jeder ging seine Straße.

Praunsweiler konnte mir nur noch in größter Eil schreiben, was sich zugetragen hatte, und daß er den Augenblick nach München abginge. Denken Sie sich meinen Schreck bey dieser Nachricht. Ich sahe

in demselben Augenblick alle die traurigen Folgen voraus, die meine Leidenschaft haben würde. Man ließ mich dieselben auch bald genug empfinden. Mein Vater kam wenige Tage nach dieser traurigen Begebenheit zu mir, machte mir die bittersten Vorwürfe, und beschloß mit der Eröffnung, daß ich schlechterdings den Schleyer nehmen müßte.

Er war zu zornig, als daß ich es hätte wagen können, nein zu sagen. Ich versprach alles. Und würklich hatte mich der Verlust meines Geliebten so niedergeschlagen und betäubt, daß mir alles auf der Welt gleichgültig geworden war. Meine unerwartete Einwilligung setzte meinen Vater in ein angenehmes Erstaunen. Um mich in meinem Entschluß zu bestärken, übergab er mich der Leitung des ehrwürdigen Herrn, den Sie hier vor sich sehn, und der mir das Klosterleben als das heiligste und vollkommenste vormahlte. Sie mögen selbst entscheiden, wie überzeugt er von dem gewesen seyn mag, was er mir vorsagte.

Ich weiß, mein gnädiges Fräulein, fiel ich ihr ein, was man von dergleichen Ermahnungen zu halten hat. Sie gleichen den Ermahnungen der Soldaten, welche die Annehmlichkeiten ihres Standes herausstreichen, bloß um junge Bursche anzuwerben, daß sie eben den Schritt thun, den sie gethan haben. Ich bin selbst ein lebendiges Beyspiel, an welchem dieser Ehrenmann in eben der Absicht seine Beredsamkeit versucht hat, und wenn es nach ihm gegangen wäre, so steckte ich schon lange in einer Kutte seines Ordens. Mit Ihnen hat er also dieselbe Rolle gespielt; allein,

wie ich aus dem gegenwärtigen Auftritt schliesse, wohl nicht in den unschuldigsten Absichten.

Das wußt ich damals nicht, fuhr das Fräulein fort. Genug, der Verlust meines Geliebten und die Heftigkeit meines Vaters bewogen mich, den Schritt zu thun, den man von mir forderte. Ich begrub mich also lebendig, wider meine Neigung und in der Blüthe meiner Jahre. Von dem Augenblick an entsagte ich allen Besuchen, in der vesten Ueberzeugung, daß nichts fähiger ist, uns einen Widerwillen gegen das Klosterleben beyzubringen, dessen Pflichten ich mir vornahm, in ihrem ganzen Umfange zu erfüllen.

Die Einsamkeit, die Betrachtung, das Stillschweigen und das Gebet machten meine einzige Beschäftigung aus. Ich brach den Umgang mit allen Menschen ab, um bloß an Gott zu denken, und dieser gegenwärtige Pater war der einzige, den ich zuweilen sah, und auch, das nur im Beichtstuhl. Hätte man wohl glauben sollen, daß dieser geheiligte Umgang dereinst mein Unglück seyn würde! Und doch mache ich jetzt die traurige Erfahrung davon. Dieser nichtswürdige Mönch, der mir hätte helfen sollen, das noch glimmende Feuer vollends zu dämpfen, war der erste, es wieder anzublasen. Er erinnerte mich an meine Liebe, und machte mir durch die vortheilhaftesten Schilderungen des jungen Praunsweiler, diesen Geliebten nur noch theurer.

Um alle meine Bedenklichkeiten vollends zu ersticken, gab er mir zu verstehen, daß meine Empfindungen für diesen Kavalier völlig unschuldig wären, weil

sie

sie sich auf wesentliche Verdienste gründeten, denen Niemand, ohne ungerecht zu seyn, seine Liebe und Achtung versagen könnte. Ach! nur zu sehr fühlt ich diese Wahrheit im Innersten meines Herzens. Ich überließ mich also, auf seinen Rath, den Trieben, die Praunsweiler mir eingeflößt hatte. Ich fuhr fort, denselben zu lieben, und zwar um so heftiger, da ich es ohne Versündigung thun zu können glaubte. Wie groß war mein Irrthum und meine Verblendung! Hätt ich nicht bedenken sollen, daß, nachdem ich mich Gott gewidmet hatte, jede andre Verbindung meines Herzens mein Unglück seyn müßte!

Ich mußte bald genug dafür büssen. Die erste Folge der Rathschläge dieses Mönchs war, daß alle Pflichten meines Standes mich anekelten. Die Einsamkeit, das Gebet, das Stillschweigen, alles war mir zuwider. Wie glücklich, wenn sich mein Unglück bloß darauf eingeschränkt hätte; aber Züchtigungen folgen sich, wie die Sünden, auf dem Fusse. Dem Ekel folgte ein gänzlicher Abscheu vor dem Klosterleben, und nun blieb die Reue nicht aussen. Tausendmal verfluchte ich meine Eltern und den Tag, an welchem ich unglücklich genug gewesen war, ihren Gewaltsamkeiten nachzugeben.

Tage und Nächte brachte ich nun nicht mehr, wie vorher, mit Gebet und frommen Betrachtungen, sondern damit zu, daß ich mein trauriges Schicksal beweinte, und auf Mittel sann, mich dessen zu entledigen. Bald schalt ich auf meinen Geliebten, dessen Flucht mich in diesen Abgrund von Unglück gestürzt hatte;

bald rief ich denselben um Hülfe an und seufzte, daß er zurückkommen und meine Leiden endigen mögte.

In diesem grausamen Zustande befand ich mich, als Heltenschweler, dem ich davon Nachricht gegeben, zu mir kam und mir die Nachricht brachte, daß der Graf von Schellner in Wien angekommen wäre, und mich zu sehn verlangte. Diese List hatte der Betrüger ausgedacht, um mich zu dem Schritt zu bringen, den er beabsichtete. Um sein Vorhaben desto besser zu verbergen, eröffnete er mir, daß der Graf bey Tage nicht könnte, aus Furcht von den Aufpassern überfallen zu werden, die der Hofrath, der seine Ankunft schon erfahren, aller Orten ausgestellt hätte, um seines Sohnes Tod an demselben zu rächen. Er bat mich daher, daß ich dem Grafen von Schellner erlauben möchte, mich des Abends besuchen zu dürfen.

Da ich meinen geistlichen Führer nicht im geringsten im Verdacht hatte, daß er arglistig mit mir verführe, so bewilligte ich seine Bitte. Man meldete mir noch denselben Abend einen Kavalier, der mich zu sprechen verlangte, und ich verfügte mich in das Sprachzimmer. Nach den ersten Höflichkeiten sagte mir der verkappte Graf, daß sein Neffe Felix von Praunsweiler ihm aufgetragen hätte, mich von der Fortdauer seiner Hochachtung und Liebe zu versichern. Die Hochachtung Ihres Neffen, antwortete ich ihm, macht mir viel Ehre, und ich will um die Fortdauer derselben bitten; von seiner Liebe aber kann ich nicht dasselbe sagen. Der Entschluß, den ich seit seiner Abreise gefaßt habe, erlaubt mir nicht, derselben Gehör

hör zu geben, und ich kann Ihrem Neffen nicht zutrauen, daß seine Absicht auf strafbare Verbindungen zielen sollte. Wenn ich sonst seinen Anträgen Gehör gab, so waren sie auch damals rechtmäßig. Mein Gelübde verbietet mir, weiter daran zu denken, hindert mich aber nicht von den Beweisen seines Andenkens gerührt zu seyn, und in der Stille an allem, was ihm angeht, Antheil zu nehmen.

Der falsche Graf stellte sich sehr bestürzt über das, was ich ihm sagte. Ist es möglich, gnädiges Fräulein! rief er, daß Sie würklich Ihr Gelübde abgelegt haben? Was wird das für ein Donnerschlag für den guten Felix seyn! Was wird aus ihm werden, wenn er das hört! Das wird sein Tod seyn. Dachten Sie denn nicht an die Folgen, die dieser Schritt für meinen Neffen haben würde? Er hatte mir gesagt, daß Sie ihm würklich einige Hoffnung gegeben hätten. Ich bin deshalb hergeeilt, um seine Begnadigung auszuwürken, und Ihre Eltern zu einer Verbindung zu bereden, nach welcher seine ganze Seele lechzt.

Ich sagte ihm, daß diese Verbindung mir eben so viel Vergnügen als Ehre würde gemacht haben. Die Empfindungen, die mir sein Neffe eingeflößt, wären rein und ohne Tadel, mein unglückliches Schicksal aber hätte mir nicht erlauben wollen, meiner Neigung zu folgen. Der Starrsinn meines Vaters hätte über den meinigen gesiegt, und ich hätte mich Gott gewidmet, als dem einzigen Gegenstande, den ich für würdig hielte, nach seinem Neffen mein Herz zu beherrschen.

Aus der Antwort des Grafen schloß ich, daß er mit meiner Erklärung nicht zufrieden wäre. Ich glaubte damals, daß die Unmöglichkeit, mich mit seinem Neffen verbunden zu sehn, sein Mißvergnügen hervorbrachte; die heutige Geschichte beweist aber, daß dies Misvergnügen aus andern Ursachen herrührte. Er verließ mich auch ohne sonderliche Höflichkeitsbezeigungen.

Den Abend und die Nacht brachte ich auf meiner Zelle in traurigen Betrachtungen über diesen neuen Auftritt zu. Ist es denn möglich, sagte ich zu mir selbst, daß eitle Furcht und ein zu rascher Schritt mich zeitlebens unglücklich gemacht haben? Ach ja! es ist leider! mehr als zu wahr. Ich habe nun kein Glück weiter zu hoffen, so lange ich von meinem geliebten Felix getrennt bin, und das werde ich doch seyn, so lang ich lebe. Giebt es wohl eine grössere Marter für ein empfindliches Herz? O mein Vater! mein Vater! du, den die Natur mir gab, um der erste Urheber meines Glücks zu seyn, wer machte dich zu meinem Henker? Hast du mich darum in die Welt gesetzt, um mich deinem Geiz und deiner Ehrsucht so grausam aufzuopfern?

Ich schwamm die ganze Nacht in Thränen. Des Morgens ließ ich den Pater Heltenschweler hohlen, um Rath, Beystand und Trost von demselben zu haben. Ich eröffnete ihm meinen Zustand. Er schien davon gerührt, und machte es, wie die Aerzte, die dem Eigensinn des Kranken schmeicheln, anstatt daß sie Schnitt und Brand anwenden sollten, die Wunde

zu heilen. Ich weiß zu gut, sagte der Heuchler, was das heißt, desjenigen beraubt zu seyn, was man über alles liebt. Ich mache diese traurige Erfahrung alle Tage. Aber Sie, mein Fräulein, haben den Vorzug vor mir voraus, daß ihr Uebel nicht ohne Hülfe ist. Da seit Ablegung meiner Gelübde schon dreyßig Jahre verflossen sind, so kann ich den Schritt nicht mehr zurück thun, zu welchem Jugend und Unbesonnenheit mich verleiteten. Ach! warum bin ich nicht, wie Sie, erst in dem zweyten Jahre meiner Klostergelübden? Was für Kummer könnt ich mir nicht ersparen! Nun aber sind meine Verbindungen, ob sie gleich eine Frucht des Unwillens waren, leider! unwiderruflich, weil sie noch überdies freywillig sind.

Wie? rief ich, kann man denn von seinen Gelübden loskommen, wenn sie erzwungen sind? Allerdings! mein Fräulein, gab er zur Antwort, und das ist ein großer Trost für Sie, daß sie denselben ein Ende machen können, sobald Sie wollen. Indessen werde ich Ihnen niemals zu diesem Mittel rathen, als nur dann, wann keine andre mehr vorhanden sind. Die dabey zu beobachtenden Förmlichkeiten, die üble Begegnungen, die man dabey von Seiten des Konvents sich zuzieht, als welcher solchen Aufhebungen allemahl entgegenarbeitet, und tausend andre Schwürigkeiten, die man übersteigen muß, machen einen Schritt beynahe unmöglich, wozu doch ein jeder, der sich in Ihrem Falle befindet, das Recht hat. Es giebt kürzere und minder unsichre Wege; und wenn Sie jemals finden sollten, daß Sie sich schlechterdings nicht zum Klosterleben entschliessen können, so kann ich Ihnen solche

Wege anzeigen, um Sie aus Ihrer traurigen Lage zu ziehen.

Diese letzte Worte verminderten um ein Großes die Bestürzung, worin mich der Besuch des Grafen und das Andenken an meinen Geliebten versetzt hatte. Ich hielt mich nicht mehr für unglücklich, sobald ich wußte, daß es nur auf mich ankäme, mein Unglück zu endigen. Ein neuer Beweiß, daß Glück und Unglück oft nur in unsrer Einbildung bestehn. Der Tod meines Vaters, der dazu kam, krönte vollends meine Wünsche. Da er mir in seinem Leben so wenig Zärtlichkeit bewiesen, so ging mir sein Tod auch nicht sehr nahe.

Die Neigung, in die Welt zurückzukehren, die mir beständig angeklebt hatte, und durch das, was ich eben erzählt habe, noch mehr aufgewacht war, siegte nun, bey einem zweyten Besuch des angeblichen Grafen von Schellner vollends über alle meine Bedenklichkeiten. Er kam nehmlich, wie er vorgab, um mir das letzte Lebewohl zu sagen, weil er nach Prag zurück reißte. Ich erstaunte, daß er in dieser Unterredung, die doch unsre letzte seyn sollte, seines Neffen mit keinem Worte erwehnte. Ich suchte unvermerkt das Gespräch auf diesen Gegenstand zu leiten. Da ich aber sahe, daß er geflissentlich davon abbrach, so fragt ich ihn gerade zu, ob er keine Nachrichten von seinem Neffen hätte.

Er gab mir ganz kaltsinnig zur Antwort, er glaubte, daß sich sein Neffe recht wohl befände, ob er gleich keine Briefe von ihm empfangen, seitdem er demselben

meinen

meinen Entschluß gemeldet hätte. Vielleicht käme dieses Stillschweigen von dem Verdrusse her, den diese unangenehme Nachricht demselben erregt hätte. Uebrigens brächte er seinem Neffen Nachrichten, die ihn wieder trösten würden; denn er hätte nicht allein seine Begnadigung ausgewürkt, sondern es wäre ihm auch eine junge, schöne und reiche Erbinn für denselben angetragen worden, und er hoffte, daß dieses seinen Neffen über den Verlust meines Herzens trösten sollte.

Der schärfste Dolchstich hätte mir nicht empfindlicher seyn können, als diese Rede des Grafen. Ich stand einige Augenblicke unbeweglich. Herr Graf! sagte ich ihm endlich, da ich mich einigermaßen erhohlt hatte, die Liebe Ihres Neffen muß Ihnen sehr schwach vorgekommen seyn, wenn Sie glauben, daß er mich so bald vergessen könne. Ich habe immer geglaubt, daß er die härtesten Prüfungen aushalten könnte; und wenn ich von seinen Empfindungen nach den Empfindungen urtheilen darf, die er mir eingeflößt hat, so muß seine Beständigkeit dauerhafter seyn. Uebrigens will ich der Person, die Sie ihm bestimmen, keinesweges Eintrag thun. Der Stand, in den ich getreten bin, setzt sie gegen eine Nebenbuhlerinn in hinlängliche Sicherheit; und wenn ich würklich meinen Stand veränderte, wie denn solches gar nicht unmöglich ist, so würde es doch niemahls geschehen, um mich mit einem Menschen zu verbinden, der so unbeständig ist, wie Sie mir Ihren Neffen schildern.

Ach! mein Fräulein, rief der verkleidete Graf, sie würden ihn bald beständig machen, wenn er sich schmei-

cheln dürfte, Sie zu besitzen. Allein was ist dazu für Hoffnung übrig, nach den Verbindungen, die Sie eingegangen sind? Wenn Sie diese auch wieder lösen lassen könnten, so würde dazu doch immer große Bemühung und viel Zeit gehören, und ich kann Ihnen nicht bergen, daß unsre ganze Familie in meinen Neffen dringt, sich baldigst zu verheyrathen, weil er unser einziger Erbe und Stammhalter ist. Ich selbst hinterlasse ihm weitläuftige Güter und kann nicht eher ruhig seyn, als bis ich wegen der Stammfolge gesichert bin. Ich wünschte herzlich, daß seine erste Wahl statt haben könnte. Was er mir von Ihren Tugenden und Reizungen gesagt, was ich selbst davon gesehn, der Glanz Ihres Hauses, seine Liebe zu Ihnen, alles würde uns eine Verbindung mit Ihnen wünschenswerth machen, wenn sie nur möglich wäre.

Diese verbindliche Rede und noch mehr die Hoffnung, mit meinem Geliebten vereinigt zu werden, machte, daß ich seinen Verführungen Gehör gab. Er riß mich hin, dieser angenehme Traum, und ich konnte dem Verführer nicht länger widerstehn, den ich für so aufrichtig hielt, als er sich stellte. Ich trat indessen nicht über die Schranken des Wohlstands. Ich bat ihn bloß, seine Abreise noch einige Tage zu verschieben, damit ich einen entscheidenden Entschluß fassen könnte. Ich ließ noch denselben Abend den Pater Heltenschweler hohlen, und erzählte demselben, was der Schalk besser wußte, als ich.

Ich sehe wohl, sagte dieser feine Betrüger zu mir, daß Ihre Liebe zu Ihrem Felix eine von den

Lei-

Leidenschaften ist, die man zwar bekämpfen, aber nimmermehr besiegen kann. Alles was ich dagegen sagen könnte, würde dieselbe nur noch heftiger anfachen. Es giebt Krankheiten, die man nicht anders heilen kann, als daß man denselben freyen Lauf läßt, und von dieser Art scheint mir die Ihrige zu seyn. Der beste Rath also, den ich Ihnen zu geben weiß, ist der: Folgen Sie ohne Bedenklichkeit den Empfindungen Ihres Herzens. Das Herz allein muß hier entscheiden. Das Ihrige ist immer der Welt geneigt gewesen, und Gewaltsamkeit allein hat Sie dahin gebracht, die entgegengesezte Parthey zu ergreifen. Ihr Herz hängt unveränderlich an Ihrer ersten Wahl, und dies ist Beweis genug, daß Sie zu dem Stande, den Sie aus Zwang ergriffen haben, keinen Beruf hatten.

Ihr Gelübde kann Sie in diesem Falle nicht zurückhalten; denn weil dasselbe ohne Freyheit des Willens gethan worden, so ist es, nach dem Ausspruch aller unsrer Kasuisten, schlechterdings ungültig. Es kommt also nur noch auf die Mittel an, Sie aus dem Kloster zu bringen. Dies kann man, wie ich Ihnen schon gesagt habe, durch den Weg Rechtens bewerkstelligen, allein dieser scheint mir für Sie zu gefährlich. Der erste Argwohn, den Ihre Verwandten, oder Klostergefährtinnen, von ihrer Absicht faßten, würde hinlänglichen Grund abgeben, Sie in das Klostergefängniß einsperren zu lassen, wo man Ihnen alle Mittel benehmen würde, Ihre Sache zu führen, und die Aufhebung ihres Gelübdes zu bewürken.

Er begleitete diese Rede mit einer sehr lebhaften Abschilderung der verschiednen Klosterstrafen gegen die Mitglieder, an denen man dergleichen Vorhaben merkte. Ich selbst war Augenzeuge von solchen Behandlungen gewesen, und befürchtete also ein Gleiches. Beruhigen Sie sich indessen, sezte er hinzu, es ist noch nicht alle Hoffnung verloren. Man kann irgend ein kurzes und sicheres Mittel ausfündig machen, und es gehört dazu bloß eine sichere Person, die sich für Sie intereßirt. Da hat Praunsweiler zum Beyspiel, eine Base, die sich auf einem Landgut, einige Meilen von Wien, zur Ruhe begeben hat. Dies ist eine fromme Wittwe, deren guter Ruf Sie gegen alles decken würde, was man etwan über Ihren Austritt aus dem Kloster sagen könnte. Sie könnten etwan eine Krankheit vorschützen, und diese liebreiche Dame könnte Sie zu sich aufs Land nehmen, unter dem Vorwande, Sie die Landluft genießen zu lassen, und da könnten Sie mit Muße und Sicherheit an der Auflösung Ihres Gelübdes arbeiten.

Dieser Vorschlag war für meine Liebe zu schmeichelhaft, und derjenige, von dem er mir gemacht ward, mir nicht verdächtig genug, als daß ich denselben hätte verwerfen sollen. Ich that also selbst dem Vorhaben dieses Betrügers Vorschub, legte mich noch desselben Tages ins Bett, und machte die Kranke so natürlich, daß alle Nonnen meine Krankheit für sehr ernsthaft hielten. Aus Furcht, in allem Ernste krank zu werden, nahm ich keine Arzney, als nur solche, von welcher ich wußte, daß sie mir nicht schaden könnte. Einen ganzen Monat hindurch täuschte

ich

ich auf diese Weise den ganzen Konvent, bis der Arzt, den mein Pater bestochen hatte, der Priorinn eröffnete, daß das einzige Mittel zu meiner Genesung die Landluft wäre.

Während daß man über den Ort berathschlagte, wohin man mich bringen sollte, ließ sich die Frau Brigitte von Waldrink bey der Priorinn und mir zum Besuch anmelden. Dies war der Nahme der angeblichen Base meines Geliebten, wovon mir der Pater gesagt hatte, und mit der er selbst im Sprachzimmer erschien. Ich glaube, daß man Mühe haben würde, noch zwey so scheinheilige Gesichter zusammenzubringen. Außer einem andächtigen und ungemein sittsamen äusserlichen Anstand wußte die alte Dame auch ein so erbauliches Gespräch zu führen, daß sie uns gänzlich für sich einnahm. Heltenschweler ermangelte nicht, ihre Tugenden aus allen Kräften herauszustreichen, und so wurden wir einig, daß ich einige Wochen auf Ihrem Landgute zubringen sollte.

Man ließ uns keine Zeit zum Nachdenken. Noch denselben Abend hohlte mich die heilige Brigitte in einer Kutsche ab, und führte mich in ein ziemlich schönes Haus, dessen sie sich, wie sie sagte, nicht anders bediente, als wenn Familienangelegenheiten, oder wohlthätige Absichten, sie nöthigten, Ihren Landsitz zu verlassen.

Ich stand den folgenden Morgen sehr früh auf, weil ich gern unerkannt die Stadt verlassen wollte. Ich ging zu meiner Dame, um unsere Abreise zu beschleunigen; sie sagte mir aber, daß ihr noch einige

unerwartete Geschäfte vorgekommen wären, die sie ohne Aufschub besorgen müßte, und also nicht eher, als in einigen Tagen, abreisen könnte. Wenn Sie indessen, setzte sie hinzu, Ihre Abreise nicht so lange verschieben können, so biet ich Ihnen meinen Vetter, den Grafen von Schellner, zum Reisegefährten an, der ein sehr rechtschaffner Mann und Ihnen, wie ich glaube, schon bekannt ist. Er wird Sie mit Vergnügen begleiten, und Ihnen auch dorten Gesellschaft leisten, bis ich selber komme.

Dieser unerwartete Aufschub setzte mich in eine neue Verwirrung. Es war gefährlich für mich, in Wien zu bleiben; und von der andern Seite schien es mir unanständig, mit einem Kavalier zu reisen. In dieser Unentschlossenheit nahm ich meine Zuflucht zur Dame Brigitte, auf deren weisen Rath ich großes Zutrauen setzte. Sie billigte anfänglich meine Bedenklichkeiten, hob sie aber bald, und versicherte mich, daß ich in den Händen des Grafen von Schellner so sicher wäre, als im Kloster. Für Ihre Verwandten hingegen, fügte sie hinzu, kann ich Ihnen nicht Bürge seyn. Da Sie von denselben gezwungen worden, den Schleyer zu nehmen, so werden Sie zuverläßig, sobald sie Ihren Austritt aus dem Kloster erfahren, Himmel und Erde in Bewegung setzen, Sie aufzufinden, und wieder ins Kloster zurückzubringen. Ich glaube also, das einzige Mittel, ihren Verfolgungen zu entgehn, wird seyn, daß Sie unverzüglich abreisen.

Ihren Reisegefährten kennen Sie. Das ist ein Mann, mit dem man die ganze Welt durchreisen kann,

ohne

ohne der Verläumdung eine Blöße zu geben. Wenn Sie indessen befürchten, daß man Sie unterwegs erkennen, oder daß Ihr guter Ruf Gefahr leiden mögte, so können Sie ja, da Sie ohnehin die Nonnenkleider ablegen müssen, Mannskleider anziehn. Dadurch entgehn Sie mit einemmahl den Entdeckungen Ihrer Verfolger und den hämischen Anmerkungen der Verläumder.

Der verkappte Graf, der gegen das Ende dieses Gesprächs ins Zimmer getreten war, billigte diesen Vorschlag, und ich ließ mich bereden. Er schickte also gleich nach Kleidern, womit man mich so ausstaffirte, wie Sie mich hier sehn, und wir stiegen in einen Postwagen. Wir nahmen den Weg nach ****, welches, wie er sagte, der Landsitz der Frau von Waldrink wäre. Aus der Entfernung von Wien, in welcher wir uns hier befinden, können Sie auf die Eilfertigkeit unsrer Fahrt schließen, da wir erst diesen Morgen aus der Stadt gefahren sind. Vermuthlich wären wir mit eben der Eilfertigkeit weiter gereißt, und ich hätte mich entführt gesehn, ohne zu wissen, was aus mir geworden wäre, wenn die Vorsehung Sie nicht glücklicherweise hierher geführt hätte.

Dies ist in kurzem die Geschichte meines Lebens und der Begebenheit, die mich hierher gebracht hat. Die Verzweiflung über die Gewaltsamkeit und Hartherzigkeit meiner Verwandten gab mir den Entschluß ein, zu entfliehen, um mich ihren Verfolgungen zu entziehn. Ich suchte eine sichere Zuflucht und glaubte, dieselbe bey einer Dame zu finden, die man mir als

die Tugend selbst geschildert hatte. Ich sehe nun ein, daß sie mich betrogen und in die Hände des lasterhaftesten Betrügers geliefert hat. Meine Erzählung wird Sie davon hinlänglich überzeugt haben. Sie sehn, mein Herr! aus welcher Gefahr Sie mich erretten; denn gewiß war der Schurke willens, seine Bosheit noch weiter zu treiben, da er unverschämt genug gewesen ist, seine verliebten Unanständigkeiten in Ihrer Gegenwart ausbrechen zu lassen.

Würdigen Sie mich Ihres Schutzes, mein Herr, fuhr sie mit einem Strom von Thränen fort, gegen die Gewaltthätigkeiten dieses Elenden, und bringen Sie mich, wo möglich, in mein Kloster, oder zu meinen Verwandten zurück. Da will ich lieber unglücklich seyn, als mich in den Händen eines Lasterhaften befinden, dem Verrätherey und Kirchenraub Kleinigkeiten sind. Ich beschwöre Sie darum bey dem Nahmen Ihres alten Freundes Praunsweiler, bey der höflichen Gefälligkeit, die allen Kavalieren gegen unser Geschlecht eigen ist, und bey dem Mitleiden, das Ihnen die Religion gegen ein christliches Mädchen einflößen muß.

Ob ich gleich nicht recht einsahe, wie ich sie nach Wien zurück bringen könnte, ohne mich selbst in Gefahr zu setzen, so war ich doch von ihrer traurigen Lage so gerührt, daß ich es ihr versprach. Ich bat sie, etwas zu genießen, weil wir eine weite Fahrt vor uns hätten, wozu sie Kräfte brauchte. Sie ließ sich bereden, ein paar frische Eyer zu sich zu nehmen, welche der Wirth noch zufälligerweise gefunden hatte. Heltenschweler

schweler war mir zu verächtlich, als daß ich mich um denselben hätte bekümmern sollen. Ich bemerkte bloß, daß Zorn und Unmuth auf seinem Gesicht gemahlt waren. Er würde mir vielleicht übel mitgespielt haben, wenn er nicht gewußt hätte, daß ich der Mann war, Beleidigungen zu ahnden. Er fand also gut, sich ohne Weitläuftigkeiten zum Essen zu setzen. Ich selbst setzte mich wieder an den Tisch, um dem Fräulein von Kerzenstein mit gutem Exempel vorzugehn, und ihren Kummer in etwas zu zerstreuen.

Neuntes Kapitel.

Fortsetzung dieser Geschichte.

Kaum hatten wir angefangen, zu speisen, als man uns um etwas von unserm Tische für einen jungen Einsiedler ansprach, der eben in dem Gasthofe angekommen war. Mariane gab ein gebraten Huhn hin, und wir glaubten, seiner los zu seyn, als er, zu unserer Verwunderung, selbst in das Zimmer trat. Er hatte nichts mönchisches an sich, als Bart und Kutte. Wir schlossen aus seinen lebhaften und blitzenden Augen, aus seiner weißen und feinen Haut, aus seinen feinen und edeln Gesichtszügen und aus seiner großen und ansehnlichen Gestalt, daß er keiner von den unnützen Tagedieben wäre, die in einer schmutzigen Kutte eine Zuflucht gegen Hunger und Armuth finden.

Sobald er in das Zimmer getreten war, blieb er, anstatt uns zu grüssen, unbeweglich stehn. Aus seinen vest auf Marianen gehefteten Augen konnte man

deutlich lesen, daß etwas außerordentliches in ihm vorging. Eben so ausdrucksvoll waren Marianens Augen auf den Fremdling gerichtet. So blieben sie einige Augenblicke, ohne ein Wort zu reden, bis das Fräulein zuerst das Stillschweigen brach, und den Einsiedler anredete: Guter Vater, warum sehn wir uns denn beyde so starr an? Junger Herr! antwortete der Waldbruder, Ihre Ursachen kann ich nicht wissen; ich thue es, weil mir Ihre Gesichtszüge und Ihre Stimme bekannt vorkommen. Sie gleichen einer Person, die mir ehemals überaus theuer war — und es noch ist. Ein unerwarteter Zufall zwang mich, dieselbe zu verlassen, und mein größter Schmerz ist, daß ich in den drey Jahren, da ich von ihr getrennt bin, nicht das Geringste von ihr erfahren habe. Die Unruhe, in der ich ihrentwegen bin, hat mich aus Böhmen weggetrieben, wohin ich geflüchtet war, und ich will nach Wien gehn, um Nachrichten von ihr einzuziehn.

Bey diesen Worten konnte Mariane ihr Erstaunen und ihre Bewegung nicht verbergen. Die Unruhe ihres Herzens mahlte sich sichtbar auf ihrem Gesicht. Der junge Einsiedler, der kein Auge von ihr verwandte, ward es gewahr. Sie sind betreten, mein Herr! fuhr er fort, könnten Sie mir vielleicht Nachricht geben, oder nähmen Sie etwan irgend einigen Antheil an der Person, von der Sie so viel Aehnliches haben? Das könnte wohl seyn, erwiederte das Fräulein, erst aber sagen Sie mir, ob Sie bey Ihrem Aufenthalte in Bayern, nichts von einem gewissen Felix von Praunsweiler gehört haben,

um den ich sehr bekümmert bin? Er ist mein Freund. Einige Händel zwangen ihn, plötzlich aus Wien zu gehn, und er bekümmert sich so wenig um mich, daß ich seit seiner Abreise nichts von ihm gesehn, oder gehört habe.

Diese Worte brachten den jungen Waldbruder aus der Fassung, und er blieb eine Zeitlang in voller Bestürzung stehn. Herr! sagte er zu dem Fräulein, nachdem er sich einigermassen erhohlt hatte, ich kann Ihnen nicht bergen, daß ich diesen Kavalier genau kenne; ehe ich Ihnen aber sein Schicksal berichte, erlauben Sie mir die Frage, ob auch keine Gefahr dabey ist, Ihnen hier diese Nachrichten zu geben? Wichtige Ursachen verbinden ihn, unerkannt zu seyn; und die Person, die er liebt, und die ich in seinem Namen besuchen soll, würde mir meine Offenherzigkeit nie verzeyhen, wenn ihm dadurch ein Unglück zuwachsen sollte.

Sie würden sich dafür nicht fürchten, warf ich ihm ein, wenn Sie mich kennten, und noch weniger, wenn Sie den Herrn kennten, der sich bey Ihnen nach dem Herrn von Praunsweiler erkundigt. Ach! rief der Einsiedler seufzend, mein Herz giebt mir denselben hinlänglich zu erkennen; zum Unglück aber ist aller Schein wider ihn. Dem sey aber, wie ihm wolle! fuhr er fort, und warf sich der verkleideten Nonne zu Füßen, sehn Sie hier, theureste Mariane! einen Menschen, der Sie zu sehr liebt, um Sie nicht an den Empfindungen wieder zu erkennen, die Sie seinem Herzen eingeflößt haben. Meine Augen könnten mich täuschen,

aber mein Herz spricht zu laut, daß Sie der liebenswürdige Gegenstand sind, den ich suchte. Himmel! wie glücklich bin ich, nach drey kummervollen Jahren meine Geliebte so unerwartet wieder zu finden!

Marianens Bestürzung läßt sich nicht beschreiben, da sie von neuem einen Mönch zu ihren Füßen sah. Ich bemerkte indessen, daß ihr der Anblick dieses zweyten Mönchs nicht zuwider war. Heltenschweler, der diesen Auftritt mit ansah, konnte sich des Murrens nicht enthalten. Zum Teufel! murmelte er, muß denn dieses Mädchen alle Mönche verliebt machen? Sogar der schmutzige Waldklepper schwatzt ihr von seiner Liebe vor. Aber, beym heiligen Anton von Padua! es soll ihm so wenig gelingen, als mir. Wenn er nur erst fort wäre!

Er genoß aber diese Genugthuung nicht. Der junge Einsiedler legte seinen Bart ab, der ihn unkenntlich gemacht hatte, und nun stand Felix von Praunsweiler in Person vor uns. Heltenschweler war darüber so bestürzt und erschrocken, daß er stillschweigend aus dem Zimmer ging, in den Wagen stieg und wegfuhr, ohne daß wir wußten, wohin. Diese Vorsichtigkeit war sein Glück. Denn wenn er da geblieben wäre, und Praunsweiler seine Geschichte nur geahnt hätte, so wäre er vielleicht nicht wieder von der Stelle gekommen.

Wir waren also nun allein, Praunsweiler, das Fräulein und ich. Nachdem ich ihn umarmt hatte, erkundigte ich mich nach der Ursach seiner seltsamen Verkleidung. Die wirst du selbst billigen, liebster

Freund!

Freund! sagte er, wenn ich Dir sage, daß ich vor etwa drey Jahren den Sohn eines Hofraths zu Wien unvorsichtigerweise erstochen habe. Das ist mir bekannt, erwiederte ich, und ich weiß auch, daß du deshalb Wien so plötzlich verlassen hast. Ja, sagte er, aber das weißt du nicht, daß ich mich die drey Jahre lang vergeblich um meine Begnadigung bemüht habe, so verzeihlich auch mein unvorsetzliches Verbrechen war. Wien zu meiden, würde mir gar nicht sauer angekommen seyn, wenn meine geliebte Mariane, und einige Herzensfreunde, worunter ich dich doch auch rechnen darf, mir den dortigen Aufenthalt schätzbar gemacht hätten.

Man konnte mich also nicht empfindlicher strafen, als durch die Trennung von allem dem, was meinem Herzen theuer war. Ich tröstete mich zwar mit der Hoffnung, die ich von Zeit zu Zeit nährte, daß ich meine Begnadigung und mit derselben die Freyheit wieder bekommen würde, mein geliebtes Fräulein zu sehn; da aber beynahe drey Jahre vergangen sind, ohne meinen Endzweck zu erreichen, so hab ich die Geduld verloren. Ich konnte nicht länger ohne meine Mariane leben, und entschloß mich daher, die Reise zu wagen, es mögte auch daraus entstehn, was da wollte. Um indessen den etwanigen Nachstellungen meiner Feinde zu entgehn, wählte ich diese Kleidung, die ich für die geschickteste hielt, mich unkenntlich zu machen . . . Werden Sie es mir aber nicht für eine zu große Dreistigkeit auslegen, mein gnädiges Fräulein, sagte er, indem er sich gegen Marianen wandte, wenn ich Sie nun auch um die Ursach Ihrer Verkleidung befrage?

Sollte Ihnen in meiner Abwesenheit irgend ein Unfall begegnet seyn? Eine traurige Ahndung scheint mir das zu verkündigen, und die Kleidung, worinn ich Sie sehe, scheint meine Besorgniß nur zu sehr zu bestätigen.

Wollte der Himmel, versetzte das Fräulein, daß Ihre Ahndungen ungegründet wären! Das Verhängniß scheint aber uns beyde ganz eigentlich dazu ausgesucht zu haben, ein paar berühmte Unglückliche aus uns zu machen; nur mit dem Unterschiede, daß Ihre Unglücksfälle bloß aus der Liebe entsprangen, und Sie denselben ein Ende machen konnten, wenn Sie aufhörten, mich zu lieben; ich aber das Ende der meinigen auf keine Weise absehen konnte. Indessen würden diese noch weit schrecklicher gewesen seyn, ohne diesen großmüthigen Freund, der, um mich für meinen geliebten Felix zu erhalten, edel genug gedacht hat, mich den Händen eines Nichtswürdigen zu entreißen, und mir einen Zufluchtsort bey einer seiner Basen anzubieten. Verlangen Sie nicht, liebster Felix, daß ich Ihnen hier eine umständliche Erzählung von meinem Unglück, noch von der Art mache, wie derselbe mich davon errettet hat. Wenn gleich meine Lage in der That erschrecklich war, so schämt sich ein Mädchen doch immer, wenn es sich gezwungen sieht, den Beystand eines Kavaliers anzunehmen, um wieder in Freyheit zu kommen. Die Tugend und Rechtschaffenheit des Herrn von Ecking, den Sie kennen, wird indessen hinlänglich seyn, jeden Argwohn zu zerstreuen, der Ihnen etwan aufsteigen könnte. Dieser Freund weiß meine ganze Geschichte, und wird sie Ihnen vielleicht besser erzählen können, als ich selbst.

Ich

Ich bewunderte die Gegenwart des Geistes, womit Mariane alle Umstände, die ein ungünstiges Licht auf ihre Begebenheit zu werfen schienen, zu ihrem Besten wendete. Noch mehr vergnügte es mich, daß Praunsweiler von der gespielten Betrügerey gar nichts argwohnte. Er bat mich, ihm die Unglücksfälle seiner geliebten Kerzenstein zu erzählen. Ein mißlicher Auftrag! doch entledigte ich mich desselben mit Vergnügen, weil es darauf ankam, des Fräuleins Ehre zu retten. Ich erzählte ihm also alles, was Marianen, seit seiner Abreise begegnet war, alle Gewaltsamkeiten und harte Begegnungen ihres Vaters, der sie endlich gezwungen hätte, den Schleyer zu nehmen.

Ich schilderte ihm alle ihre Leiden in diesem neuen Stande, und das größte derselben, die Trennung von ihrem geliebten Felix. Ich erwähnte weder die Verrätherey des Paters Heltenschweler, noch das Auftreten seiner angeblichen Base, nannte ihm aber dagegen meine Base Barbara, bey welcher wir noch diesen Abend einzutreffen gedächten.

Er dankte mir tausendmahl für die seiner Geliebten geleisteten Dienste, und nahm das Anerbieten, bey meiner Base einzukehren, zwar an, aber nur auf einige Tage, weil er hoffte, durch die Vorsprache einiger mächtigen Freunde, es bey dem Erzbischof in wenig Tagen dahin zu bringen, daß Marianens Klostergelübde aufgehoben würde.

Diese angenehme Nachricht und die Einkleidung, die ich meiner Erzählung gegeben hatte, setzte das Fräulein in eine muntre Laune. Die Freude, sich ausser dem

dem Kloster zu wissen, und die Hoffnung, sich bald in den Armen ihres Geliebten zu sehn, mahlten sich auf ihrem Gesicht. Die beyden Liebenden gaben sich tausend Versicherungen ihrer Zärtlichkeit, und würden so bald kein Ende gefunden haben, wenn nicht mein Franzel, der gar nicht begreifen konnte, warum ich so lange am Tisch bliebe, mich erinnert hätte, daß es Zeit wäre, weiter zu reisen. Wir brachen also auf, und nahmen unsern Weg nach Halmsdorf, wo wir nach zwo Stunden ankamen. Meine Base Barbara war nicht zu Hause. Man sagte mir, sie wäre in der Kirche; ich begab mich also dahin, um ihr vorläufig einige Auskunft über die mitgebrachte Gäste zu geben.

Glücklicherweise war meine Base keine von den andächtigen Betschwestern, die immer geneigt sind, von ihrem Nächsten das Schlimmste zu denken, und sich daher fürchten, eine Todsünde zu begehen, wenn sie demselben eine Gefälligkeit erweisen. Sie war vielmehr im eigentlichen Verstande fromm, und freute sich allemal, wenn sie Gelegenheit fand, ihre Menschenliebe thätig beweisen zu können. Die gegenwärtige Gelegenheit war ihr also höchst willkommen, und sie dankte mir, daß ich sie zu diesem Liebeswerk erkohren hätte.

Sie bewillkommte ihre neue Gäste mit der größten Leutseligkeit. Diese konnten aus ihrem Betragen zwar schliessen, daß sie von ihrer Geschichte unterrichtet wäre, hörten aber aus ihrem Munde kein Wort, das sich darauf bezogen hätte. Sie entfernte vielmehr, mit der verbindlichsten Sorgfalt, sowohl durch ihre aufgeräumte Gespräche, als auch durch die gute Bewir-

thung,

thung, alle traurige Betrachtungen, worinn sich Mariane hätte vertiefen können.

Praunsweiler, der sich nur nach dem Augenblick sehnte, der ihn mit seiner Geliebten vereinigen sollte, reißte des folgenden Morgens nach Wien. Er arbeitete daselbst mit so vielem Eifer, und mit so glücklichem Erfolg, daß er seinen Endzweck erreichte. Er kam nach acht Tagen wieder zu uns mit seiner Begnadigung und mit der Erlaubniß für Marianen, das Kloster zu verlassen, und in alle ihre Familienrechte wieder einzutreten.

Wir bezeugten ihm unsre Verwundrung, daß ein Gerichtshof, der ihm drey Jahre lang seine Begnadigung verweigert, ihm nun so schnell und so über alle Erwartung begünstigt hätte. Ihre Verwunderung würde noch viel grösser seyn, sagte er zu Marianen, wenn Sie wüßten, daß wir diese doppelte Gnade keinem andern zu danken haben, als — Ihrer Mutter. Ist es möglich, rief das Fräulein voll Entzücken, daß diejenige, die am eifrigsten daran arbeitete, mich ins Kloster zu bringen, nun selbst dazu hilft, daß ich wieder herauskomme?

Sie werden die Möglichkeit davon bald einsehn, mein Fräulein, sagte Praunsweiler, wenn Sie den Bewegungsgrund dazu erfahren werden. Die allzugrosse Liebe Ihrer Mutter zu Ihrem Bruder Leopold, und ein unermeßlicher Ehrgeiz, waren die beyden Triebfedern Ihres Unglücks gewesen. Diese letzte Leidenschaft ist nun heute der Grund unsers beyderseitigen Glücks. Ihre Frau Mutter empfing an demselben

Tage, da Sie das Kloster verliessen, die Nachricht von dem Tode dieses Sohnes Leopold, der auf seinen Reisen gestorben ist. Diese Nachricht war ihr doppelt schmerzlich, theils weil sie diesen Sohn außerordentlich liebte, theils weil sie sich nun ohne Erben sieht.

In dem ersten Schmerz machte sie sich selber Vorwürfe darüber, und sieht diesen Todesfall für eine sichtbare Bestrafung der Gewalt an, die sie gegen Sie ausgeübt hat. Um diese zu vergüten, oder Sie wenigstens zu trösten, eilt sie in Ihr Kloster, und erfährt daselbst, daß Sie aufs Land gereißt sind. Diese zwote Nachricht setzt sie in neue Unruhe. Der Widerwille, den sie immer bey Ihnen gegen das Klosterleben verspürt hat, bringt sie auf den Argwohn, daß diese Spazierfahrt wohl eine würkliche Flucht seyn könnte. Sie erkundigt sich, welchen Weg Sie genommen haben; kein Mensch kann es ihr sagen. Neue Unruhe und neue Nachforschungen! Man sucht Sie in ganz Wien, und um Sie zur Wiedererscheinung geneigter zu machen, läßt Ihre Frau Mutter überall bekannt machen, daß ihr Sohn gestorben, und daß sie Willens sey, ihre Tochter aus dem Kloster zu nehmen, das Gelübde derselben aufheben zu lassen, und sie zu verheyrathen.

Dies Gerücht breitete sich eben durch die ganze Hauptstadt aus, als ich ankam. Urtheilen Sie, mein Fräulein! von meiner Freude über diesen glücklichen Umstand. Ich eile zu Ihrer Mutter, und finde sie in dem tiefsten Kummer versunken. Kaum nannt ich Ihren Namen, so schwamm sie in Thränen. Ja! rief sie, ich verdiene es, diese Tochter verloren zu haben,

weil

weil ich grausam genug war, sie meinem Ehrgeiz aufzuopfern. Ja! ich bins, ich habe sie, durch meine unnatürliche Härte, in die traurige Lage gebracht, worinn sie sich vielleicht jetzt befindet. Ach! vielleicht stürzte sie sich aus Verzweiflung in . . . . . . Hier unterbrach ich sie. Ihre Tochter ist viel zu tugendhaft, gnädige Frau! sagte ich, als daß sie jemals einen Schritt thun sollte, der ihrer unwürdig wäre. Sie mag seyn, wo sie will, so glauben Sie gewiß, daß sie sich vor aller Gefahr, und sogar vor allem Verdacht, sicher gestellt haben wird. Sie würden bald selbst davon überzeugt, wenn Sie die Personen kennten, die sie bey sich aufgenommen haben. Wie, ehrwürdiger Pater, rief die entzückte Dame, ist es möglich, daß Sie ihren Aufenthalt wissen?

Ich bejahete die Frage, und setzte hinzu, daß ich ihr sogar ihre Tochter wieder bringen wollte, wenn sie den Herrn von Praunsweiler zu ihrem Eydam annehmen wollte. Diese Heyrath ist für sie beyde anständig. Praunsweiler ist ein junger reicher Kavalier, aus einem sehr ansehnlichen Hause, und Sie wissen, daß er Ihre Tochter geliebt, und sich auch die Gegenliebe des Fräuleins erworben hat. Allerdings weiß ich es, sagte die Dame, aber Sie wissen vielleicht nicht, daß dieser junge Kavalier seit drey Jahren unsichtbar geworden ist. Wollte Gott! ich könnte ihn auffinden, und ihn bewegen, die Hand meiner Tochter anzunehmen.

Ich wandte mich einen Augenblick um, um meinen Bart abzunehmen, und bat sie darauf, mich auf-

merksam zu betrachten. Himmel! rief sie, wie konnt ich Sie so lange verkennen? Aber wer vermuthete Sie auch unter solcher Verkleidung? Wofür fürchten Sie sich? Warum zeigen Sie sich nicht in Ihrer gewöhnlichen Gestalt? Ich sagte ihr meine Ursachen, und erzählte ihr die Geschichte von Ihrer Flucht. Sie ward davon dermassen gerührt, daß sie mir versprach, sogleich an meiner Begnadigung und an der Aufhebung Ihres Gelübdes zu arbeiten. Die Würkung, wie Sie sehn, ist dem Versprechen auf dem Fusse gefolgt, und was mich ganz glücklich macht, ist, daß sie meiner Liebe die Belohnung bewilligt, nach welcher ich nun schon so lange geseufzt habe. Sie willigt in unsre Verbindung, und kömmt selbst hierher, dieselbe zu vollziehn, und unsrer liebreichen Wirthinn und meinem lieben Ecking für die Gütigkeiten zu danken, die sie uns erwiesen haben. Sie ist nur noch eine Meile von hier, wo ich sie mit ihren Leuten zurück gelassen habe, und voraus geeilt bin, um Ihnen diese angenehme Nachricht zu bringen.

Kaum hatte Praunsweiler seine Erzählung geendigt, als wir die Frau von Kerzenstein ankommen sahen. Mariane ward sie kaum gewahr, als sie derselben entgegen lief, und ihr um den Hals fiel. Die Mutter schwamm bey diesem Wiedersehn in Thränen, und erwehnte das Vergangene nur, um Schmerz und Reue darüber zu bezeugen. Sie bat ihre Tochter, nicht mehr daran zu denken, und Mariane versprach ihr, alles zu vergessen. Man sprach nun von nichts mehr, als von Freude, Liebe und Vermählung. Zu dieser letztern ward ein Tag der folgenden Woche bestimmt.

stimmt. Der ungeduldige Praunsweiler fand diesen Termin unnatürlich lang, und bat die Frau von Kerzenstein, ihm einen kürzern anzusetzen. Diese Dame hatte den Tag so weit hinausgesetzt, weil die Vermählung in Wien vor sich gehn sollte, aus Furcht, der Frau von Ecking beschwerlich zu fallen. Als diese aber darauf bestand, daß man ihr das Vergnügen in ihrem Hause gönnen sollte, ward die Vermählung auf den folgenden Tag vestgesetzt, nach deren Vollziehung unsere beyde Liebende, voll Entzückung über ihre Verbindung, sich bey uns bedankten, und mit der Frau von Kerzenstein nach Wien zurückkehrten.

Zehntes Kapitel.

Die Mißion nimmt ihren Anfang. Die Missionarien lassen das veni creator singen und tanzen auf dem Seil. Vier Damen kehren im Pfarrhause ein. Die Mißionarien verspielen viel Geld, und müssen in der Scheune schlafen.

Ich blieb noch einige Tage bey meiner Base, und stellte Betrachtungen über das mir aufgestoßne Abentheuer an, die freylich dem Pater Heltenschweler, und überhaupt dem Mönchsungeziefer, nicht zur Ehre gereichten, als ich mich der Mißionarien erinnerte, um deren willen ich eigentlich diese kleine Reise unternommen hatte. Ich beurlaubte mich also von meiner Base,

und eilte nach Schmutzenbruck. Meine Furcht, daß ich sie nicht mehr antreffen würde, war ungegründet. Der Herr Pfarrer Feuerstein hatte denselben vierzehn Tage bewilligt, um sich auszuruhen, ihre Predigten zu studiren, und seinen Pfarrkindern Zeit zu lassen, daß sie sich auf die Mißion gehörig vorbereiten könnten. Der Pfarrer empfing mich auf das freundschaftlichste. Nicht so die Mönche, welche glaubten, ich würde ihren Wirth gegen sie einzunehmen suchen.

Das war mir aber gar nicht eingefallen; ich wäre lieber ihr Vorsprecher geworden, wenn sie dergleichen bey dem Pfarrer nöthig gehabt hätten. Sie bedurften dessen aber nicht, denn Herr Feuerstein war so für sie eingenommen, daß er sie für Engel vom Himmel, oder wenigstens für neue Apostel hielt, die St. Petrus ihm zuschickte, um seinen Schaafen das Evangelium zu predigen, die dessen herzlich bedurften. Er übergab ihnen daher, in meiner Gegenwart, alle seine Vorrechte und Pastoralgewalt, und behielt sich, aus einer lächerlichen und kläglichen Demuth, nichts vor, als die Ehre, sie am Altar und bey der Tafel zu bedienen.

Ein so originaler Anfang versprach mir einen unvergleichlichen Zeitvertreib, und dieser begann würklich noch denselben Abend, da ich das Vergnügen hatte, zu sehn, wie apostolisch diese Mönche fraßen und soffen, und wie die von Natur ziemlich starke und rüstige Arme und Füße unsers Wirths unter der übernommenen Last der Bedienung erlagen, so daß er sein Gesinde zu Hülfe rufen mußte, um diese heilige Wölfe

mit

mit allem versehn zu lassen, was sie an Speis und Trank nöthig hatten.

Es schien, als wenn man auf meine Ankunft gewartet hätte, um die Mißion anzufangen. Die Eröffnung derselben geschah am folgenden Morgen, unter Läutung aller Glocken, mit Ablesung einer geistlichen Verordnung, welche allen denen, die der Mißion beywohnen würden, vollkommenen Ablaß *) versprach. Ein so herrliches Privilegium zog nicht allein alle Bauren des Fleckens, sondern auch alle Landleute von zehn Meilen in der Runde hier zusammen. Der Zulauf von Menschen war so groß, daß eine Hungersnoth hätte entstehen müssen, wenn nicht die Becker, Fleischer und Gastwirthe der umliegenden Gegend zu Hülfe gekommen wären. Solcher Leute fanden sich täglich mehrere ein, und sogar die Kaufleute aus den nächsten Städten kramten ihre Waaren aus, welches einen der schönsten ländlichen Jahrmärkte ausmachte, den ich jemals gesehn habe.

Auf die Verlesung des Ablaßbriefes folgte eine feyerliche Proceßion, in welcher ein Bildniß der heiligen Jungfrau in Lebensgröße mit vielem Pomp umgetragen ward. Das Bildniß war von gediegenem Zinn, und von dem Herrn Pfarrer Feuerstein selbst gegossen worden, dem seine Kirchkinder zu diesem Behuf alle ihre alte Teller und Schüsseln, ja sogar ihre

 Schuh-

*) Die Mißbräuche, welche durch den Ablaß entstehen, sind unzählbar. Es ist zu hoffen, daß unser Kaiser und Vater Joseph II. auch auf Abschaffung derselben sein Augenmerk richten werde. Anmerk. des Herausgebers.

Schuhschnallen hatten einliefern müssen. Das Bild ward von zwölf handvesten Bauerkerln getragen, die man in lange Chorhemden gekleidet hatte, und die mit stolzen Schritten, unter dem Schall von Trompeten, Pauken, Pfeifen und Trommeln, einher traten. Man ließ das Bild durch das ganze Kirchspiel umher paradiren, worauf man das **Herr Gott dich loben wir** anstimmte, und alsdann auf den Nachmittag eine Kontroverspredigt ankündigte.

Diese war für mich so belustigend, als der Vormittag ernsthaft und langweilig gewesen war. Ich begab mich zeitig in die Kirche, und nahm meinen Platz so, daß ich alles sehn konnte, was vorging; denn ich hatte mich gerade zwischen der Kanzel und dem Theater gesetzt. Das Theater sag ich, weil man würklich eine Art von Bühne aufgebaut hatte, die diesen Namen wohl verdiente, wie ich bald zeigen werde. Unsere Mißionarien traten nun auf, und stimmten ein Veni Creator an, um sich Erleuchtung und Salbung vom Himmel zu erbitten. Freylich hätten sie vor allen Dingen um gesunden Menschenverstand bitten sollen, dessen sie eigentlich bedurften, wie aus folgendem erhellet.

Von den vier Mißionarien, die gleich anfangs zum Vorschein gekommen waren, traten drey auf einige Zeit ab, und es blieb uns also nur einer übrig. Dieser bestieg die Kanzel, und fing an, uns eine Predigt über die Sünde zu halten. Er hielt sich lange bey der Freyheit auf, die, wie er sagte, zum Sündigen unumgänglich nöthig wäre.

Dieser

Dieser Vorzug der Seele, der sich leichter empfinden als treffend beschreiben läßt, verwirrte den Redner. Er verwickelte sich immer mehr und mehr, und würde unfehlbar mit der Predigt verunglückt seyn, wenn seine Kameraden ihm nicht noch zu rechter Zeit zu Hülfe gekommen wären. Ich kann nicht sagen, ob diese den Einfall aus dem Stegreif hatten, oder ob der Auftritt unter ihnen verabredet war, aber ich habe in meinem ganzen Leben nichts Komischers gesehn, als das Possenspiel, das sie bey dieser Gelegenheit vorstellten.

Einer von den Mönchen erschien, vermuthlich um uns die Sache recht sinnlich und deutlich zu machen, auf der Bühne, und stieg auf ein über derselben aufgespanntes Seil, auf welchem er im Gleichgewicht stehn blieb. Sobald er auf dem Seile stand, sahen wir seine beyden übrigen Gefährten erscheinen, wovon der eine in einen Teufel, und der andre in einen Engel verkleidet war, und sich ihm zur Seite stellten.

Das Ungewöhnliche und Possenhafte dieses Schauspiels zog die Augen aller Anwesenden auf die Bühne, welche die Geschicklichkeit des Mönchs bewunderten, der sich immer vest und gerade auf dem Seil hielt, troz der Stösse, welche seine beyden Gefährten ihm wechselsweise gaben. **Bewundert doch**, rief uns nun der Kanzelredner zu, **bewundert die Macht des Gleichgewichts!** Da habt Ihr die Freyheit des Menschen. Die himmlischen und höllischen Mächte mögen sich noch so viel Mühe geben, ihn auf ihre Seite herüber zu bringen, sie werden nicht damit zu Stande kommen, so lange die Freyheit, dies wahre Gegengewicht

wicht der Seele, sich nicht ausdrücklich für die eine erklärt. Seht! so muß der Zustand des Menschen beschaffen seyn, wenn eine würkliche Sünde Statt finden soll.

Ist er nicht in diesem vollkommenen Gleichgewicht und neigt sich alsdann mehr auf die Seite des Bösen, so kann ihm die Sünde, die er begeht, nicht zugerechnet werden, weil Gott verbunden ist, alles das durch seine Gnade zu ersetzen, was dem Menschen fehlt, um dieses richtige Gleichgewicht zu erreichen; sonst können die bösen Handlungen, die er thut, nicht für Sünden angesehn werden, weil der Mensch ohne dieses Gleichgewicht nicht für frey gehalten werden kann. Das seht ihr hier sehr einleuchtend an jener guten Seele, welche den Bestrebungen der beyden Geister, die sie an sich zu ziehen suchen, widersteht. Sie scheint gegen beyde gleichgültig zu seyn; wenn es ihr aber einfallen wird, sich zu entschliessen, so werdet ihr sehen, daß sie dem guten Engel den Vorzug giebt, als demjenigen, für welchen sie die mehreste innerliche Neigung fühlt.

Diesmahl schien der prophetische Geist von unserm Kanzelredner gewichen zu seyn; denn als er noch redete, zerrte der Teufel die arme Seele so heftig, daß sie, trotz dem angeblichen Gegengewichte der Freyheit, auf die Nase fiel, und allen Anwesenden ein lautes Gelächter abnöthigte. Diese liessen sich indessen durch diesen Vorfall in ihrer Andacht und in ihrem Eifer nicht irre machen, sondern als der Mönch hieraus Anlaß genommen hatte, ihnen viel von der Gebrechlichkeit der Menschen, und von der Nothwendigkeit vorzureden,

für

für sich beten und Messen lesen zu lassen, so liefen sie, nach der Predigt, alle nach einer Art von Wechseltisch oder Zählbank hin, der unten in die Kirche hingestellt war, und an welchem einer der Mönche mit einem grossen Register saß. Ein jeder ließ in dasselbe seinen Namen und die Bestellung einiger Messen für sich einschreiben, wodurch die Mönche eine beträchtliche Geldsumme in die Hände bekamen.

So lächerlich und unanständig mir diese Art zu predigen vorgekommen war, so nützlich und einträglich fanden sie doch die Mönche. Sie beschlossen daher, bey derselben zu bleiben, und gaben uns würklich des folgenden Tages ein Fratzenspiel in demselben Geschmack, bey welchem sie an die achthundert Kayserguldeu einnahmen. Da sie nun sahen, daß ihre Ernte so ergiebig war, so hielten sie nicht für rathsam, sie in den Händen dessen, dem sie anfänglich die Geldeinnahme aufgetragen hatten, zu sehr anschwellen zu lassen, damit er nicht in Versuchung gerathen mögte, ihnen irgend einen schlimmen Streich zu spielen. Die Mönche kennen sich. Sie theilten also ihre Baarschaft in fünf Theile, wovon jeder einen nahm. Ein Fünftheil verehrten sie dem Herrn Pfarrer Feuerstein, zur Entschädigung der Unkosten, worinn ihre Bewirthung denselben versetzte.

Dieser Zuschub kam ihm auch ganz wohl zu Statten. Denn als wir in das Pfarrhaus zurück kamen, fanden wir einen Zuwachs an Gästen, deren der Pfarrer wohl lieber überhoben gewesen wäre. Es war die Frau Räthinn Riemold, eine unerträgliche Klätscherinn,

rinn, mit drey andern ziemlich hübschen Frauenzimmern, die das Ansehen wahrer Buhlschwestern hatten. Die Menge Volks, welche die Mißion in den Flecken zusammengelockt hatte, war Schuld daran, daß diese Frauenzimmer nirgends unterkommen konnten, und also, unter Anführung der Frau Räthinn Riemold, als einer alten Freundinn des Herrn Feuerstein, in den Pfarrhof eingekehrt waren.

Herr Feuerstein bewillkommte sie mit aller Höflichkeit, das war aber nichts gegen die Bewillkommung der Mißionarien. Diese ging bis zur Galanterie, und man konnte es ihnen an den Augen ansehn, daß diese angebliche Engel gegen körperliche Schönheiten nichts weniger, als unempfindlich waren. Nichts kann poßierlicher seyn, als ein galanter Mönch! Ein ergötzenderes Schauspiel für einen Layen läßt sich gar nicht denken. Heltenschweler hatte mir schon einen kleinen Vorschmack davon gegeben; aber das kam mit diesen in keine Vergleichung. Ich konnte mich des Lachens nicht enthalten, da ich diese Komedie sah, und besonders das Liebäugeln der Frauenzimmer, welche sich alle Mühe gaben, unsere Mißionarien vollends zu Narren zu machen.

Unterdessen befand sich Herr Feuerstein wegen seiner neuen Gäste in nicht geringer Verlegenheit. Die Ursach war, weil er keine Betten für dieselben hatte, indem er seinen Vorrath von Betten bereits für die Mönche hergegeben. Er entdeckte mir seine Sorge. Was haben Sie doch für unnützen Kummer, versetzte ich. Haben Sie denn keine Scheune? Ihre ganze

Verlegenheit läßt sich mit einigen Bunden Stroh heben. Diese geistliche Herren sind gewohnt, hart zu liegen, und es wird ihnen also nicht fremde vorkommen, auch hab ich ihnen an den Augen angesehen, daß sie alles mögliche für die Frauenzimmer zu thun und zu leiden im Stande sind. Es ward also beschlossen, daß die Mönche in der Scheune schlafen sollten, und ich erhielt den Auftrag, ihnen diese Veranstaltung bekannt zu machen. Als wir in den Saal zurück kamen, fanden wir die Mißionarien beym Spiel mit den übrigen Gästen. Gut! dacht ich, die Meßgelder werden wohl dünne werden. Für diesmal aber waren meine Vermuthungen falsch. Die Damen verloren viel, und das machte die Mönche noch aufgeräumter. Ich benutzte diesen Zeitpunkt, um ihnen meinen Auftrag auszurichten, den sie willig annahmen.

Die Abendtafel dauerte sehr lange, theils wegen der Menge an Speis und Trank, theils wegen der Schwatzhaftigkeit der Damen, und die Gesellschaft ging erst um Mitternacht aus einander. Ich führte meine Mönche in die Scheune, gab ihnen so viel Stroh preis, als sie verlangten, und verließ sie in der Absicht, ins Haus zu gehn, und mich gleichfalls zur Ruhe zu begeben.

Eilftes Kapitel.

Ankunft einer Schauspielergesellschaft. Eine Aktrize legt sich auf einen besoffenen Mißionar. Die Mönche kriegen im Finstern Prügel, und werden andächtig. Ankündigung des Schauspiels.

Als ich eben in das Haus treten wollte, hörte ich in der Nachbarschaft Musik und Tanz. Das Getöse kam von einer Gesellschaft musikalischer Prager Studenten und herumziehender Schauspieler her, welche erfahren hatten, daß ein großer Markt und eine Menge Fremden in dem Flecken wäre, und also auf ihrer Durchreise diesen Umstand benutzen und ihre Kunst sehen lassen wollten. Ich tanzte gleich selbst mit einigen Schauspielerinnen, die ziemlich hübsch waren, gab mich mit demjenigen, den ich für den Principal, der Truppe hielt, in ein Gespräch und fragte denselben, wie lange sie sich in Schmutzenbrück aufzuhalten gedächten.

Auf die Antwort, daß sie sich nur so lange aufhalten wollten, als sie mit ihrem Schauspiel Geld verdienen könnten, versicherte ich ihn, daß es die Mühe nicht lohnen würde, den Versuch zu machen, weil wir schon mit einer Gesellschaft von Komödianten, wiewohl von ganz andrer Art, versehen wären, die die Beutel der Anwesenden bereits wacker gefegt hätten. Indessen wollt' ich von Herzen gern einer Vorstellung eines Schauspiels beywohnen, wenn er mir sagen wollte, wo sie eingekehrt wären.

Wir

Wir sind sehr spät angekommen, antwortete der Komödiant, und haben also nicht Zeit gehabt, ein Quartier zu suchen. Ueberdies hören wir, daß der ganze Flecken so voll Menschen steckt, daß keine Hofnung zum Unterkommen ist. Sie, mein Herr! würden mir also die größte Gefälligkeit erzeigen, wenn sie mir einen Ort nachweisen wollten, wo ich auf allen Fall mit meiner Truppe wenigstens Obdacht finden könnte.

Diese Bitte brachte mich auf einen Einfall, der freylich nicht der liebreichste war, mir aber sehr bequem schien, unsere Mönche für ihre Galanterie und für die kleinen unklösterlichen Freyheiten zu bestrafen, die sie sich bey den Damen herausgenommen hatten. Ich sagte also dem Theaterprincipal, ich könnte nichts weiter thun, als ihm eine Scheune anbieten, worüber ich freye Gewalt hätte. Er nahm das Anerbieten mit Freuden an, und bat mich, ihm dieselbe unverzüglich anzuweisen, weil seine Gesellschaft äusserst ermüdet wäre. Ich brachte sie also an die Scheune, deren Thüre nur eine Klinke hatte, die ich ihnen anwies, und mich stellte, als wenn ich nach Hause gienge.

Dies that ich indessen nur, um ungestörter zu hören, wie die Mißionarien ihre neue Schlafgesellen aufnehmen würden. Sie hielten sich anfänglich zu meiner äußersten Verwunderung ganz stille, denn die Komödianten machten ziemlich viel Lärm. Allein die guten Väter hatten bey der Abendmahlzeit so viel getrunken, daß sie von dem Lärm nichts hörten.

ten. Die Komödianten wurden endlich des Plauderns satt, und wollten ihre Schlafstellen einnehmen, und nun erfolgte der Auftritt, den ich eigentlich erwartet hatte, wozu folgendes Anlaß gab.

Eine von den Aktrizen, die sich niederlegen wollte, fiel unglücklicherweise auf einen Mißionar. Dieser erwacht von der Erschütterung und streckt seine Hände aus, um zu erfahren, was sich so unsanft auf seinem Leichnam lagert. Das Mädgen erschrickt, als es Männerhände fühlt, die es greifen wollen, und thut einen Schrey, der die drey andern Mönche aufweckt, und alle Komödianten in Bewegung bringt. Diese eilen der Schreyenden zu Hülfe, um zu erfahren, was da vorgeht. Da alle diese Menschen im Finstern tappen, so ergreift einer davon den Bart eines Mißionars, der, voller Schrecken, die Thüre zu gewinnen suchte.

Der Komödiant, der ihn für einen seiner Kameraden hielt, rief ihm zu: Zum Teufel! was hast du dir denn für eine tolle Verkleidung gewählt? Du willst wohl den Zauberer in dem Gespenst mit der Trommel machen? Geh doch schlafen, und laß das arme Mädchen zufrieden. Beym Momus! rief ein andrer Komödiant, der auch einen Mißionar gepackt hatte, ich glaube, ihr wollt hier die ganze Nacht Ball halten. Geh Narr! und zieh den Domino aus; ich dächte, wir hätten genug getanzt. Wahrhaftig! schrie der Dritte, ich glaube, man hat uns hier an einen Ort gebracht, wo die Hexenmeister des ganzen Orts heut ihren Jahrstag feyern; ich habe hier einen,

nen, der sich unter meinen Händen in einen Bock verwandelt hat, aber, beym Teufel! er soll mir nicht entwischen. Ihr Herren! unterbrach sie der Principal, sollte das wohl nicht etwa das Lumpengesindel von Dorfkomödianten seyn, wovon man uns gesagt hat, und die uns das Geld vor der Nase weggeschnappt haben, das wir hätten verdienen können. Wenn das wäre, so wollten wir sie schöne klopfen. Das Komödienspielen sollte ihnen, wenigstens für die nächsten vierzehn Tage, wohl vergehn.

Die Mönche suchten sich unterdessen nach Möglichkeit aus den Händen der Komödianten loszumachen, als eine Maulschelle, die einer derselben seinem Gegner beybrachte, daß die ganze Scheune davon wiederschalte, das Signal zum allgemeinen Gefechte ward. Der Komödiant, sobald er die Ohrfeige fühlt, erhebt ein fürchterliches Geschrey, wirft sich auf den Mönch, den er jämmerlich zerprügelt, und bittet seine Kameraden, mit allen Broddieben, die sie in Händen hätten, ein Gleiches zu thun.

Die Scheune ertönte nun von gräßlichen Getümmel, und vorzüglich schrien die Weibsleute, als wenn sie gespißet würden. Ich fing an, eine tragische Entwickelung dieser Komödie zu fürchten, und wollte mich eben in die Scheune begeben, um die Kämpfenden auseinander zu bringen, als ich die Komödianten plözlich aus derselben herauskommen sah. Wahrhaftig! sagten sie im Herausgehn, wenn die Schurken uns das Brod genommen haben, so sollen sie es wohl fühlen, und die ersten acht Tage nicht wieder spielen. Wir müssen nur nicht säumen, sondern uns

mit Tagesanbruch fortmachen, ehe diese Geschichte ruchtbar wird.

Diese lezte Worte vermehrten meinen Schreck. Ich näherte mich der Thür, um den Mönchen Beystand anzubieten, besann mich aber, daß die Mönche mich den Augenblick für den Urheber des Abentheuers erkennen würden, wenn ich meine Nase dahineinsteckte. Ich begnügte mich also zu horchen, ob sie noch Lebenszeichen von sich geben würden. Zum Glück zogen mich ihre Gespräche bald aus meiner Unruhe. Beym heiligen Franz! rief der eine, die Teufel haben mich verteufelt gemißhandelt; ich bin ganz gerädert. Wir haben das wohl verdient, sagte ein andrer, weil wir mit heiligen Dingen unser Spiel getrieben haben, besonders mit unsern dummen Gleichgewicht auf dem Seil. Der Teufel, dessen Rolle du spieltest, hat sich heut gerächt, und ich wundere mich nur, daß er uns nicht samt und sonders das Genick umgedreht hat, und mit uns zur Höllen gefahren ist.

Ich sahe also, daß der Schreck auch Mönche, so wie andre Menschen, andächtig machen kann. Ich war nun völlig beruhigt; und da ich überzeugt war, daß, einige blaue Flecke ausgenommen, alles nach meinen Wunsch und ohne weiters Unglück abgelaufen war, so schlich ich still nach Hause, und warf mich auf mein Bette.

Meine Ruhe war nicht von langer Dauer. Die Damen, die, aus Ursachen, die ein andrer errathen mag, die ganze Nacht nicht geschlafen hatten,

ten, weckten mich, mit Tagesanbruch aus dem Schlaf. Um nicht unhöflich zu seyn, mußte ich schon aufstehn. Unser Wirth, der uns so früh auf den Beinen sah, glaubte, daß es aus Andachtseifer geschähe. Er lobte uns deshalb und ließ ein gutes Frühstück auftragen, um uns für die lange Zeit, die wir in der Kirche zubringen würden, mit Stärkung zu versorgen.

Als wir uns zu Tische sezten, erschienen unsre Mißionarien. Ihre blasse Gesichter und die verschiedenen blauen Flecken in denselben fielen dem Pfarrer auf, der sich gleich erkundigte, wer sie so zugerichtet hätte? Eine Menge Teufel, antworteten sie, die uns diese Nacht mit Fäusten geschlagen haben, und zwar aus Rache, weil wir ihnen die Seelen der armen Bauern aus den Klauen reißen, die sie schon als ihr Eigenthum betrachteten.

Obgleich niemand so gut, als ich, von ihrem Abentheuer unterrichtet war, so stellte ich mich ganz erschrocken. Schaun Sie, meine Damen! sagt ich, die Würkungen der höllischen List, um diese guten Väter in ihren geistlichen Bemühungen zu unterbrechen. Und was das Schlimmste ist, so ist noch dazu diese List gelungen; denn es ist nicht möglich, sagt' ich zu den Mönchen, daß Sie in diesem Zustande ihre Apostolischen Arbeiten fortsetzen können. Sie würden sich dem Gespötte des Volks aussetzen, welches vermuthlich ihre Quetschungen und Schrammen irgend einer andern Ursach zuschreiben würde; Sie müssen also schon, zur Ehre der Kirche und Ihres Standes, Ihre Beschäftigungen auf einige Tage aussetzen.

Der Herr Pfarrer sahe nun zwar wohl ein, daß seine Last dadurch verlängert ward, konnte aber doch nicht umhin, mir beyzupflichten. Es ward also beschlossen, daß sie nicht eher predigen wollten, als bis sie sich, ohne Aergernis zu geben, öffentlich sehen lassen könnten. Ihr Eifer erlaubte ihnen aber doch nicht, solange müßig zu bleiben, und sie wollten also diese Zeit zum Beichtsitzen anwenden. Jeder von ihnen kroch also in einen vergitterten Beichtstuhl, und benahm dadurch der Spottsucht den Anlaß zu hämischen Anmerkungen.

Sobald sie weggegangen waren, trat der Komödiantenprincipal mit den vornehmsten Mitgliedern seiner Gesellschaft herein. Der Herr des Guts hatte ihn, wegen der Erlaubniß, in dem Flecken Komödie zu spielen, an den Pfarrer verwiesen. Jeder andre Pfarrer würde diesen Besuch sehr übel genommen haben. Herr Feuerstein gehörte aber nicht zu den geistlichen Schauspielfeinden, welche die Komödien, und alle, die denselben beywohnen, mit Haut und Haar dem Teufel übergeben. Er war selbst diesen Lustbarkeiten nachgegangen, ehe man ihn in diese Pfarre gesteckt hatte, und war diesem Zeitvertreibe so gewogen, daß er, in Ermanglung einer würklichen Bühne, sich ein vollständiges Marionettentheater verschrieben hatte, womit er selbst an Feyertagen seine Kirchkinder belustigte. Die Schauspieler, die diese Anekdote schon in dem Flecken gehört hatten, ermangelten nicht, ihm darüber ein Kompliment zu machen, und versprachen, alles mögliche zu thun, um so, wie er, den Beyfall der Zuschauer zu verdienen.

Wo Talente sind, mögen sie doch so mittelmäßig seyn, als sie immer wollen, da fehlt es niemals an Eigenliebe. Das Talent des Herrn Pfarrers war freylich kindisch, und für einen Mann seines Standes so gar lächerlich; er nahm aber doch die Anrede des Komödianten für einen Lobspruch und bewilligte ihm ohne Umstände die gebetene Erlaubniß. Der Komödiant mußte uns darauf einige seiner besten Stücke nennen, wovon ich mir folgende merkte: Der Tod des Erzketzers Arius, eine sehr erbauliche, wiewohl bey der Entwickelung ins Possenhafte fallende Tragikomödie; Bileams Esel, oder der unwissende Prediger, eine Komödie, die häufig in den Kirchen aufgeführt wird; der Sieg der wahren Religion wider die scheußliche Ketzerey oder das Fest des heil. Bartholomäus zu Paris; der Ketzer wider seinen Willen. Ich fragte den Komödianten, ob ihm nicht das neue in böhmischer Sprache herausgekommene Schauspiel der Teufel in Mönchshabit bekannt wäre? O ja! antwortete er, das Stück hat erstaunlichen Beyfall gefunden, und ich lasse es jezt ins Deutsche übersetzen. Der Uebersetzer ist ein Weltgeistlicher, und Beichtvater eines kleinen Reichsfürsten. Ich verspreche mir von diesem Stück viel Erbauung für die Zuschauer und viel Einnahme für mich.

Das ist recht gut, antwortete der Pfarrer, ich wünschte aber doch, daß Sie unterdessen, bis diese Uebersetzung herauskömmt, uns mit irgend einem andern Stück unterhalten könnten. Der Komödiant nannte noch einige, und unter andern ein Stück,

das den Titel führte: die Bankerutt gewordenen Wunderthäter. Ja! das laß ich mir gefallen, rief der Pfarrer, das ist geschmackvoll und neu. Wir haben es auch, sagte der Komödiant, erst kürzlich auf dem Landgute unsers Bischofs vorstellen müssen.

Der Pfarrer bestellte das Stück für den Abend und versprach für eine große Menge Zuschauer zu sorgen, worauf die Komödianten sehr vergnügt abgingen, um alles zu ihrem Schauspiel zu veranstalten. Herr Feuerstein war seinerseits auch mit den Komödianten zufrieden, und als das Frühstück geendigt war, führte ich die Damen auf den Jahrmarkt, wo ich denn, der Mode zufolge, einige Gulden für Kleinigkeiten ausgeben mußte.

Zwölftes Kapitel.

Geldgier der Mönche geht über ihre Freßgier. Predigt über die Verläumdung. Eine Komödie mit einer tragischen Entwickelung. Erstaunliche Spizbüberey der vier Mönche, worinn der eine seine drey Gefährten weit übertrift.

Unser Vormittag verschlich ohne fernere merkwürdige Vorfälle; denn eine Predigt des Herrn Feuerstein, der wir beywohnten, war so alltäglich, daß ich derselben gar nicht erwähnen mag. Ich beschäftigte mich, während dieser langweiligen Rede, unsern Mißionarien zuzusehn, die in ihren Gitterkapseln staken

und

und in ewiger Bewegung blieben, weil die Menge von Bauern unzählig war, die ihren Beichtstühlen zuströmten, und ihnen ihre Sünden vor die Füße schütteten. Auch kamen sie nicht zum Essen; eine Sache die mir unbegreiflich seyn würde, da ich aus Erfahrung weiß, daß unter allen fräßigen Thieren der Mönch das fräßigste ist; wenn mir nicht zugleich bekannt wäre, daß die Geldgier eines Mönchen seine Freßgier noch übersteigt. Auch wußten unsre Mißionarien die Gelegenheit vortreflich zu benutzen. An jedem Beichtstuhl hatten sie eine Art von Gotteskasten bevestigt, worin die leichtgläubigen Bauern ihr Opfer legten, und so ihrer Sünden, zugleich mit ihrem Gelde, loszuwerden gedachten. Ueberdies thaten die Mönche wahrscheinlicherweise heimlich das Gelübde, bey der Abendtafel unsers Hauswirths das Versäumte reichlich wieder einzubringen.

Bey der Mittagstafel lud uns Herr Feuerstein ausdrücklich zur Anhörung seiner Vesperpredigt ein, und wir ermangelten also nicht, uns abermals in die Kirche zu begeben. Der Redner bewirthete uns mit einer sehr lehrreichen Predigt über die Verläumdung. Mir kam es so vor, als wenn der gute Mann neuerlich selbst den Verdruß gehabt hätte, von seinen Pfarrkindern durch die Hechel gezogen zu werden, so warm und theilnehmend nahm er sich derjenigen an, die von böser Nachrede leiden. Um aber dem Dinge einen Anstrich zu geben, sprach er von einem Mönch, der der Verläumdung nicht entgangen wäre, obgleich der ganze Konvent demselben ein förmliches Zeugniß gäbe, daß er in dem stärksten Geruch

der Heiligkeit lebte. Er unterhielt uns mit einem kurzen Auszug der Lebensgeschichte seines Helden, worinn er nicht vergaß, sein vortrefliches Talent, das Gewissen junger Mädchen zu dirigiren, herauszustreichen, worinn es ihm noch Niemand gleich gethan, welches ihm aber auch viele Feinde zugezogen hätte. Nächstdem erzählte er uns alles, was man dem guten Mönch aus bloßer Verläumdungssucht nachgeredet, und endlich, um uns die traurigen Folgen solcher Zungensünden recht einleuchtend zu machen, versicherte er uns, daß es dem Konvente einige tausend Gulden gekostet hätte, den guten Ruf dieses Paters wieder aufs Reine zu bringen.

Da seht ihr, rief er seiner Gemeinde zu, da seht ihr die Früchte eurer verläumderischen Zungen. Ihr glaubt zuweilen, daß ein ins Gelag hineingeredtes Wort, oder die Erzählung eines Geschichtgens, es mag wahr oder falsch seyn, keine Folgen haben wird; und, auf dieses Vertrauen hin, macht ihr euch über die armen Mönche lustig. Die Welt, die boshafte Welt, die die Mönche ohnehin nicht liebt, horcht begierig, auf das Böse, das ihr denselben nachredet, und findet ein Vergnügen daran, es sobald als möglich unter die Leute zu bringen. Das kommt dann der Obrigkeit zu Ohren, die gar zu gern dergleichen Dinge untersuchen mag, und so muß ein ganzer Konvent den Kitzel eurer Zunge bezahlen.

Vielleicht sollte diese Predigt gelegentlich auch dazu dienen, daß die Pfarrkinder nicht davon spre-

chen

chen sollten, wenn sie ihren Seelsorger sehn würden, in die Komödie gehn. Denn beym Austritt aus der Kirche baten uns die Komödianten, uns zu ihrer Schaubühne zu verfügen, wo wir viel merkwürdige und erbauliche Dinge hören und sehn würden. Wir liessen uns nicht lange bitten, und da die Bauern hörten, daß diese Vorstellung unentgeldlich gegeben würde, so strömte eine solche Menge in das Schauspielhaus, welches eine der größten Scheunen des Orts war, daß solches augenblicklich voll ward.

Man fieng jedoch nicht eher an zu spielen, als bis der Herr Pfarrer Feuerstein angekommen war, der sich erst zu Hause von seiner Predigt ein wenig erholt hatte. Bey seiner Ankunft ward der Vorhang aufgezogen, und die Komödianten sagten ein so stümperhaftes Gewäsche her, daß ich nicht begreifen konnte, wie solch abgeschmaktes Zeug aus der Feder eines, wie man uns versicherte, grundgelehrten bayerschen Mönchs habe fließen können. Inzwischen klatschte doch der Pfarrer den Komödianten seinen Beyfall zu, worinn ihm seine Pfarrkinder wacker nachahmten. Er bot den Schauspielern Geld an, welches sie aber großmüthig ausschlugen und heut durchaus das Publikum gratis belustigen wollten, auch gleich mit einem sehenswürdigen Nachspiel aufzuwarten versprachen.

Die Prager Studenten wollten jenen an Großmuth nichts nachgeben und spielten eine Art von Ding zwischen Kantate und Operette. Zuerst kratzten sie

eine Symphonie, die mir sehr abentheuerlich vorkam. Auf diese Symphonie folgte ein Recitativ und ein Chor, wovon die Musik etwas erträglicher war. Von dem Text konnte ich nicht urtheilen; denn die Bauren, die sich ins Paradies entzückt glaubten, machten ein solches Lärm, daß es nicht möglich war, sechs Worte im Zusammenhange zu verstehn. Alles was ich davon, bey der mühsamsten Anstrengung meines Gehörs, vernehmen konnte, war, daß die Verse zum Ruhm eines der ganzen Welt völlig unbekannten Mönchs gemacht waren, der dadurch zum Rang eines Heiligen erhoben, und endlich gar vergöttert ward. Alle Tugenden, und unter andern auch die Keuschheit, traten persönlich auf, und lobten ihren Helden, zu dessen Ehren sie am Ende ein Ballet tanzten, das sich zum Ganzen sehr gut paßte.

Nach dieser kleinen Feyerlichkeit veränderte sich plötzlich die Bühne, und stellte ein Grab vor, aus welchem eine Art von Ungeheuer hervorstieg, das die Schwelgerey vorstellen sollte. Diese Furie rief alle Mächte der Hölle zur Hülfe herbey, und wir sahen sogleich aus allen Winkeln Furien herbeyeilen, die ihre Dienste anboten. Diese Eil war auch nöthig; denn in dem Augenblick, da sie ihre Befehle erhielten, stieg aus dem nehmlichen Grabe eine Maschine in Form eines Gewölks, mit Strahlen umgeben, hervor, die sich nach und nach bis zur Mitte der Schaubühne erhob. In dieser Maschine saß ein schwarzes Gespenst, von Genien umflattert, welche die Bauern für Engel hielten.

Nun näherte sich die Schwelgerey, mit ihrem ganzen Gefolge, dem angeblichen Halbgott, um sich seiner Vergötterung zu widersetzen. Sie warf ihm alle seine Laster vor, nannte alle Mädgen bey Namen, die er verführt, und zählte ihm jedes kirchenschänderische Verbrechen auf, das er begangen hatte, worauf sie den Furien anbefahl, ihn von seinem Thron herabzustossen und in die Hölle zu stürzen.

Dies würde geschehn seyn, wenn nicht eine Menge schwarzer Gespenster unter der Bühne hervor und ihrem Mitbruder zu Hülfe gekommen wären. Es entstand ein hartnäckigtes Gefecht zwischen den Gespenstern und Furien, und ich weiß nicht, wer gesiegt haben würde, wenn sich nicht der Himmel ins Mittel geschlagen hätte. Ein fürchterlicher Blitz von gestossenem Pulver, fuhr von oben herab, ob es aber aus Ungeschicklichkeit oder aus Bosheit geschah, weiß ich nicht, genug! der Schwärmer, der auf die Furien hätte fallen sollen, fuhr dem Helden des Stücks auf den Kopf, und zündete seine Kleidung an. Alsbald fing die Leinwand an zu brennen, die das Gewölk ausmachte, und in einem Augenblick saß der elende Halbgott ringsum in Flammen.

Er würde in den Flammen umgekommen seyn, wenn nicht zum Glück für ihn die Stricke abgebrannt wären, die die Maschine schwebend erhalten hatten. Sie fiel also herunter, und lähmte zween von seinen Mitbrüdern; er selbst aber, der Vergötterungskandidat, beschädigte sich am Rückgrad. Der Pfarrer, der ihn todt glaubte, eilte gleich zu ihm; der Komödiant

diant aber, anstatt an Gott zu denken, fluchte wie ein Türke, und übergab den ganzen Orden, hauptsächlich aber den Mönch, dessen Rolle er hatte spielen müssen, dem Teufel und seinen Engeln.

Ich glaubte, daß dieser Unfall das Stück abgebrochen hätte, und bedauerte, daß ich nun den wahren Verlauf der Geschichte nicht erführe. Ein Fremder aber, der neben mir saß, und ehemals den Mönch persönlich gekannt hatte, dessen Vergötterungsgeschichte vorgestellt ward, versicherte mich, daß dies die wahre und natürliche Entwickelung seiner Geschichte wäre. Indessen rührte dieser tragische Ausgang den Pfarrer Feuerstein und seine Pfarrkinder, welche unter sich etwas Geld zusammen brachten, um die Verwundeten verbinden zu lassen. Die Missionarien weigerten sich, ich weiß nicht, ob aus Geiz, oder aus Rachsucht, das Geringste dazu herzugeben, ob sie gleich an dem Tage eine sehr ergiebige Ernte gehabt hatten, denn es war ihnen keine einzige Todsünde durch das Gehör gefahren, die nicht ihre Durchfahrt aufs theuerste bezahlt hatte.

Der Pfarrer Feuerstein nahm grosses Aergerniß an dieser Hartherzigkeit. Wie würde ihm vollends geworden seyn, wenn er, wie ich, ein Augenzeuge von dem niederträchtigen Streich gewesen wäre, der einem armen unglücklichen Mann begegnete, der sich unglücklicherweise einem von den Missionarien anvertraute. Dies war der Haushofmeister des Eigenthümers von Schmutzenbruck, des Herrn von Rinnsaal. Dieser Mann, der seit zwanzig Jahren das Vermögen seines

Herrn

Herrn unter Händen gehabt, hatte dieselben nicht allerdings so verwaltet, daß er nicht manche Gewissensbisse darüber empfunden hätte. Die Anwesenheit der Mißion hatte sein Gewissen vollends in Aufruhr gebracht. Sonderbar genug, daß Gott sich so elender Werkzeuge bediente, ein Herz zu rühren! Allein in seinen Händen wird auch das verwerflichste brauchbar, und die nichtswürdigsten Werkzeuge müssen zur Ausführung seiner grossen Absichten dienen. Dies war hier der Fall mit unsern Mönchen.

Der Haushofmeister, der die Mönche aufsuchte, wandte sich an mich, als an die erste Person, die ihm im Hause aufstieß, und bat mich, ihn zu einem von den Mißionarien hinzuweisen, den er mir nannte. Aus seiner reuigen Miene, aus dem Amte, welches er bekleidete, und hauptsächlich aus seinen bis zum Strotzen angefüllten Taschen, schloß ich, daß hier die Rede von einer Erstattung seyn würde. Ich führte ihn in ein Zimmer, dem diese geistliche Komödianten den Namen der Rechenkammer beygelegt hatten, und wo sie eben den Gewinnst des Tages unter sich theilten. Sobald sie uns gewahr wurden, kam der Mönch, welchen der Haushofmeister sprechen wollte, demselben entgegen, und führte ihn in die nächste Kammer, um sich mit ihm zu besprechen, und schloß die Thüre hinter sich zu.

Ich war zu neugierig, und kannte die Mönche zu gut, um die Gelegenheit nicht zu benutzen, ein Zeuge dieses geheimen Auftritts zu seyn. Ich schlich mich also, so sacht als möglich, in meine Kammer, die von

jener Kammer nur durch eine dünne Breterwand abgesondert war, durch welche man alles, was vorging, deutlich hören und sogar sehen konnte. Alles ging so, wie ich es voraus gesehen hatte. Der Haushofmeister zog gleich vier Beutel mit Gold aus den Taschen, überreichte sie dem Mönch, und warf sich demselben zu Füßen. Die Strenge des Mißionars ging sichtbar in Sanftmuth über, sobald er dies reizende Metall erblickte, welches ihm doch nur als eine Beylage zur einstweiligen Verwahrung anvertrauet ward; denn der Haushofmeister bat ihn, diese Summe unverzüglich seinem Herrn zuzustellen, jedoch so, daß der Herr nicht erführe, wo dieselbe herkäme. Der Mönch versprachs; und entließ ihn, nach einer kurzen Ermahnung, hinkünftig sich mehrerer Treue zu befleißigen, mit einem Herzen, das eben so erleichtert schien, als seine Taschen.

Bis dahin ging alles gut; allein ich vermuthete bald, daß der Geiz den Mißionar nicht bis ans Ende auf dem rechten Wege würde bleiben lassen. Er kam würklich gleich wieder in die Kammer zurück, schüttete die Beutel aus, und überzählte den Inhalt derselben. Der Anblick des Goldes, das er mit gierigen Augen betrachtete, setzte ihn in eine Art von Entzückung, die ihm nicht zuließ zu bedenken, daß er hier so leicht behorcht werden könnte. Hier wär ein schöner Schnitt zu machen! rief er in seiner Entzückung aus. Zwölfhundert Souverains! Das würde uns armen Klosterbrüdern herrlich zu Statten kommen! Kein Advent, keine Fasten, keine Mißion kann uns eine bessere Ernte gewähren. Warum sollten wir uns diese Gelegenheit nicht

nicht zu Nutze machen? Der Herr von Rinnsaal, dem man das Geld wieder geben will, bedarf desselben nicht, denn man sieht seinem Hauswesen nicht den mindesten Mangel an. Ueberdies gehört ja diese Summe ganz eigentlich zu seinem Ueberflusse. Da nun jedermann verbunden ist, seinen Ueberfluß den Armen zu geben, so folgt daraus, daß er die Erstattung nicht einmal mit gutem Gewissen annehmen könnte. Uns, uns gehört also diese Summe, uns den ersten Armen des Erdbodens. Busenbaum hat auch den Fall ganz deutlich entschieden.

Diesem herrlichen Schlußgebäude zu Folge, ergriff der Mönch die Beutel, um sie in die Rechenkammer zu tragen, als er plötzlich stutzte . . . . . Aber warum soll ich den Fund mit meinen Kameraden theilen? Was haben die für Recht dazu? Habe ich denn den schönen Fischzug nicht einzig und allein meiner Geschicklichkeit zu danken? . . . . Ja, wir sind aber einig geworden, als wir ausreißten, Gutes und Böses treulich mit einander zu theilen . . . . Indessen wäre es doch unbillig, wenn ich in dieser Sache nicht etwas vor den andern voraus haben sollte. Da! das ist für meine Mühe. Mit den Worten schloß er zween Beutel in seinen Kasten, und trug die andern beyden in die Rechenkammer, um dieselben mit seinen Gefährten zu theilen.

Nachdem diese andächtige Beutelschneider ihren Raub getheilt hatten, kamen sie zu uns in den Saal, wo der Herr von Rinnsaal, und seine ganze Gesellschaft, die der Pfarrer zum Abendessen gebeten hatte,

sich mit Spielen beschäftigte. Die Damen spielten wieder eben so unglücklich, als Tages vorher. Dies erregte die Neigung zum Spiel bey unsern Mißionarien, die sich nun selbst dazu anboten. Die Damen wollten sich anfänglich nicht mit ihnen einlassen, willigten aber doch endlich darein, und nun kehrte sich das Blatt um, sobald die Mönche angefangen hatten, zu spielen.

Die geistlichen Beutel wurden garstig geschröpft. Die Mönche behielten sich die Genugthuung nach dem Abendessen vor, und das Spiel ging also nach der Tafel von neuem an. Ihr Unstern fuhr fort, sie zu verfolgen, und da sie hartnäckig wurden, und ihr Glück erzwingen wollten, so verspielten sie all ihr Geld, und sogar die Summe, die ihnen zur Wiedererstattung an den rechten Eigenthümer derselben, den Herrn von Rinnsaal anvertraut worden war, worauf die Gesellschaft aufbrach, und sich jedermann zur Ruhe verfügte.

Dreyzehntes Kapitel.

Oheim Franz kommt an. Neue Bosheit des Paters Heltenschweler, die für ihn übel abläuft. Oheim Franz verwünscht die Mönche und ihren Ablaß.

Den folgenden Morgen weckte mich das Geläut aller Glocken, die ich von ganzem Herzen verwünschte. Da ich nicht Willens war, der allgemeinen Kommunion beyzuwohnen, welche das Geläut dem Volke ankündigte, so hatte ich darauf gerechnet, mich von den Ermüdun-

müdungen des vorigen Tages und eines Theils der Nacht auszuruhen; das war aber nun nicht mehr möglich. Ich stand also auf, und ging in den Saal, wo ich angenehm überrascht ward, meinen Oheim Franz vorzufinden. Seine Freude, mich zu sehn, war nicht geringe, weil er meinetwegen sich sehr beunruhigt hatte. Die Ursach seiner Unruh war ein neuer Auftritt, der sich in dem Orte zugetragen, wo ich so unvermuthet den Pater Heltenschweler mit dem Fräulein von Kerzenstein angetroffen hatte, und der einen auffallenden Beweis giebt, wie weit die Bosheit und Niederträchtigkeit eines Mönchs gehn kann.

Kaum eine Stunde, nachdem ich mit dem Fräulein und Praunsweiler das Wirthshaus verlassen hatte, ward dasselbe von der Policeywache besetzt, die der Pater Heltenschweler anführte. Sie griffen den Wirth, und drohten, ihn ins Gefängniß zu schleppen, wenn er ihnen nicht augenblicklich zween Kavaliere und einen Einsiedler auslieferte, welche in seinem Hause gespeißt hätten. Der Wirth antwortete ihnen ganz unerschrocken, den einen Kavalier hätten sie ja schon, indem er auf den Pater Heltenschweler wies. Die andern könnte er ihnen so leicht nicht nachweisen, als diesen, weil sie bereits abgereist wären, ohne ihm bekannt zu machen, welchen Weg sie zu nehmen gedächten.

Der Policeykommissar, der dies für eine Ausflucht des Wirths hielt, übergab denselben zween Policeydienern zur Aufsicht, und durchsuchte mit den übrigen das Haus von oben bis unten. Sie fanden nicht,

was sie suchten, welches ihnen um so empfindlicher war, weil Heltenschweler, um ihnen Muth zu machen, ihnen gesagt hatte, daß wir viel Geld bey uns hätten. Sie kamen also voll Zorn zum Wirth zurück, dem sie Furcht einzujagen versuchten, und drohten, ihn bey dem Ordinariate anzugeben, daß er Ketzer beherbergte, die eine Nonne entführt hätten.

Das hätten Sie mir gleich Anfangs sagen sollen, versetzte der Wirth ziemlich ruhig, so hätten Sie sich viel Mühe ersparen können, und ich würde Ihnen augenblicklich nachgewiesen haben, was Sie suchen. Der da ist Ihr Mann, fuhr er fort, und zeigte auf den Heltenschweler, und ich muß Ihnen nur sagen, daß dieser saubere Kavalier, der die Nonnenentführung auf die Rechnung anderer Leute zu schieben sucht, selbst ein verkappter Mönch ist, der vermuthlich, aus Verzweiflung, die Früchte seines Verbrechens nicht genießen zu können, diejenigen ins Unglück bringen will, die ihn an der Ausführung seines Schelmenstreichs gehindert haben. Er ist der erste, der mit der Nonne hier ankam, die er eben so verkleidet hatte, als sich selbst. Die beyden andern Herrn, die Sie suchen, kamen nur zufälligerweise hinzu, und langten lange nach ihm und zu ganz verschiedenen Stunden hier an. Sie haben hier gespeißt, und sind nachher mit der Nonne weggefahren, ich weiß aber nicht, welchen Weg sie genommen haben. Alles, was ich nur so von ungefähr gehört habe, ist, daß sie dieselbe zu einer frommen und tugendhaften Dame bringen wollen, die sie ihren Verwandten wieder zustellen soll.

Die

Die sichtbare Verlegenheit, worin der Pater Heltenschweler bey dieser Erzählung gerieth, brachte den Policeykommissar auf den Argwohn, daß er wohl selbst der Urheber des Verbrechens seyn könnte, welches er am andern geahndet wissen wollte. Er ließ ihn also vestnehmen, und seine Taschen durchsuchen. Man fand viel gemünztes Gold in seinen Taschen, welches diese Handlanger der Gerechtigkeit ohne weitere Untersuchung für gute Prise erklärten. Auch sein Taschenbuch ward durchsucht, in der Hoffnung, etwan einige Wechsel darinnen zu finden. Man fand aber nur zween Zettel darinnen, einen von der angeblichen Frau von Waldrink, worin diese fromme Dame sich anheischig machte, ihm die Nonne, in die er verliebt wäre, in die Hände zu spielen, und einen andern von einem aus dem Kloster entlaufenen Mönch, der nach München geflüchtet war, und ihm meldete, daß er schon ein Quartier für ihn und für seine Liebste gemiethet hätte.

Diese Beweise waren eben nicht zweydeutig, indessen wollte der Policeykommissar damit noch nicht zufrieden seyn. Er wünschte, noch mehrere Verbrechen des Mönchs zu entdecken, oder vielmehr sich dabey zu bereichern. Er lief also mit seinen Helfershelfern zu dem Wagen des Mönchs, um Kuffer und Felleisen zu durchsuchen. Hier fanden sie noch viele Beutel voll Dukaten, und eine Menge Kelche und andere heilige Gefäße, die der Spitzbube in Stücken gebrochen hatte. Die Dukaten wurden augenblicklich ausgeschüttet, und unter die geschickten Visitatoren vertheilt. Gern hätten sie auch die heiligen Gefäße geschluckt, wenn sie

nicht die Furcht, sich eines Kirchenraubes theilhaftig zu machen, und vielleicht noch mehr die Furcht vor dem Bischofsgerichte, zurückgehaltten hätte. Sie nahmen sie also nur in Beschlag, als unumstößliche Beweise von der meineydigen Flucht und dem Verbrechen des Mönchs, den sie, an Händen und Füßen gefesselt, nach Klosterneuburg ins Gefängniß schleppten.

Franzel, der diesen Auftritt angesehen, hatte davon einen solchen Schreck bekommen, daß er mit verhängten Zügeln zu meinem Oheim zurückgejagt und demselben diese Neuigkeit hinterbracht hatte. Man kann sich leicht vorstellen, wie unruhig dieser war, da er in vierzehn Tagen keine Nachricht von mir bekam. Aus meinem Stillschweigen schloß er, daß ich gleichfalls der Policey in die Hände gefallen wäre, und um die rechte Wahrheit zu erfahren, hatte er sich endlich selbst nach Schmutzenbruck auf den Weg gemacht. Seine Freude war unbeschreiblich, als er vernahm, wie geschickt ich mich aus diesem Handel herausgewickelt hatte. Der Herr Pfarrer Feuerstein gab den Antheil, den er an dieser Freude nahm, durch ein herrliches Frühstück zu erkennen, das er auftragen ließ. Da er hierbey nicht Wirth seyn konnte, weil er diesen Tag ein Hochamt zu halten hatte, vor welchem noch einer der Mönche eine Predigt halten sollte; so begnügte er sich, ihn zum Essen und Trinken bestens zu ermahnen, und bat mich, unterdessen seine Stelle zu vertreten.

Oheim Franz war eben nicht sonderlich darauf erpicht, einem Hochamt beyzuwohnen, und ich hatte deren seit kurzem so viele Predigten gehört, daß ichs

herz=

herzlich überdrüßig war. Wir ließen also den Pfarrer sein Amt halten, und den Mißionar predigen, und blieben am Tische sitzen, wo wir in ihrem Namen Kräfte sammelten. Wir konnten dies aber nicht so lange fortsetzen, als er es wohl gewünscht hätte; denn alle Bediente waren in die Kirche gelaufen, wo heut außerordentlicher Ablaß ertheilt ward, und einer davon hatte aus Unachtsamkeit den Kellerschlüssel mitgenommen, so daß wir uns mit den sechs Flaschen Wein begnügen mußten, die man für uns auf den Schenktisch gesetzt hatte. Oheim Franz, der in den Geschmack gekommen war, erboßte sich ungemein über diesen Unfall, und fluchte auf die Mißionarien, und auf ihren Ablaß, den er, wie er sagte, für ein halb Maaß Wein von Herzen gern weggeben wollte.

Um ihn zu besänftigen, that ich ihm den Vorschlag, mit mir nach der Kirche zu gehn, wo wir vielleicht den Bedienten auffinden würden, der den Kellerschlüssel mitgenommen. Die Trinkbegier that bey dem guten Herrn, was die Andacht nicht vermocht hatte, — er erhob sich von der Tafel und wir gingen nach der Kirche.

Kaum waren wir auf die Gasse getreten, als wir einen der Mißionarien mit solchem Eifer gegen die Sünde predigen hörten, daß er kirschbraun im Gesicht ward. Gott behüte! rief mein Oheim, ich glaube, es regnet hier Predigten und Prediger. Wenn es lieber Wein regnete! das wäre gescheiter. Was zum Teufel! kann denn das alles frommen? Eure Bauern werden dadurch nicht um ein Haar besser werden.

Das ist wohl möglich, erwiederte ich, aber es ist auch hier nicht die Rede von den Seelen der Bauern, sondern von den Seelen der Mönche, und da frommt es augenscheinlich. Das wissen diese Apostolische Taschenspieler wohl, und haben die Einträglichkeit ihrer andächtigen Alfanzereyen aus der Erfahrung kennen gelernt.

Ich erzählte hierauf meinem Oheim, was diese scheinheilige Betrüger für Fratzen angestellt, und was sie für Beutelschneiderstreiche gespielt hätten; wie sie aber auch davor den Abend vorher von den vier Buhlschwestern gerupft worden, welches alles meinen Oheim unendlich belustigte.

Vierzehntes Kapitel.

Ein Mißionar predigt auf einem Bauerwagen. Große Proceßion. Die Jungferschaft der Magdalena verursacht eine allgemeine Schlägeren.

Mein Oheim bestand nun zwar darauf, in die Kirche zu gehn, um den Kellerschlüssel habhaft zu werden; die Kirche war aber so voll Menschen, daß sie auswendig rings um die Kirche zehn Mann hoch standen. Einen solchen Zulauf von Menschen hatt ich noch niemals gesehn. Der große Platz vor der Kirche konnte die Menge kaum fassen. Einer von den Mönchen, der sich zur Kirche hinausgedrängt hatte, um Stille für seinen Mitbruder zu erbitten, der in der Kirche predigte, und, wie er sich ausdrückte, seine eigne Predigt nicht

nicht verstehen konnte, erstaunte ob der Menge heilsbegieriger Seelen, die mit bloßem Haupte und aufgesperrten Mäulern nach dem Manna lechzten, das ihren glücklichern Mitbrüdern im Tempel so reichlich zu Theil ward.

Dies Schauspiel fachte seinen apostolischen Eifer an; und da es einmahl unmöglich war, daß diese Menge hören konnte, was der Prediger in der Kirche sagte, so kam er auf den Einfall, derselben selbst etwas vorzupredigen. Er stieg zu dem Ende auf einen Bauerwagen, der zufälligerweise vor ihm stand. Ein Bauer, der hier durchfahren wollte, hatte seinen Sohn zur Aufsicht bey den Wagen gestellt, er selbst aber war in die Kirche hineingegangen, um so bey der Durchreise den Ablaß mitzunehmen.

Auf diesem Wagen nun, den er für eine seiner Beredsamkeit würdige Bühne hielt, fing der Mönch an, über das zweyte Gebot zu predigen. Nach einem Eingange aus dem Stegreif zeigte er, wie sehr sich diejenigen versündigten, die den Namen Gottes unnützlich führten, worauf er zu der so sehr eingerissenen Gewohnheit des Fluchens überging, und sich besonders über das Fluchen der Fuhrleute ausbreitete, von deren Lieblingsflüchen er ein so vollständiges Register hersagte, daß man in die Versuchung gerathen mußte, zu glauben, daß er selbst ein Karrenführer, oder wenigstens ein Stallknecht, gewesen wäre.

Die Hitze, womit er sich gegen diese Gattung von Sünden ereiferte, hätte ihm, bey einem Haare, das Leben gekostet. Denn die Pferde, welche vor den

Wagen gespannt waren, wurden vor den Flüchen scheu, und glaubten schon, ein halbes Dutzend Pferdeknechte hinter sich zu haben, so daß sie auf der Stelle im Gallop fortliefen, und den Wagen nebst dem Prediger mitten in seiner erbaulichen Predigt dahin rissen.

Die Umstehenden waren über diesen Vorfall so bestürzt, daß auch nicht einer zu Hülfe sprang, obgleich der Mönch schrie, als wenn er gespießt würde. Sein Geschrey machte die Pferde noch wilder, die, als sie keinen Führer merkten, sich auch nicht mehr um den gebahnten Weg bekümmerten. Sichtbar vermehrte sich die Angst des Mönchs, der sich aus allen Kräften an die Leitern des Wagens anklammerte. Aber auch dieses Hülfsmittels mußte er sich entschlagen, weil er sahe, daß die Pferde gerade auf einen mächtigen Feldstein zurannten, der vor ihnen lag. Die Furcht, mit dem Wagen zugleich zertrümmert zu werden, gab dem Mönch den Gedanken ein, sich in eine Pfütze zu retten, die zu seinem Glück in der Nähe war. Er sprang also vom Wagen, und fiel so unsanft in die Kothlache, daß er bis an den Bart untertauchte, welches ihm das Zischen und Hohngelächter desselben Pöbels zuzog, der wenige Augenblicke zuvor seine Beredsamkeit mit offenem Maule bewundert hatte.

Dieser komische Auftritt belustigte meinen Oheim so sehr, daß er gar nicht mehr an sein Trinken dachte. Ihm ward aber auch, die Wahrheit zu sagen, nicht Zeit gelassen, daran zu denken; denn kaum war dieser Auftritt geendigt, als die Mönche uns schon ein anderes Schauspiel gaben, das zwar anfänglich ernsthafter

zu seyn schien, dessen Katastrophe aber eben so belustigend ausfiel.

Dies war eine feyerliche und so wohl angeordnete Proceßion, daß ich glaube, daß sie dieselbe Tages vorher im Beichtstuhl abgeredet und angeordnet hatten. Der ganze zahlreiche Zug war in vier Klassen abgetheilt, wovon die Jungfern die erste Klasse ausmachten. Nie habe ich so viel Jungfern auf einem Fleck beysammen gesehn, obgleich kein Dorf in der Welt vielleicht weniger Jungfern aufzuweisen hatte, als Schmutzenbruck. Die verheyratheten Weiber machten die zwote, die Junggesellen die dritte, und die Büßenden endlich die vierte Klasse aus. Diese lezte war bey weitem die kleinste.

Die Jungfernklasse ward von einer der Damen angeführt, welche Abends vorher unsere Mißionarien so wacker gerupft hatte. Sie trug das Kreuz und hatte ihre beyde Gefährtinnen zur Seite, deren jede einen Leuchter mit einer Wachskerze trug. Ob sie gleich alle ihre Künste angewandt und die schönsten Farben aufgelegt hatten, um in die Augen zu fallen, so schienen sie mir doch nicht so munter auszusehn, als gewöhnlich. Ich schrieb dies ihrer Andacht zu; erfuhr aber gleich nachher, daß sie auf dem Ball, den der Herr von Rinnsaal ihnen gegeben, die ganze Nacht bis an den hellen Tag getanzt hatten.

Ich konnte nicht umhin, über ein so widersinniges Leben einige Betrachtungen anzustellen. Wie ist es möglich, dacht' ich, daß man so von einem äußer-

sten auf das andere verfallen, oder vielmehr sich einkommen lassen kann, so widersprechende Dinge so nahe mit einander zu verbinden? Es ist gewiß, daß dergleichen Gedanken nur in einem Weiberkopf oder in einem Mönchsgehirn aufsteigen können. Der Geist der Kleinigkeit und des Widerspruchs, der die ersten belebt, und der schmutzige Eigennuz, der die lezten beherrscht, kann nur ganz allein so widersinnige Würkungen hervorbringen.

Die Frau Räthinn Riemold führte die Klasse der verheyratheten Frauen an. Ob sie sich gleich nur an der Spitze eines Haufens von Bauerweibern befand, so trat sie doch so stolz daher, als ein Bischof in partibus, der einen Haufen junger Mißionskandidaten in Proceßion zur Priesterweyhe führt. Noch muß ich erinnern, daß die Mönche, um dem Schauspiel mehr Abwechslung zu geben, die Ordnung der Klassen verändert hatten, so daß die Junggesellen unmittelbar auf die Jungfern folgten, und die verheyratheten Frauen zwischen diesen und den Büßenden gingen. Nach den leztern folgten zwölf baumstarke Kerln, welche ein großes auf Walzen gelegtes Kreuz schleppten, das beynahe dreyßig Fuß lang war. Da das Kreuz ungeheuer schwer war, so mußten diese Leute oft loß laßen, um sich zu erhohlen. Alsdann drängte sich ein jeder hinzu, um das Seil zu faßen, mit welcher verdienstlichen Handlung eine Menge Ablaß verbunden war. Auf die lange Maschine folgte der Pfarrer Feuerstein, der wie ein Prälat einhertrat und dieses sinnbildliche Werkzeug unsers Heils mit den Fingerspitzen berührte.

Ob gleich dieser Aufzug eben nichts sehr erbauliches an sich hatte, so machte derselbe doch, durch das Außerordentliche selbst, die Andacht meines Oheims rege, der weibisch genug dachte, sich von den Blendungen einer bloßen Mummerey hinreissen zu laßen. Er folgte also der Proceßion und ich schlenderte aus Gefälligkeit mit. Ich hatte auch nicht Ursach, diese Höflichkeit zu bereuen, denn ich bekam dadurch ein Schauspiel zu sehn, das einzig in seiner Art war, und wovon ich hier eine getreue Schilderung zu entwerfen versuchen will.

Als die Proceßion auf den verabredeten Platz angekommen, welches der höchste Ort im Dorfe war, so kam es nun darauf an, das erwehnte Kreuz daselbst aufzurichten. Diese mühsame Ehre kam natürlicherweise den Mannsleuten zu; allein die Jungfern und Frauen wollten ihren Eifer recht sehen lassen, und baten sich also diese Arbeit aus. Die Mönche, die immer für das schöne Geschlecht partheyisch sind, bewilligten die Bitte. Die Frauenzimmer theilten also die Schaufeln und Hacken, welche gleichfalls aufzugsweise von Knaben herbeygebracht wurden, unter sich, und machten ein grosses Loch, wo das Kreuz stehen sollte. Als man aber dasselbe aufrichten wollte, entstand plözlich ein Streit darüber.

Die Jungfern, die in grosser Anzahl zugegen waren, wollten diese Ehre ganz allein behaupten; die Frauen aber verlangten diesen Vorzug, als eine Sache, die ihnen von rechtswegen gebührte. Die ersten führten vor sich an, daß sie, vermöge ihrer Jungferschaft, ein

ein unwidersprechliches Recht hätten, dergleichen Vorzug zu verlangen, den ihnen Gott selbst dadurch zuerkannt hätte, daß der Evangelist Johannes und die Jungfern Maria und Magdalena der Kreuzigung des Erlösers beygewohnt und denselben nicht verlassen hätten, so lange derselbe am Kreuz gehangen. Die lezten behaupteten dagegen, daß gerade diese Gründe ihr Recht bestätigten, weil heilige Weiber, diese Ehre gehabt hätten. Denn Maria wäre Jungfer und Frau zu gleicher Zeit gewesen; Magdalena aber wäre zwar ein Mädchen gewesen, indessen wüßte doch jedermann, daß sie sich nicht unter die Jungfern zählen könnte.

Diese Gründe waren stark; denn sie waren wahr. Sie würden auch ohne Zweifel von den Mönchen dafür erkannt worden seyn, wenn nicht die Dirne, welche die Magdalena vorstellte, dem Urtheil derselben vorgegriffen hätte. Diese zog nemlich dasjenige auf sich, was man so eben von jener heiligen Sünderinn gesagt hatte, und gab der Frau, aus deren Munde der böse Leumund wider die erste der Magdalenen gekommen war, eine derbe Maulschelle. Diese, die nichts weniger als sanftmüthig war, erwiederte nicht allein die erhaltene Ohrfeige mit doppelten Wucher, sondern faßte auch die Magdalena bey ihren langen Haaren, die sie sehr unsanft auskämmte.

Die Jungfern, die ihre Magdalena so übel zerzausen sahen, liefen nun alle herbey, um sie aus den Klauen des Weibes zu retten, dem von der andern Seite wieder alle Weiber zu Hülfe eilten, so daß die-

ser Schauplaz der Andacht sich augenblicklich in eine Bühne der Zwietracht verwandelte, wo hundert Hau- ben und Kappen umherflogen, Faustschläge bey tau- senden ausgetheilt wurden, und Mädgen und Wei- ber einander die Haare ausrauften.

Der Pfarrer, die Mönche und mein Oheim selbst, mischten sich in das Gedränge, um diese heilige Furien aus einander zu bringen, verloren aber dabey, der eine seine Sammtkappe, der andre seine Kutte, die- ser seine Stola, jener sein Skapulier und gewannen dafür Beulen und Schrammen. Es war nicht mög- lich diesem Schauspiel ohne Lachen zuzusehn. Das lustigste dabey war, daß von den anwesenden zahlrei- chen Mannsleuten nicht ein einziger daran dachte, die Kämpferinnen aus einander zu bringen. Der Faust- krieg wäre am Ende vermuthlich noch allgemein ge- worden, wenn die Mönche, die kein ander Mittel sahen, den Frieden herzustellen, nicht den Ueberrest der Proceßion wieder zurückgeführt hätten. Sie liessen also ihr Kreuz, nebst den balgenden Heldinnen zurück, und nahmen ihren Rückzug so gut sie konnten.

Ich blieb noch da, um das Ende des Kampfes abzuwarten, der noch einige Zeit dauerte, worauf ich mich in die Kirche zu meinem Oheim verfügte Es ward daselbst ein Hochamt gehalten, wobey wie mir der Küßer erzählte, fünftausend siebenhundert und drey und achtzig Menschen das Abendmahl empfingen. Nach dieser erbaulichen Ceremonie, die sich freylich zu dem ganzen vorigen Auftritte sehr schlecht paßte, ent- ließen die Mönche die Gemeinde und luden uns

auf

auf den Nachmittag zu einer Konferenz ein, wobey wir Dinge sehn würden, die noch Niemand jemals gesehn oder gehört hätte.

Funfzehntes Kapitel.

Neue Erfindung der Mißionaren, Geld zu schneiden. Brüderschaft vom heiligen Stall. Ankunft zweener Pilger.

Ich wollte nun mit meinem Oheim nach Hause gehn; wir fanden uns aber durch eine Menge Volks eingesperrt, welche die Kirchthür gleichsam belagert hielt. Als wir uns nach der Ursach dieses Gedränges erkundigten, erfuhren wir, daß da ein Mann wäre, der kleine Schaumünzen verkaufte, welche, wie er versicherte, die Kraft hätten, vergangene, gegenwärtige und zukünftige Krankheiten zu heilen. Schön! dacht ich, das ist wieder ein neuer Kniff unsrer Mönche, das arme Volk um Geld zu prellen. Sie waren es auch wirklich, welche die Schaumünzen verkaufen ließen. Ich drängte mich durch das Volk, um den Marktschreyer zu hören, der diese Münzen aus allen Kräften anpries. Er stand auf einer kleinen Erhöhung von Brettern, versicherte, daß er eben jetzo gerade aus Jerusalem käme und legte seinen geweyhten Schnurrpfeifereyen alle mögliche Eigenschaften bey. Er hatte dergleichen von verschiedener Grösse und zu jedem Preise; folglich waren auch nicht alle gleich kräftig. Ihre Würksamkeit stand mit ihrem Preise in Verhältniß. Eine Münze nehmlich, die

mit

mit zwölf Kaysergroschen bezahlt ward, konnte nicht so viel Wunder würken, als eine größere, wofür sie sich drey Kaysergulden bezahlen ließen; und so fort.

Diesem Ausrufer war noch ein andrer Kerl beygesellt, welcher ein großes Register, oder Stammbuch, vor sich hatte, worinn er die Nahmen aller derjenigen verzeichnete, die sich in eine neue Brüderschaft begeben wollten, welche die Kapuziner zu Jerusalem, dem heiligen Stall zu Ehren, gestiftet hätten. Der Eintritt kostete nicht mehr, als sechs Gulden, und zwar ein für allemal, wogegen für jedes Mitglied der Brüderschaft täglich eine Messe gelesen würde; einen wohlfeileren Kauf könnte doch wohl Niemand erdenken — u. s. w. Auch ließ das Volk sich haufenweise einschreiben. Mein Oheim, der gern alle Gelegenheiten ergriff, sich von Lesung einer Messe loszumachen, fand diesen Kauf in der That sehr wohlfeil, und trat also gleichfalls hinzu, um sich einschreiben zu lassen; man reichte ihm aber aus Höflichkeit das Buch hin, um seinen Nachmen selbst einzuschreiben.

Seine Einfalt bewog mich zum Mitleiden, gab mir aber Gelegenheit, das Register durchzublättern. Ich fand in demselben die Nahmen von etwa neun bis zehntausend Personen, die sich in diese Schattenbrüderschaft einschreiben lassen, und fast alle ein Kreuz eingekauft hatten. Man denke, was das den Marktschreyern für Geld eingetragen habe. Ich fragte den einen, ob denn ihre Brüderschaft auch ächt wäre? Er verwies mich auf die Bestätigungs-

bulle

bulle und andere Zeugnisse, die ich vorn an der Spitze des Registers finden würde. Ich sahe also danach und fand meinen Argwohn gegründet. Es war nehmlich eine in höchst elendem Latein abgefaßte Bulle, die unsere Mißionarien selbst geschmiedet und auch die Unterschriften gemacht, wobey sie bloß ihre Hand ein wenig verstellt hatten.

Ich konnte mich unmöglich des Lachens enthalten, als ich die prächtigen Titel sah, die sich die demüthigen Mönche beygelegt hatten. Der eine prangte als Kardinalpriester; der andre als Erzbischof; der dritte als apostolischer Nuncius; der demüthigste endlich hatte sich mit der Würde eines Bischofs in partibus infidelium begnügt.

Ich gerieth in Versuchung, mich dieses Beweises ihrer Eitelkeit und Betrügerey zu bemächtigen; fürchtete aber, daß ihre beyden Agenten mir den Pöbel auf den Hals hetzen mögten, der in dergleichen Narrenpossen keinen Spaß versteht, und begnügte mich also damit, daß ich es gesehn hatte, worauf ich mich mit meinem Oheim wieder zu unsern geistlichen Marktschreyern begab.

Sie saßen bereits in einer zahlreichen Gesellschaft bey der Tafel. Man sprach eben von der allgemeinen Kommunion, und von den herrlichen Früchten, die die Mißion an diesem Orte bringen würde. Sie haben ganz Recht, versezte ich, ich glaube, daß nie eine Mißion fruchtbringender gewesen ist, als diese, und wenn man so fortfährt, wie man angefangen hat, sich in den heiligen Stall hineinzudrängen, so

wird

wird derselbe bald zu enge werden. Dank sey es den Hochwürdigen Eminenzen, dem Herrn Erzbischof von Ancona, dem Herrn Kardinal Dentrolupi, dem Herrn Nuncius von Konstantinopel und dem Herrn Bischof von Nazareth — die Einnahme wird gut seyn, und keine Mißion wird sich eines solchen Ertrages rühmen können.

Die betroffenen Mönche stutzten nicht wenig, sich bey den Titeln nennen zu hören, die sie sich in der selbst geschmiedeten Konfirmationsbulle beygelegt hatten. Ich hatte mir indessen, um mich gegen den Vorwurf der Ketzerey sicher zu stellen, womit dergleichen Leute gar zu gern diejenigen anzuschwärzen suchen, welche ihren andächtigen Scharlatanerien nicht uneingeschränkt beypflichten, sowohl wie mein Oheim, eine von den kleinen Schaumünzen um den Hals gehangen, die wir beyde, aus sehr verschiedenen Bewegungsgrüngen, gekauft hatten. Der Pfarrer war davon sehr erbaut; die Mönche aber wußten nicht, wie sie dieses Beginnen, mit demjenigen zusammen reimen sollten, was ich so eben von ihrer neuen Brüderschaft gesagt hatte.

Sie stellten sich also, als ob sie mich nicht verstanden hätten, und fingen an, von gleichgültigen Dingen zu reden. Mir war das recht lieb; denn ich fürchtete, dasjenige, was ich gesagt hatte, mögte uns um das Schauspiel bringen, das sie uns auf diesen Nachmittag angekündigt hatten. Um dasselbe nicht zu versäumen, stand ich, vor aufgehobner Tafel, auf, um zu rechter Zeit in die Kirche zu kommen.

men. Sobald ich aus dem Hause herausgetreten war, begegneten mir zween Pilgrimme, die mich sehr höflich um ein Allmosen baten.

Ihr edler Gang, ihre Artigkeit und eine gewisse Würde in ihrem ganzen Betragen, zeigte, daß sie nicht von der Art Leute waren, welche aus dem Umherstreifen ein Handwerk machen, und unter Pilgerskleidern die Einfalt des leichtgläubigen Pöbels benutzen. So sehr ich auch in die Kirche eilen wollte, that ich doch einige Fragen an sie, die sie mit einer, bey solchen Leuten ungewöhnlichen, Höflichkeit beantworteten. Mit Vergnügen hört ich ihnen zu und mit noch grössern Vergnügen betrachtete ich den jüngsten von ihnen, der nicht älter seyn mogte, als siebzehn, oder höchstens achtzehn, Jahr.

Seine Schönheit und hauptsächlich seine große Sittsamkeit, brachte mich auf den Verdacht, daß diese Verkleidung wohl ein Geheimniß zum Grunde haben könnte, und daß diese beyde Personen ganz andre Leute wären, als sie zu seyn schienen. Die Geschichte des Paters Heltenschweler und des Fräuleins Mariana fiel mir wieder ein, und ich stellte mir vor, daß dies wohl ein ähnlicher Auftritt seyn könnte. Um dahinter zu kommen, bat ich dieselben, einige Augenblicke zu verziehn, und gab vor, ich hätte, aus Unachtsamkeit, meinen Geldbeutel zu Hause vergessen.

Ich ging in den Saal zurück, wo ich unsere Mißionarien ersuchte, etwas für meine Pilgrimme zu thun. Sie entschuldigten sich mit ihrer äußersten

Armuth, und mit der Strenge ihrer Ordensregel, die ihnen, bey Strafe einer Todsünde, untersagte, Geld bey sich zu führen, folglich auch, irgend jemanden Geld zu geben. Hingegen versprachen sie, kräftig für dieselben zu beten, und boten sich an, ihnen ein Zeugniß ihrer katholischen Rechtgläubigkeit zu ertheilen, wenn ihnen damit gedient wäre.

Herr Feuerstein, an welchen ich nun meine Bitte wendete, machte zwar auch einige Schwürigkeiten, weil er sich aber vielleicht schämte, mir eine abschlägige Antwort, vielleicht auch sich des Herrn von Eisenbart erinnerte, und eine ähnliche Entwicklung, wie bey meinem Oheim befürchtete, so sagte er, ich mögte meine Pilgrimme hereinkommen lassen; er wollte ihnen zu essen geben.

Meine Pilgrimme gaben, nach einiger Weigerung, meinen Bitten nach und kamen in den Saal, wo sie von dem Herrn Pfarrer auf das höflichste empfangen und zum Niedersitzen bey der Tafel genöthigt wurden. Auf die Versicherung des Aeltern, daß sie bereits zu Mittag gegessen hätten, bat er dieselben, wenigstens einmahl zu trinken und sich auszuruhen. Während dieser Zeit bemerkte ich, daß unsere Mönche den jungen Pilger mit Verwunderung betrachteten, und ihm tausend schöne Sachen vorsagten. Dieser schlug, ohne ihnen zu antworten, sehr sittsam die Augen nieder und schien nicht einmahl zu hören, was sie sagten, welches ihre Verwunderung und ihre Neugier noch vermehrte.

Die Mönche waren inzwischen nicht die einzigen, welche die Ursach dieser Pilgrimschaft zu erfahren

 wünsch-

wünschten. Man konnte es dem Pfarrer und der ganzen übrigen Gesellschaft wohl an den Augen an- sehen, daß ihnen nichts angenehmers wiederfahren könnte, als wenn ihnen der eigentliche Grund dieser Wallfarth entdeckt würde. Der älteste Pilgrim er- klärte endlich, daß er wohl sähe, wie begierig die Gesellschaft wäre, etwas näheres von ihnen beyden zu erfahren, und er hielte es für eine Schuldigkeit, Leute zu willfahren, die sie so liebreich aufgenom- men hätten, und deren Stand ihm schon für ihre Verschwiegenheit bürgte. Wir versicherten ihn aus- drücklich, alles zu verschweigen, was er uns sagen würde; worauf er uns seine Geschichte folgendermassen erzählte.

Sechszehntes Kapitel.

Geschichte des Grafen von Spaltenheim. Pre- digt über die Unkeuschheit. Der Teufel er- scheint in der Kirche und macht der Mißion ein Ende.

Ich bin aus einer sehr alten Familie, im Kurfür- stenthum Trier, die ihnen allerseits bekannt seyn wird. Mein Vater, der Graf von Spaltenheim, dessen Schwester an den bekannten Grafen von Guevepra in Portugall, jetzigen Vicekönig von Brasilien, vermählt ist, zog sich, einiger unangenehmer Vorfälle wegen, in seinen besten Jahren, auf seine Güter zurück, wo er, fern von Geschäften, sich selbst und einigen ge- prüften Freunden lebte, und lieber in einem engern Würkungskreise nach Möglichkeit nützen, als in ei- nem

nem größern mit ewigen Hindernissen kämpfen wollte, die die besten Vorschläge vereitelten.

Seine vornehmste Sorge wandte er auf meine Erziehung. Ich war sein einziger Sohn, ein Sohn, in welchem er, mit Schmerz und Vergnügen, das Ebenbild seiner zärtlich geliebten Gemahlinn erblickte, die frühzeitig gestorben war. Um Sie nicht unnöthig mit weitläuftigen Erzählungen zu ermüden, will ich über die Jahre meiner ersten Jugend wegeilen und nur kurz sagen, daß die Bemühungen meines Vaters und der Lehrer, die er sich beygesellte, an mir nicht fruchtlos waren. Ich wußte frühzeitig alles, was einem jungen Kavalier zu wissen nöthig und nützlich seyn kann, und die vollkommene Weltkenntniß meines Vaters ersezte mir, was mir noch an eigner Erfahrung abging. Die Geselligkeit und der angenehme Umgang meines Vaters, der dabey auf eine edle Art gastfrey war, machte unser Haus zum Sammelplatz alles dessen, was in unsrer Gegend einen Anspruch auf Artigkeit und Geschmack an den Wissenschaften machte. Mein gefühlvolles Herz ließ mich nicht ungeahndet so viel junge Schönheiten sehn, und erklärte sich bald für eine davon so entscheidend, daß ich bald für die andern keine Augen mehr hatte. Dies war die Tochter der verwittweten Gräfinn von Mattenbrunn, die in unsrer Nachbarschaft wohnte, und mit welcher wir oft in Gesellschaft waren. Meine Liebe blieb ihr nicht lange verborgen, und wir schlossen ein Herzensbündniß, das um so dauerhafter war, da es sich auf wechselseitige Achtung gründete. Ich übergehe alle die einzelnen Umstände, da sie theils

nichts auszeichnendes haben, theils auch mein Endzweck hier nur dahin geht, Ihnen von dem Bewegungsgrund meiner jetzigen Wallfarth Rechenschaft zu geben.

Der Tod meines Vaters sezte mich in den Besitz ansehnlicher Güter, und da er selbst auf dem Todbette mich aufgemuntert hatte, mich bald zu vermählen, und meine Wahl vorzüglich auf das Fräulein von Mattenbrunn zu richten, so verband ich mich mit derselben, so bald ich von den Gütern Besitz genommen hatte. Nichts war mit meinem Glück, bey dem Besitz einer so liebenswürdigen Gemahlinn, zu vergleichen. Aber ach! diese Freude dauerte nicht lange. Das erste Pfand unsrer keuschen Liebe, eine liebenswürdige Tochter, kostete meiner Gemahlinn, nicht lange nach der Entbindung, das Leben........ Ein Strom von Thränen hinderte den Grafen, weiter zu reden. Wir waren alle äußerst gerührt. Seine Erzählung war so ungekünstelt, und sein Schmerz so wahr!

Die Mönche waren von der Erzählung des Grafen, hauptsächlich aber von der Schönheit des jungen Pilgers, so bezaubert, daß sie den ganzen Nachmittag da geblieben wären, um dem einen zuzuhören, und den andern zu betrachten, wenn die Konferenz, die sie uns für diesen Abend angekündigt hatten, sie nicht abgerufen hätte. Sie verliessen uns also, um das Nöthige zu veranstalten, und wir baten nunmehr den Grafen, der seine Thränen abgetrocknet hatte, in seiner Erzählung fortzufahren, als das Geläute der Glocken zur Kirche rief.

Der

Der Pfarrer, der gern in die Kirche gehn wollte, bat den Grafen, bey ihm zu übernachten. Dieser weigerte sich anfänglich, gab aber doch endlich unsern Bitten nach, und entschloß sich, bis den folgenden Tag bey uns zu bleiben. Ich war in einiger Verlegenheit, weil ich gern das Vergnügen haben wollte, in der Gesellschaft des Grafen zu seyn, und doch auch der Konferenz beyzuwohnen wünschte, wovon mir etwas außerordentliches ahnte. Ich weis nicht, ob der Graf meine Verlegenheit merkte, als aber der Pfarrer aufstand, um in die Kirche zu gehn, so wandte er sich an mich, und bat, mich von nichts abhalten zu lassen, weil ich schon hätte ausgehn wollen, als er gekommen wäre.

Ich sagte ihm ganz offenherzig, daß ich hätte wollen in die Kirche gehn, um der Konferenz unserer Mißionarien beyzuwohnen, daß aber das Vergnügen, in seiner Gesellschaft zu seyn, mich zurückhielte. Behüte Gott! mein Herr, sagte der Graf, daß ich ein so gutes Werk stören sollte; ich will vielmehr, wenn Sie es erlauben, selbst Theil daran nehmen, da ich doch einmahl versprochen habe, hier zu übernachten. Ja, meine liebe Therese! fuhr er fort, indem er den jungen Pilger anredete, wir wollen mitgehn Gottes Wort zu hören, und bey der Gelegenheit die Pflicht erfüllen, unsern Nächsten, sowohl durch unsre Andacht, als durch unsre Buße, zu erbauen.

Bey diesen Worten warf ich voll Verwunderung meine Blicke auf die junge Pilgerin, die bey der Anrede

rede erröthete. Sie stand mit liebenswürdiger Anmuth auf, uns zu folgen, und wir gingen zusammen in die Kirche, wo die Neugier eine erstaunliche Menge Menschen, hauptsächlich aber alle junge Leute beyderley Geschlechts, zusammengebracht hatte.

Kaum hatten wir unsern Platz eingenommen, als einer von den Mönchen die Kanzel bestieg, und eine Predigt über die Unkeuschheit hielt. Um dem Anstoß vorzubeugen, den man an der Wahl einer solchen Materie nehmen konnte, erklärte er uns, daß zwo Ursachen ihn zu dieser Wahl vermogt hätten. Erstlich, weil fast kein Mensch auf Erden lebte, der von dieser Sünde rein wäre. — Ein schönes Kompliment für seine Zuhörer, und für das ganze menschliche Geschlecht! — Zweytens, weil fast alle durch diese Leidenschaft verursachte Versündigungen Todsünden wären; daher es von der äußersten Wichtigkeit wäre, diese Leidenschaft genau zu kennen, um bey der Beichte seine eigne Anklage zweckmäßig abfassen, und für die daher entspringenden Gewissensbisse sich die gewünschte Linderung verschaffen zu können.

Der Redner trug aus allen Kräften das Seinige dazu bey, daß seine Zuhörer die Unkeuschheit aus dem Grunde kennen lernen sollten. Seine Predigt war das ärgerlichste, anstößigste Ding, was je von der Kanzel gehört worden, ein wahres Gewebe von Schlüpfrigkeiten und Unanständigkeiten. Dem ohngeachtet schien ihm doch alles, was er sagte, so wichtig, daß er, fast bey jedem Worte, seine Zuhörer ermahnte, ihm ja mit ihren Gedanken recht aufmerksam zu folgen. Die Ermahnung

mahnung war überflüßig, denn seine Zuhörer waren ungleich aufmerksamer, als wenn er ihnen Buße gepredigt oder eine Lobrede auf einen Heiligen, den kein Mensch kennt, vorgeleyert hätte.

Man kann sich leicht vorstellen, welchen Eindruck eine solche Rede auf die Menge der anwesenden jungen Leute machte. Der Mönch, der dies vielleicht selbst gewahr ward, glaubte diesem Uebel dadurch abzuhelfen, daß er seine Zuhörer in Schrecken, und der zu verführerischen Schilderung, die er bisher gemacht hatte, eine andre entgegensetzte, die so abschreckend, als jene anlockend, war.

Zu dem Ende schilderte er uns, so auffallend schrecklich, als er vermogte, die Strafen und Martern, welche diejenigen zu erwarten haben, die sich zu solchen Versündigungen hinreissen lassen. Er zeichnete uns die Seen von Feuer und Schwefel vor, in welche die unkeuschen Seelen ohne Unterlaß eingetaucht werden, und die fürchterliche Schlangen, welche diese Sünder zernagen, und besonders an den Theilen peinlich zerfressen, mit welchen sie gesündigt haben. Kurz er erschöpfte seine ganze mönchische Beredsamkeit, um seinen Zuhörern jetzt eben so viel Schrecken einzujagen, als er vorher vielleicht Begierden bey denselben rege gemacht hatte.

Vielleicht wäre es ihm gelungen, wenn einer seiner Mitbrüder nicht aufgetreten wäre, und diese unreine Pfütze wieder aufgerührt hätte. Dieser schien sich vorgenommen zu haben, den Sachwalter des Teufels vorzustellen. Nachdem er sich also den Prediger zum

Gegner genommen hatte, dessen Sittenlehre, wie er sagte, zu streng und ungefällig wäre, so suchte er auf eine ganz wetterwendische Weise, mit einer Zungendrescherey, die nur ein Mönch brauchen kann, den Hang aller Menschen zu diesem Laster dadurch zu rechtfertigen, daß Gott diesen Hang in dem Menschen, auch nach dem Empfang der Taufe, noch würksam bleiben ließe. Er zog daraus den Schluß, daß dieser Hang kein Uebel, sondern vielmehr eine große Wohlthat wäre; denn diesem Hange hätte ohne Unterlaß der Staat seine Unterthauen, die Kirche ihre Kinder, und das Paradies seine Heiligen zu danken.

Um dem Gemählde, das sein Gefährt von den Martern der Unkeuschen gemacht hatte, das Schreckende zu benehmen, gab er zu verstehen, daß die größte Marter darinn bestehn würde, daß sie des Gegenstandes ihrer Leidenschaft beraubt wären. Man konnte die Gelindigkeit und weichliche Nachsicht nicht weiter treiben; aber der P. Prediger, nachdem er seine Einwürfe nach Möglichkeit widerlegt hatte, machte ihm auch den Vorwurf, er wäre werth, daß Gott, um ihn für diese strafbare Vertheidigung einer so sündlichen Leidenschaft zu züchtigen, ihm eine von diesen gemarterten unkeuschen Seelen erscheinen ließe.

Vermuthlich war dies ein abgeredetes Signal; denn der Mönch hatte kaum diese Worte ausgesprochen, als wir aus der Sakristey eine Art von Ungeheuer hervortreten sahen, das ich anfänglich nicht gleich erkennen konnte. Ein Ziegenbock war es. Die Mönche hatten wahrscheinlicherweise dieses Thier gewählt, um die

die Unkeuschheit recht deutlich zu bezeichnen, wovon es, wie man sagt, das Sinnbild ist. Um ihren Endzweck desto besser zu erreichen, hatten sie dasselbe mit Schwefel, Harz und andern brennbaren Sachen beschmiert; was ihm aber ein noch weit abentheuerlicheres Ansehen gab, war, daß man demselben eine vollständige Frauenzimmerkleidung von der feinsten Gaze angezogen hatte.

Die ganze Gemeinde war über diese Erscheinung überaus betreten. Der Kontroversist, der seine Ungläubigkeit so laut verkündigt hatte, that anfänglich, als ob er dazu lachte, änderte aber bald den Ton, als sich zeigte, daß an dem Schwanze des armen Thiers ein angezündetes Feuerwerk bevestigt war. Der ganze Bock stand nunmehr über und über in Feuer, und alles war voll Schrecken.

Man hätte sich vielleicht von dem ersten Schreck erhohlt, wenn der Bock, dem das Feuer auf das Leder brannte, nicht angefangen hätte, in der Kirche umher zu laufen. Denn nun erschallte die Kirche von dem fürchterlichsten Gekreische und Geheule. Ein jeder rannte gegen seinen Nachbar, und drängte sich der Thüre zu, weil er den Teufel hinter sich zu sehn glaubte. In unbeschreiblicher Unordnung rannte alles, was in der Kirche war, gegen einander, die einer Hölle ähnlicher sahe, als einem Tempel Gottes.

Das arme Thier rannte unterdessen immer schneller umher, und that fürchterliche Sprünge, um des Brandes los zu werden, der es verzehrte. Wo es hinkam, verbreitete es Schrecken, und einen Schwefelgestank, der die Leute glauben machte, daß es der leib-

hafte Teufel in Person wäre. Endlich erreichte der gequälte Bock, nach vielen Sprüngen, den Weyhkessel, in welchen er hineinsprang und augenblicklich verreckte. Einer von den Anwesenden, der dies beobachtete, rief überlaut voller Freuden: Gottlob! der Teufel ist todt!

Diese erwünschte Neuigkeit brachte etwas Beruhigung in die Versammlung, die aber nicht von langer Dauer war. Das Schreyen und Wehklagen fing wieder an, als man sahe, daß zwo Frauen für Schrecken niedergekommen, und zwo andre im Gedränge erstickt waren. Man trug sie alle viere weg, und ich erkannte unter denselben die Gemahlinn des Herrn von Rinnsaal. Dieses traurige Schauspiel brachte die Umstehenden gegen die Mißionaren dergestalt auf, daß diese mit Schmähungen und Verwünschungen überhäuft wurden. Aus Furcht, daß es zu Thätlichkeiten kommen mögte, machten sich die Mönche schleunig aus dem Staube und flüchteten zu dem Pfarrer, wo sie sich vor allen Verfolgungen und Beschimpfungen sicher glaubten.

Vor dem Volke waren sie nun freylich wohl sicher, aber sie stuzten verzweifelt, als, etwan eine Stunde nachher, der Herr von Rinnsaal hineintrat, dem ein Kommissar mit einer starken Policeywache folgte. Dieser Herr war so aufgebracht, daß er die Mönche mit eignen Händen erwürgt hätte, wenn der Kommissar nicht gewesen wäre, der ihn mit dem Versprechen besänftigte, daß er für alles und auch sogar für das ihm vorenthaltene Geld Genugthuung haben sollte, zu welchem Ende er die Mönche sogleich nach Klosterneuburg ins Gefängniß schicken würde.

Herr Feuerstein, dem dieses sehr nahe gieng, bat um Gnade für die Ordensbrüder, aber vergebens. Einer von den Mönchen glaubte, diesen Endzweck leichter zu erreichen, wenn er sich erböte, den Verhaft abzukaufen. Und nun zog ein jeder von den übrigen, nach dem Beyspiel des ersten, einen großen Beutel mit Golde aus der Tasche, und bot ihn dem Kommissar an. Dieser nahm alle die Beutel an, ward aber nur noch strenger. Ich glaubte, sagte er, Euch bloß, als Stöhrer der öffentlichen Ruhe, in Verhaft nehmen zu müssen, ich sehe aber wohl, wie es mir der Herr von Rinnsaal schon vorher versichert hat, daß ihr auch Diebe seyd; dies Geld ist ein Beweiß davon.

Diesen Vorwurf wollten die Mönche durchaus nicht auf sich sitzen lassen, sondern versicherten, zu ihrer Rechtfertigung, daß sie dieses Geld von den während der Mißion ihnen gegebenen Almosen gesammelt hätten. Einer von ihnen sezte hinzu, ein Theil davon wäre erst heute, von den neuen Mitgliedern der Brüderschaft vom Stalle, eingekommen. Um dieses zu beweisem legte er dem Kommissar das Register vor, dessen oben Erwehnung geschehn ist, und zeigte demselben die Stiftungsbulle der neuen Brüderschaft.

Er glaubte, den Kommissar damit zu blenden; allein, unglücklicherweise für sie, verstand dieser nicht allein die lateinische Sprache, sondern war auch, vor verschiedenen Jahren, bey demselben Pabst, dessen Nahmen sie gemißbraucht hatten, Kopist in der Datarie gewesen. Er sah also augenblicklich den Betrug und nun verlor er alle Geduld. Ha! rief er, das ist zuviel! Fort mit den ehrwürdigen Herren ins Gefängniß;

niß; und Sie, gnädiger Herr, nehmen Sie diesen Beutel auf Abschlag der Erstattungsgelder, die diese geistliche Beutelschneider Ihnen untergeschlagen haben. Mit diesen Worten ließ er die Mönche greifen und nach Klosterneuburg abführen.

So endigte sich diese saubere Mißion, welche drey Personen das Leben gekostet und unzählige Unordnungen angerichtet hatte. Der einzige Nutzen, den sie stiftete, lief dahinaus, daß die Gastwirthe Wein und Essen in Menge verkauft hatten, und daß nach neun Monaten die Taufregister von Schmutzenbruck und aller umliegenden Flecken und Dörfer einen beträchtlichen Zuwachs erhielten. Der arme Feuerstein konnte sich über die tragische Entwickelung gar nicht zufrieden geben, und hätte sich nicht zufrieden gegeben, wenn wir nicht aus Gefälligkeit noch einige Tage bey ihm geblieben wären, um ihn zu trösten und seine üble Laune zu vertreiben.

Siebzehntes Kapitel.

Verfolg der Geschichte des Grafen von Spaltenheim.

Man kann sich leicht vorstellen, daß wir, nach den jezt erzählten Begebenheiten, es nicht wagten, bey dem Abendessen aufgeräumt zu seyn. Herr Feuerstein war, wie wir schon gesagt haben, untröstlich. Oheim Franz, ob er gleich die Mönche gar nicht leiden konnte, war doch, oder schien wenigstens, über das Schicksal der Mißionarien niedergeschlagen und suchte stillschweigends Trost in den aufgetragenen Schüs-

seln und Flaschen. Die übrigen Tischgäste beobachteten, aus Höflichkeit und Gefälligkeit, ein tiefes Stillschweigen, und es blieb also Niemand übrig, ein Gespräch zu unterhalten, als der Graf von Spaltenheim und ich. Unsre Unterhaltung war auch nicht die lustigste, weil wir dem Schmerze unsers Wirths Schonung schuldig zu seyn glaubten. Als dieser aber von der Tafel wegging, vermuthlich um seinen Ordensbrüdern ungestört einige Thränen nachschicken zu können, so kehrte auch das aufgeräumte Wesen wieder in der Gesellschaft ein, und nach einigen minder wichtigen Gesprächen baten wir den Grafen, uns den Rest seiner Geschichte zu erzählen, welches er folgendermassen that.

Nach dem Verlust meiner Gemahlinn war mir alles verhaßt. Wohin ich mich wendete, sah ich ihr Bild; alles was ich erblickte, erinnerte mich an die Glückseligkeit, die ich besessen und nun auf immer verloren hatte. Ich fiel in eine Schwermuth, die traurige Folgen fürchten ließ. Meine Freunde, die die Gefahr bemerkten, zogen mich halb mit Gewalt aus meinem Aufenthalt und brachten mich auf ein anderes von meinen Landgütern, wo sie mich zween Monathlang, gleichsam bewachten und meinen Gram zu zerstreuen suchten. Eitle Vorsorge! Die Freuden der Gesellschaft vermogten nichts über den hartnäckigten Gram, der mein Herz durchdrungen hatte. Sobald ich allein war, rächte sich der verläugnete Schmerz mit ungestümern Thränen. Ich rief meine Gemahlinn und sank in den bittersten Kummer. Ich suchte

ihr

ihr Bild in ihrer Tochter, aber dies theure Unterpfand unsrer Liebe schnitt noch tiefere Wunden in mein Herz.

Endlich konnt ichs nicht länger tragen. Meine Freunde hatten mich auf einige Zeit verlassen, um an den Hof zurückzukehren, wohin sie ihre Pflichten riefen. Ich faßte also den Entschluß, mein väterliches Land zu verlassen, und nach Amerika zu gehn, um in einem andern Welttheil die Linderung zu finden, nach welcher mein Herz in diesem bisher so vergeblich geseufzt hatte. Gern hätte ich das kostbare Unterpfand unsrer Liebe mitgenommen, aber das zarte Alter des Kindes und meine Vaterliebe erlaubten mir nicht, diesen Schatz einem ungetreuen Elemente anzuvertrauen. Ich übergab also das Kind mit allen meinen Gütern und Habseligkeiten einem Oheim, der mir versprach, für diese geliebte Tochter zu sorgen, als ob sie sein eigenes Kind wäre, und gieng nach Portugall, um mich nach Amerika einzuschiffen.

In Lissabon erfuhr ich zu meinem Vergnügen, daß der Graf von Guevera, der mit einer Verwandtin meiner verstorbenen Gemahlinn verheyrathet war, Vicekönig von Brasilien geworden, und etwa seit einem Jahre nach Amerika gesegelt war, um seinen Posten anzutreten. Wie eilte ich nach dem Hafen, um nur bald nach Brasilien zu kommen. Außer der Linderung meines Schmerzens, die ich von der Entfernung von meinem Vaterlande hoffte, versprach ich mir den kräftigsten Trost in den Armen eines Freundes, mit welchem und mit seiner Gemahlinn ich mich von meiner verklärten Gattin unterreden und immer überzeugt seyn konnte, daß

sie

sie den wärmsten Antheil an meinen Leiden nehmen und unverstellte Thränen unter die meinigen mischen würden. Zum Glück fand ich ein Schiff, das in wenigen Stunden nach Brasilien unter Segel gehn wollte. Ich bestieg dasselbe, und kam nach der glücklichsten Fahrt, ohne Sturm und ohne Unglücksfälle, nach San-Salvador.

Der Graf von Gueveyra und seine Gemahlinn empfingen mich mit ausnehmender Freundschaft, und nöthigten mir das Versprechen ab, so lange ich in Brasilien bleiben würde, ihr Hausgenosse zu seyn. Der freundschaftliche Umgang dieses würklich edlen Paares goß Balsam in die brennende Wunde meines Herzens, die unter dem Einflusse eines mildern Himmels schon weit erträglicher geworden war, bis die Zeit, dieser mächtige Arzt für blutende Herzen, sie dergestalt heilte, daß nichts als eine sanfte Wehmuth, bey dem Andenken an meine ehemalige Glückseligkeit, in meiner Brust zurückblieb.

So hatte ich zwey Jahre in den Armen der Freundschaft zugebracht, als ich Briefe aus meinem Vaterlande erhielt, die mich zu neuen Thränen zwangen. Der Oheim, dem ich meine geliebte Tochter anvertraut hatte, meldete mir den Tod dieses hoffnungsvollen Kindes, und hatte dem Briefe ein förmliches Zeugniß seines Beichtvaters, eines Jesuiten, beygelegt, der den Tod des Kindes und das Begräbniß mit allen Umständen, als wahr, bezeugte. Dieser Verlust war mir beynahe eben so empfindlich, als der Verlust meiner Gemahlinn. Ich fühlte nur zu sehr, daß die Wunden, die der Tod meiner Gattinn mir geschlagen hatte, nicht

völlig

völlig geheilt waren, weil sie bey diesem neuen Schlage von neuem anfingen, zu bluten.

Der Graf und die Gräfinn von Gueveyra verdoppelten ihre freundschaftliche Sorgsamkeit, um mich dem Kummer zu entreißen, der zu groß war, um sie nicht für meine Gesundheit und mein Leben besorgt zu machen. Wenn es ihnen gleich nicht glückte, meinem Gram ein Ende zu machen, — ein Vorrecht, das die Zeit allein behauptet, — so verminderten sie denselben, durch ihr liebreiches Betragen, und durch unaufhörliche Zerstreuungen, doch dergestalt, daß er meiner Gesundheit nicht nachtheilig ward, und die Zeit denselben desto leichter besiegen konnte. So lebten wir viele Jahre in der vollkommensten Eintracht, und ich fing an, mich für so glücklich zu halten, daß ich nichts zu wünschen wußte, als die Dauer dieses angenehmen Zustandes.

Ich war entschlossen, meine Tage in diesem Welttheil zu beschliessen, wo ich nun schon vierzehn Jahre lang alles geschmeckt hatte, was die reinste Freundschaft schäzbares gewähren kann, als ein unerwarteter Zufall plötzlich meine Gesinnungen änderte. Der Graf erhielt Briefe aus Portugall, welche ihm die Ankunft seines jüngern Bruders meldeten, den er jung zurückgelassen und von welchem er immer mit der innigsten Liebe gesprochen hatte. Dieser jüngere Bruder hatte, nach vollendeten Studien, fast alle Europäische Höfe besucht, und sich zu einem vollkommenen Staatsmann gebildet. Der König von Portugall, der ohnedies das Haus Gueveyra hochschäzte, hatte diesen jungen

jungen Grafen vorzüglich lieb gewonnen, und denselben mit Gnadenbezeigungen überhäuft, ihm auch den Titel eines Grafen von Melho beygelegt. Selbst diese Reise, die der König selbst veranstaltete, war ein neues Merkmal von der Zuneigung des Monarchen; denn aus einem mitgekommenen Briefe des ersten Ministers ließ sich schließen, daß des Königs Absicht sey, dem Grafen Melho, wenn er sich die Verfassung von Amerika bekannt gemacht und unter seinem Bruder den Gang der Geschäfte in diesem Welttheil erlernt haben würde, die erste erledigte Vicekönigswürde zu übertragen.

Ich hörte diese Erzählung mit eben dem Vergnügen an, womit sie mir der Graf hinterbrachte; noch angenehmer war es mir, zu hören, daß der Graf von Melho ein sehr schönes und vortreflich erzogenes Fräulein aus meinem Vaterlande, eine Tochter des ehemaligen Ministers von Straußenheim, geheyrathet, in welches er sich, auf seiner Reise durch Deutschland, verliebt hatte, und daß er dieselbe nach Brasilien mitbringen würde. Wir brachten ganze Tage damit zu, uns von dem erwünschten Zuwachs unsrer freundschaftlichen Gesellschaft zu unterhalten, und ich ahndete nichts von der Würkung, die diese neue Gesellschaft auf mich machen würde, die endlich zu unsrer Freude glücklich in San-Salvador ankam. Wie konnt ich es auch ahnden, daß mein schon Jahre lang von der Liebe entwöhntes, und wie ich glaubte, bloß noch für die Freundschaft empfindliches Herz, bey dem ersten Anblick eines mir völlig fremden Frauenzimmers, Feuer fangen würde?

Die Gräfinn Melho hatte ein junges Frauenzimmer bey sich, die zuerst bloß ihre Gesellschafterinn gewesen war, sich aber bald, durch ihre liebenswürdige Gemüthsart der ganzen Zuneigung der Gräfinn bemeistert und ihre Freundschaft und ihr Vertrauen in einem hohen Grade erworben hatte. Da ich täglich in ihrer Gesellschaft war, so merkt' ich bald, daß sie dieser Freundschaft vollkommen würdig war, und ich selbst empfand die Regungen einer unwiderstehlichen Zärtlichkeit. Mit Recht nenn ich diese Regungen unwiderstehlich, denn ich that anfänglich alles, was in den Kräften eines Menschen steht, der aus Vernunftgründen den Entschluß gefaßt hat, jeder Liebe den Eingang in sein Herz zu verwehren. Ich floh die Gesellschaft dieser Schönen; umsonst! — überall verfolgte mich ihr Bild, mit allem ausgeschmückt, was Schönheit, Unschuld und Artigkeit zu dem Bilde eines aufblühenden Mädchens Verschönerndes hinzufügen können. Was meine Fesseln noch unauflöslicher machte, war eine gewisse Aehnlichkeit ihrer Gesichtszüge mit den Zügen meiner verklärten Gattinn, die die Liebe mit Flammenzügen in mein Herz gegraben hatte. Diese süße Täuschung führte mich immer wieder von meiner Flucht zurück und näherte mich dem Mädgen meines Herzens.

Ich hatte schon einigemahl bemerkt, daß ihre Augen, wenn sie mich ansah, voll Thränen waren. Unruhig über diese Erscheinung, die ich mir nicht zu erklären wußte, wagte ich es einst, da ich sie allein antraf, sie um die Ursach derselben zu befragen, und gab ihr zu verstehn, daß ich diese Thränen einem ge-

heimen

heimen Widerwillen gegen mich zuschriebe, weil sie gemeiniglich das Zimmer verließe, sobald ich sie zu beobachten schiene. Mit der liebenswürdigsten Offenherzigkeit und einem unnachahmlichen Anstande benahm sie mir diesen Irrthum, sezte aber hinzu, daß der Wohlstand und ihre ganze unaussprechlich peinliche Lage ihr nicht erlaubten, mir mehr zu sagen, oder auch länger bey mir zu verweilen, damit sie nicht wider ihren Willen mehr sagte, als sie zu sagen gedächte, oder durch neue Thränen mir neuen Stoff gäbe, mir selbst ungerechte Vorwürfe zu machen. Mit diesen Worten eilte sie in das Zimmer der Gräfinn.

Die Verwirrung, worinn ihre Rede mich versezt hatte, war so groß, daß ich unbeweglich stehn blieb und unfreywillige Thränen vergoß. Seit den glücklichen Zeiten, da meine geliebte Gattinn noch lebte, hatte ich diese Regungen nicht empfunden. Der Graf, der eben in das Zimmer trat, merkte meine Bewegung, und erkundigte sich nach der Ursach meiner Thränen. Ich bat ihn, nicht in mich zu dringen, weil ich fürchten müßte, daß ein solches Geständniß seine Liebe für mich vermindern mögte.

Als er noch einige fruchtlose Versuche gemacht hatte, mich zum Geständniß zu bringen, ging er in das Zimmer der Gräfinn, wo er das Fräulein in Thränen antraf. Er stuzte, und wußte nicht, was er davon denken sollte, war aber weit davon entfernt, die wahre Ursach zu muthmassen.

Inzwischen diente die plözliche und abgebrochene Art, womit das Fräulein von mir gegangen war, und

die Sorgfalt, womit sie einer Unterredung mit mir allein auszuweichen suchte, vielmehr dazu, meine Liebe zu vermehren, als zu vermindern. Der Graf merkte endlich an meinem unruhigen und tiefsinnigen Wesen, und an meiner Zurückhaltung gegen ihn, daß mein Herz von irgend einem Gegenstand eingenommen seyn müßte, und nun fiel seine Muthmassung auf das Fräulein. Er nahm zuviel Antheil an allem, was mich betraf, als daß er nicht hätte suchen sollen, mehr Licht von der Sache zu bekommen. Und so machte derselbe eine Entdeckung, nach welcher ich sehnlich geseufzt hatte.

In einem freundschaftlichen Gespräch unter vier Augen gestand ihm nehmlich das Fräulein ohne Rückhalt, daß sie für mich empfände, was sie noch nie für irgend eine Mannsperson empfunden hätte, daß aber der Eindruck, den ich auf sie gemacht hätte, nie ein Liebesverständniß nach sich ziehen könnte, da sie von ihrem Herkommen nichts weiter wüßte, als daß sie von Adel wäre, und ihre Liebe gegen mich überdies mit einer ihr unerklärlichen Ehrfurcht gemischt wäre.

Der Graf kannte mich und das Fräulein zu gut, um irgend einen unbesonnenen Schritt von uns zu argwohnen; er hatte aber auch zu viel Hochachtung für uns beyde, um uns ungewarnt einer Neigung nachhängen zu lassen, deren Befriedigung unsre beyderseitige Lage unmöglich zu machen schien. Er nahm also Gelegenheit, über diese Sache mit mir zu sprechen. Um mich zu einem offenherzigen Bekenntniß geneigter zu machen, sagte er mir alles, was das Fräulein ihm gestanden hatte, allein meine Liebe hatte mich furchtsam

ge-

gemacht, und die Besorgniß, daß mein Freund mir von dieser Liebe abrathen würde, band meine Zunge um so mehr, als ich es selbst fühlte, daß ich seinen Vernunftgründen nichts, als meine Neigung, entgegenzusetzen hätte. Ich verbarg also, nicht ohne Mühe, die große Freude über die Entdeckung, daß ich Gegenliebe bey dem Fräulein gefunden hatte, und war sehr froh, daß der Graf, einiger Geschäfte wegen, von einer Unterredung abgerufen ward, die mich in Verlegenheit sezte.

Indessen war meine Liebe, durch die erhaltene Nachricht, noch heftiger geworden; ich nahm mir aber vor, meine Gesinnungen vor jedermann auf das sorgfältigste zu verbergen und sie nur dem Gegenstande meiner Liebe zu offenbaren. Sobald ich das Fräulein antraf, erklärte ich ihr meine Liebe und erhielt von ihr das entzückende Geständniß ihrer Gegenliebe. Ein einziger Umstand störte mich in dem Genuß einer vollständigen Glückseligkeit. Ich hatte nehmlich vor einigen Jahren Briefe aus Deutschland erhalten, worinn man mir meldete, daß, auf das Gerücht meines Todes, welches sich sogar durch Briefe aus Amerika bestätigt hätte, der Oheim, welchem die Erziehung meiner Tochter anvertraut worden, in den Besitz meines ganzen Vermögens eingetreten wäre.

Ich war damals so gleichgültig, oder vielmehr unempfindlich, gegen alles auf der Welt, und dabey so vest entschlossen, mein Vaterland nie wiederzusehn, daß ich es nicht einmahl der Mühe wehrt hielt, das Gerücht von meinem Tode zu widerrufen, und irgend jemanden

in dem Besitz meiner Güter zu stören, da der Tod meiner Tochter mir den einzigen Bewegungsgrund genommen hatte, mich um das Meinige zu bekümmern. Ich befand mich also außer Stande, mein geliebtes Fräulein in eine ihrer würdige Lage zu versetzen. Dieser Gedanke war mir unerträglich. Ich sann Tag und Nacht auf Mittel, mir den Besitz meiner Güter wieder zu verschaffen, und immer stellte sich mir meine persönliche Gegenwart in Deutschland als der einzige Weg dar, wieder zu dem Meinigen zu gelangen.

Der Kampf zwischen der Freundschaft und Dankbarkeit, die mich an den Grafen von Guevera und seine Gemahlinn fesselte und zwischen der Liebe zu dem Fräulein und der daher entstehenden Begierde, meine Güter wieder zu besitzen, war lang und hartnäckt. Endlich siegte die Liebe. Ich that dem Fräulein den Vorschlag, mich nach Deutschland zu begleiten, damit ich meine Güter wieder fordern, und mich alsdann mit ihr vermählen könnte. Zu meinem unaussprechlichen Vergnügen willigte sie darin, wenn ich die Einwilligung der beyden Gräfinnen erhalten könnte. Meine Freude über diese Einwilligung war unbeschreiblich, und ich eröffnete dem Grafen einige Tage nachher mein Vorhaben, nach Deutschland zu reisen. Ihr Antrag, sagte er, schlägt mich nieder, mein lieber Spaltenheim, aber er überrascht mich nicht. Ihrer Zurückhaltung ungeachtet bin ich von ihrer Liebe zu dem Fräulein vollkommen unterrichtet. Es wäre unfreundschaftlich von mir gehandelt, wenn ich Ihnen Vorwürfe darüber machen wollte, daß Sie, auf Kosten der Freundschaft, der Liebe ein Opfer bringen wollen. Indessen halte ich es für meine Pflicht, Ihnen

zu eröffnen, was ich von dem Fräulein weiß. Sie ist von einem unbekannten Jesuiten in ihrem zarten Alter in das Waysenhaus zu Trier gebracht und für ihren Eintritt eine kleine Summe Geldes bezahlt, auch vestgesezt worden, daß ihr eine gute Erziehung gegeben werden sollte, wogegen jährlich an einem gewissen Tage ein verabredetes Geld an das Waysenhaus gezahlt werden würde. Alle Erkundigungen der Vorsteher des Hauses sind fruchtlos gewesen, da der Jesuit, der sie zuerst dahingebracht und nichts weiter entdecken wollen, als daß es eine Wayse aus einer armen adelichen Familie wäre, nachher nie wieder gekommen ist. Das Geld ist in den folgenden Jahren richtig, aber immer von fremden reisenden Mönchen, bezahlt worden; die sie nie anders als Leonore genannt haben.

Vor ungefähr zwey Jahren erklärte der Mönch, der das Geld brachte, es würde nun kein Jahrgeld mehr erfolgen; weil die bisherigen Wohlthäter nun nichts mehr bezahlen wollten. Die Frau von Weissenspiegel, aus dem Hause Prellenwehrt, lebte damals in Trier und hatte dieses liebenswürdige Mädgen kennen gelernt. Sie erbot sich, dieselbe zu sich zu nehmen, und die Vorsteher des Waysenhauses nahmen den Vorschlag mit beyden Händen an. Leonore folgte gleich darauf ihrer neuen Wohlthäterinn nach Lissabon, wo eine ihrer Nichten verheyrathet ist. Da lernte meine Schwägerinn das Fräulein kennen, die in Lissabon nur die schöne Deutsche, oder die schöne Unbekannte, genannt ward, und gewann sie so lieb, daß sie sich dieselbe von der Frau von Weißenspiegel zur Gesellschafterinn ausbat. Die Frau von Weißenspiegel

starb kurz nachher und Leonore kam mit meiner Schwägerinn nach Brasilien.

Sie sehn hieraus, mein liebster Spaltenheim, daß Ihre Verbindung mit Leonoren immer eine Mißheyrath seyn würde, wenn gleich die Vernunft wider die Vermählung mit einem so schönen artigen und tugendhaften Fräulein nichts erhebliches einzuwenden vermag. Wenn Sie nach dieser Eröffnung, die ich unsrer Freundschaft schuldig zu seyn glaubte, bey dem einmahl gefaßten Vorsatz beharren, so will ich mich zufrieden geben, ob wir gleich durch diese Trennung von zween so theuern Gesellschaftern, einen beträchtlichen Theil unsrer eignen Glückseligkeit einbüßen.

Diese Rede sezte mich in Verlegenheit, ohne mich von meinem Vorsatz abwendig zu machen. Ich wiederholte mein Anhalten bey dem Grafen und der Gräfinnen, die großmüthig genug waren, ihr Vergnügen der Freundschaft aufzuopfern, und nach vierzehn Tagen gingen wir nach Lissabon unter Segel. Alle Elemente schienen unsre Reise zu begünstigen und wir näherten uns schon den Europäischen Küsten, als ein schlimmer Zufall uns beynahe das Leben gekostet hätte. Durch die Unvorsichtigkeit eines Matrosen kam, im innern Raume unsers Schiffes, Feuer aus, das, aller möglichen Arbeit ungeachtet, überhand nahm, und sich schon der Pulverkammer näherte. Ein großes Schiff, das wir schon des Morgens erblickt hatten, schickte uns auf unsre gegebne Nothzeichen alle seine Boote, in welche wir uns retteten, und dem Schiffe zueilten, das zum Glück ein Portugiesisches war, und nach Lissabon segelte.

Kaum

Kaum waren wir auf dem Schiffe in Sicherheit, als das von uns verlaßene mit einem entsezlichen Knall in die Luft flog. Wir dankten dem Himmel und unsern Errettern, ob wir gleich nichts als das Leben gerettet hatten. Meine Habseligkeiten, und alle meine Familienpapiere, womit ich mir den Eintritt in meine Güter zu erleichtern gedachte, waren in die Luft geflogen. Indessen hatte ich in meiner Brieftasche einige Empfehlungsschreiben an die vornehmsten Häuser in Lissabon und einen offenen Wechsel an ein dasiges Handelshaus. Dieses und hauptsächlich der Gedanke, meine theure Leonore gerettet zu sehen, tröstete mich über jenen Verlust vollkommen.

Wir kamen, ohne fernern Unfall, nach Lissabon, wo ich nur so lange verweilte, als unumgänglich nöthig war, und sodann meinem Vaterlande zueilte. Hier hatte ich nichts angelegners, als mich zu erkennen zu geben. Ich ging also gleich zu dem Herrn von Rauschenweiler, dem ich meine Tochter, bey meiner Abreise nach Brasilien, anvertraut hatte, und der, auf die erdichtete Nachricht von meinem Tode, mein Vermögen in Besitz genommen hatte. Ich fand denselben auf dem Todbette. Indessen hatte er doch noch so viel Besinnung, mich wieder zu erkennen, sagte er mit gebrochener Stimme, ich habe Ihnen ein Geheimniß zu entdecken, das Ihnen viel Freude machen wird. Ich habe gottlos an Ihnen gehandelt .... Aber ich fühle, daß ich nicht mehr die Kraft dazu habe ..... Der Pater Aloysius Braunwedel, der lange mein ganzes Zutrauen gehabt hat, und der Herr von Illwangen, dem ich meinen lezten Willen eingehändigt habe, wer-

den Ihnen alles sagen .... Mögten Sie doch .... Ihre Tochter .... Die lezten Zuckungen ergriffen ihn bey diesem Worte, und er verschied vor meinen Augen.

Ich ging gleich in das Jesuiterkollegium und verlangte, den Pater Aloysius zu sprechen. Der Pater erwies mir anfänglich alle ersinnliche Höflichkeiten, kaum hatte ich aber demselben gesagt, ich wäre der Graf von Spaltemheim, und wollte mich wieder in den Besitz meines Vnrmögens setzen, das der Herr von Rauschenweiler, auf die erdichtete Nachricht von meinem Tode, an sich gerissen hätte, bäte ihn auch, mir das Geheimniß zu entdecken, weswegen mich dieser sterbende Verwandte an ihn verwiesen hätte, als er mir mit einer spöttischen Mine zur Antwort gab: Wenn sonst nichts Sie hiehergebracht hat, so hätten Sie die Mühe ersparen können, eine so weite Reise zu thun. Der Graf, dessen Nahmen Sie anzunehmen belieben, ist länger, als zehn Jahre todt, und wenn Sie Lust hatten, die Güter desselben so wohlfeil an sich zu bringen, so mußten Sie diesen Betrug zeitiger spielen. Der Herr von Rauschenweiler, der es vielleicht ahndete, daß dereinst ein neuer Graf von Spaltenheim aufstehn würde, ist Ihnen zuvorgekommen, und hat das ganze Spaltenheimische Vermögen, nebst einem Theile des seinigen, unsern armen Mitbrüdern in Paraguay geschenkt. Ich bedaure Sie, mein Herr, daß Sie diesen Einfall zu spät bekommen haben; vermuthlich aber hat es der Himmel so gefügt, um nicht unsern armen Arbeitern an seinem Weinberge einen so reichen und ergiebigen Einschnitt zu entziehen.

Der Zorn, worin mich die unverschämte Rede dieses Jesuiten versezte, ist schwer zu beschreiben. Ein Weltmann hätte mir auf der Stelle diese Beschimpfung, vielleicht mit seinem Leben, bezahlen müssen, allein unsre verjährte Narrheit hat den Mönchen, und besonders denen von dieser Gattung, eine Art von Unverlezlichkeit und den Freybrief beygelegt, alles ungestraft zu unternehmen. Ich verbiß also meine Wuth, um ihn zu fragen, mit was für einem Schein des Rechts sie sich meine Güter anzumaßen gedächten? Kraft eines Testaments, antwortete er mir kaltsinnig, welches man Ihnen zu seiner Zeit und am gehörigen Orte vorlegen wird.

Aus Furcht, meinen Zorn nicht länger mäßigen zu können, verließ ich diesen nichtswürdigen Jesuiten und eilte zu dem Herrn von Illwangen, dem ich meine Unterredung mit dem Jesuiten erzählte. Er war darüber so erstaunt, daß er nicht wußte, ob er mir Glauben beymessen sollte. Im Grunde, sagte er endlich, haben Sie von dieser Seite nichts zu befürchten. Ich bin derjenige, der einzig und allein den lezten Willen des Herrn von Rauschenweiler in Händen hat, und ich weiß, daß seine Verfügungen ganz anders lauten. Er hat mir sogar aufgetragen, Ihnen ein Geheimniß zu entdecken, das Ihnen viel Freude machen wird, und ich will gleich damit anfangen, mich dieses Auftrags zu entledigen. Wissen Sie also, daß — Ihre Tochter lebt.

Diese tröstende Nachricht verdrängte vollens den Zorn über die Spitzbüberey des Paters Aloysius. Ich überließ mich ganz dem Vergnügen, ein so lang entbehr-

behrtes und schon so lange als todt beweintes Kind an meine Brust zu drücken. Auf die Frage, wo ich diese Tochter suchen sollte, gab er mir zur Antwort: In einem Hause, wo Sie sie vielleicht nicht gern sehn; da sie aber noch jung ist, so können Sie den Mangel an Erziehung noch wohl ersetzen; wiewohl man mir gesagt hat, daß sie vorzüglich vor andern Kindern gebildet worden. Kurz! Rauschenweiler hat sie, unter einem fremden Namen, im hiesigen Waysenhause erziehen lassen.

Auf das Gerücht von Ihrem Tode, das ein Jeder für wahr hielt, ließ er sie heimlich in das Waysenhaus bringen; und um sich Ihres Vermögens zu bemächtigen, streute er, einige Zeit nachher, die Nachricht aus, daß Ihre Tochter gestorben wäre. Sie ist nun seit ungefähr vierzehn Jahren im Waysenhause, und würde nie ihre Herkunft erfahren haben, wenn der Himmel nicht den Herrn von Rauschenweiler auf das Krankenlager geworfen hätte, wo sein Gewissen erwachte. Nach langem Kämpfen vertraute er mir endlich das Geheimniß an, und ich mußte ihm versprechen, das Fräulein aus dem Waysenhause abzuhohlen, und in den Besitz Ihres und seines ganzen Vermögens einzusetzen. Dieser Mühe werden Sie mich nun wohl mit Vergnügen überheben, wenn ich mir anders von der Zärtlichkeit eines Vaters richtige Begriffe zu machen weiß.

Auf mein Bitten führte der Herr von Illwangen mich auf der Stelle in das Waysenhaus, wo er das Fräulein unter dem Nahmen Leonore zurückforderte. Weder der Ort der Erziehung, noch der Nahme Leonore

nore

nore fielen mir anfänglich auf, und ich ahndete nichts von dem Sturm von Empfindungen, der, so zu sagen, schon über meinem Herzen schwebte, als mich einer der Vorsteher mit folgender Antwort aus meinem Schlummer weckte: Die Person, nach der Sie fragen, meine Herren, ist verschiedene Jahre in diesem Hause erzogen worden, ist aber nicht mehr hier, sondern mit einer sehr verehrungswerthen Dame, als Gesellschafterinn, nach Portugall .... Doch wohl nicht die Frau von Weissenspiegel? fiel ich ihm mit grosser Gemüthsbewegung in die Rede. Ja! eben die, versezt' er. — Wie vom Blitz getroffen stand ich starr und athemlos da. Von der einen Seite die Freude, zu wissen, daß ich meine geliebte Tochter, diesen so lange als verloren beweinten Schatz, in Händen hatte, — von der andern Seite das Entsetzen vor dem Abgrunde von Verbrechen, in welchen zu stürzen ich im Begriff gestanden hatte, wenn ich mich mit meiner Tochter verheyrathete, — überwältigten mich beynahe bis zur Ohnmacht.

Sobald ich mich in etwas erhohlt hatte, dankte ich dem Himmel, dessen Gnade mich noch zu rechter Zeit am Rande dieses Abgrunds ergriffen und davon abgehalten und gelobte, mit meiner Tochter eine strenge Buße zu thun, sobald meine Familienangelegenheiten in Richtigkeit gebracht seyn würden Die Vollziehung dieses Gelübdes hat sich lange genug verzögert, weil die Habsucht der Jesuiten mich zu einem Rechtshandel gegen dieselben gezwungen hat, der nicht rühmlich für sie ausgefallen ist. Denn nachdem ihre Spitzbüberey und die Falschheit des von ihnen selbst geschmie-

deten

beten Testaments entdeckt und anerkannt worden, hat man mich in den Besitz aller meiner Güter wieder eingesezt, die diese Wölfe in Schaafskleidern mir so menschenfreundlich zu entreißen gedachten. Sobald dies geschehn war, machte ich mich mit meiner geliebten Tochter auf den Weg, um bey dem heiligen Grabe zu Herrnals, mittelst siebentägiger Andacht, die Sünde zu verbüßen, die wir zu begehn im Begriff gestanden haben.

Sie wissen nun, meine Herren, fuhr der Graf fort, die Veranlassung zu unsrer Pillgrimschaft, und ich hoffe, daß Sie Ihr Gebet mit dem unsrigen vereinigen werden, um uns die Vergebung des Himmels erflehen zu helfen. Die ganze Gesellschaft versprach, für sie zu beten und Oheim Franz machte sich sogar anheischig, funfzig Messen für sie zu lesen, wenn der Graf ihm seine Geschichte schriftlich hinterlassen wollte. Ich unterhielt mich mit der jungen Gräfinn, deren Verstand mich nicht weniger entzückte, als ihre Schönheit. Da ich merkte, daß sie keine Abneigung gegen mich blicken ließ, bat ich um die Erlaubniß, sie in ihrer Heymat zu besuchen, welches sie mir auf das liebreichste bewilligte. Des folgenden Morgens übergab der Graf seine Geschichte meinem Oheim und was ich hier erzählt habe, ist ein getreuer Auszug aus seinem eigenhändigen Manuscripte.

Drittes Buch.

Erstes Kapitel.

Reise nach Inspruck. Seminaristen reiten zur Priesterweyhe. Vorzügliches Talent eines Dorfpfarrer, einen Bauerjungen binnen sechs Monaten zum Priester zu bilden. Ein Bacchanal, dem ein blosser Degen ein Ende macht.

Wir blieben noch einige Zeit zu Schmutzenbruck, wo mir mein Aufenthalt nun eben so langweilig und verdrießlich vorkam, als er mir vorher angenehm und kurzweilig gewesen war. Das wäre nun freylich ganz anders gewesen, wenn der Graf von Spaltenheim mit seiner liebenswürdigen Tochter bey uns geblieben wäre. Allein, sie hatten uns verlassen und ihre fromme Wallfarth fortgesezt. Nun war mir in Schmutzenbruck alles zu weit und zu enge, und gern hätte ich auch meinen Stab weiter gesezt, wenn mich nicht die Achtung, die ich meinem Oheim schuldig war, zurückgehalten hätte. Zufälligerweise ereignete sich eine Gelegenheit, meinem Aufenthalte in Schmutzenbruck ein Ende zu machen, die ich mit beyden Händen ergriff.

Die Frau von Rinnsaal war an den Folgen ihrer unzeitigen Niederkunft gestorben. Ihr Gemahl, der sie zärtlich liebte, war über diesen Verlust untröstlich, und fest entschlossen, ihren Tod an den Mißionarien

narien zu rächen, die man als die Urheber desselben betrachten konnte. Er hatte die Sache bereits bey den Gerichten in Klosterneuburg anhängig gemacht und so eifrig betrieben, daß bereits verschiedene Einwohner von Schmutzenbruck vorgeladen waren, um gegen die Mißionarien zu zeugen.

Dieser Umstand machte den armen Pater Feuerstein bange. Er fürchtete, ich mögte auch als Zeuge vorgeladen werden, und nicht geistlich genug gesinnt seyn, um zum Besten dieser ehrwürdigen Spitzbuben eine Lüge zu sagen. Er beredete sich also mit meinem Oheim über die Mittel, mich von Schmutzenbruck zu entfernen. Es kam nur noch auf den Ort an, wohin ich mich wenden sollte. Ich half ihnen aus dieser Verlegenheit, indem ich ihnen zu erkennen gab, ich mögte gern eine Universität sehn, und wünschte deshalb eine Reise nach Inspruck zu thun: Herr Feuerstein fand diese Neugier sehr lobenswerth, und erbot sich, mir ein Empfehlungsschreiben an einen angesehenen Mann mitzugeben, durch dessen Hülfe ich alles sehenswürdige auf die beste Art betrachten könnte. Da mir eben so sehr daran gelegen war, Schmutzenbruck zu verlassen, als ihm, mich abreisen zu sehn, so waren die Anstalten in wenigen Stunden fertig, und ich machte mich, mit dem getreuen Fränzel, nach Inspruck auf die Reise.

Wir mogten ungefähr zwey Drittel des Wegs zurückgelegt haben, als wir ein großes Getöse von Stimmen und Pferden vernahmen. Ich sah mich um, wo dieses Lärmen herkam und ward gewahr, daß aus

einem

einem links gelegenen Gehölze etwa dreyßig Menschen zu Pferde herauskamen, die mir bewaffnet schienen, und spornstreichs auf uns zukamen. Ich stuzte über die Menge derselben und hielt sie für Straßenräuber, die uns plündern wollten. Um ihnen zu entkommen, und mich irgend einem bewohnten Orte zu nähern, trieb ich des Herrn Feuersteins Pferd, auf welchem ich saß, aus allen Kräften an. Es schien aber, als wenn alles, was den geistlichen Herren zugehört, ihr Flegma und ihre stolze Apathie erben müßte, und ich konnte das Pferd mit Sporn und Peitsche nicht zum Laufen bringen. Da von dieser Seite kein Heil zu hoffen war, so machten wir, Fränzel und ich, unsre Pistolen zurecht, und faßten den Entschluß, unser Leben so theuer, als möglich, zu verkaufen.

Diese Mühe hätten wir uns wohl ersparen können. Denn als die Reuter uns näher kamen, gegen welche wir so ernstliche Vertheidigungsanstalten gemacht hatten, so sahen wir, daß es ein Trupp junger Geistlichen war, die so wie wir nach Insprucк ritten, und keine andre Waffen hatten, als einen mächtigen Rosenkranz, den sie eben beteten. Ich konnte mich des Lachens nicht enthalten, als ich sah, was mich in Schrecken gesezt hatte, und Fränzel, der zuverläßig noch erschrockner gewesen war, als ich, lachte von Herzen mit. Wir mußten uns nun schon, wider unsern Willen gefallen lassen, mit dieser geistlichen Bande zu reiten, denn mein Pferd, das kurz vorher durch nichts in der Welt fortzubringen war, ließ sich nun schlechterdings nicht zurückhalten, weil diese Gesellschaft, wie es schien, sehr nach seinem Geschmack war.

Um zu versuchen, ob sie auch nach dem meinigen war, suchte ich einem von der Gesellschaft Rede anzugewinnen. Allein auch von dieser Seite war meine Bemühung vergeblich. Ich sahe wohl, daß der Rosenkranz daran Schuld war, und wartete also geduldig, bis derselbe geendigt war. Es erfolgte nunmehr eine tiefe und allgemeine Stille in der Gesellschaft, woraus ich schloß, daß alles Beten nunmehr ein Ende und jedermann die Erlaubniß hätte, ein Wörtchen zu sprechen. Ich that also eine Frage an denjenigen, der mir am nächsten ritt, erhielt aber, statt der Antwort ein blosses Zeichen, indem er zween Finger auf den Mund legte, und mir dadurch zu verstehn gab, daß man noch nicht reden dürfte.

Einer so stummen Gesellschaft war ich von Herzen überdrüßig, und Fränzel auch, der aus Ungeduld anfing, einen schmutzigen Gassenhauer anzustimmen. Ein alter Dorfpfarrer, der den ganzen Zug führte, befahl ihm darauf, das Singen einzustellen, und die Gesellschaft nicht in der Betrachtung zu stören. Ob diese Andacht gleich am unrechten Ort angebracht war, ward ich doch davon erbaut, weil ich bey unsern Geistlichen dergleichen noch nicht erlebt hatte. Wir ritten also stillschweigend weiter, bis der Laut einer Glocke von Inspruck, dem wir nun schon ziemlich nahe waren, in der Andachtsübung eine Aenderung bewürkte.

Der ganze Zug hielt still und die Geistlichen stiegen ab, um knieend den englischen Gruß zu beten, wozu die Glocke das Zeichen gegeben hatte. Ich wollte fortreiten, und mich von einer Gesellschaft trennen, von

der

der ich keinen andern Nutzen gezogen hatte, als daß ich von oben bis unten besprützt war; unsere Pferde waren aber nicht ehr vom Fleck zu bringen, als bis sich die ganze Gesellschaft wieder in Marsch sezte. So ernsthaft die Gesellschaft bisher gewesen war, so ausgelassen ward sie nun, sobald der alte Pfarrer das Zeichen gegeben hatte, daß das Stillschweigen aufgehoben wäre. Ich war eben bey ihm, und fragte ihn, wohin er diese Jugend zu führen gedächte? Nach Inspruck, war die Antwort, wo sie morgen alle die Priesterweyhe empfangen sollen.

Da wir nicht mehr weit von der Stadt waren, so konnte unser Gespräch nur kurz seyn. Indessen erzählte er mir doch, daß er ein Dorfpfarrer aus der Nachbarschaft wäre, und weil er, wie er sich ausdrückte, immer eine vorzügliche Gabe gehabt hätte, die Jugend zu erziehn und zu unterrichten, so hätte ihm sein Bischof erlaubt, in seinem Sprengel ein kleines Seminarium anzulegen. Er nähme also alle Bauerjungen aus der Gegend, deren er habhaft werden könnte, zusammen, unterrichtete sie sechs Monathe lang und führte alsdann seine kleine neue Kirchenmiliz nach Inspruck zu dem Bischof, der sie sogleich, ohne weitere Umstände, zu Priestern weyhete. Ich schloß aus dieser Erzählung, daß mein Pfarrer entweder würklich eine vorzügliche Gabe im Unterrichten besitzen, oder seine Zöglinge die unwissendsten Schaafsköpfe auf Gottes Erdboden seyn müßten.

Unter diesem Gespräch kamen wir Abends um neun Uhr zu Inspruck an. Da der Pastor seine Kanzelrekruten so spät nicht mehr in das grosse Seminarium

bringen konnte, so führte er dieselben in einen Gasthof nicht weit vom Thore. Und weil es mir gleichfalls zu spät schien, mein Empfehlungsschreiben abzugeben, so stieg ich einem dichte dabey gelegenen Gasthofe ab, wo ich mir geschwind etwas zu essen geben ließ. Ich wollte mich gleich nach dem Essen zur Ruhe begeben, erinnerte mich aber, daß ich meinem Fränzel noch etwas zu sagen hätte, und ging deshalb hinunter in die Küche.

Ich stuzte, als ich ein Bratspieß mit Wilpret und Geflügel am Feuer sah, und fragte den Wirth, ob er vergessen hätte, daß wir in der Fastenzeit lebten? Er antwortete mir, daß er es sehr gut wüßte, auch anfänglich Schwürigkeiten gemacht hätte; allein die jungen Geistlichen, die dieses Abenbrod bestellt, hätten ihm soviel Beyspiele und Beweise aus allen Kasuisten entgegengesezt, daß Reisende durch kein Kirchengesetz gebunden würden, daß sie über alle seine Bedenklichkeiten gesiegt hätten, da sie das allerdings besser verstehn müßten, als ein armer Laye, dessen Gelehrsamkeit sich nicht weiter erstreckte, als sein Feuerheerd. Uebrigens wäre es ihm sehr lieb, daß er so guten Zuspruch bekommen hätte; der Herren wären zwanzig an der Zahl, und da ihr Führer mit den zehn jüngsten in dem nahgelegnen Gasthofe geblieben wäre, so wären sie gesonnen, sich was Rechts zu Gute zu thun.

Ich ging auf mein Zimmer zurück, um das Bankett nicht zu stören, oder vielmehr mich nicht daran zu ärgern. Unglücklicherweise für mich hatte man ihnen die Tafel in einem Zimmer bereitet, das von dem

meinigen nur durch eine dünne Bretterwand abgesondert war, so daß ich alles deutlich hören konnte. Sie fingen damit an, daß sie sechszig Flaschen vom besten Wein forderten. Das waren drey auf den Mann gerechnet. Das Essen ward kurz nachher aufgetragen, und nun herrschte lange Zeit eine so exemplarische Stille, daß ich, aus Ermüdung über den gemachten unsanften Ritt, sanft einschlief.

Ich mogte ohngefähr eine Stunde geschlafen haben, als der Wein anfing, die geistliche Tischgesellschaft aufgeräumt zu machen. Sie fingen alle an zu singen, und zur Abwechselung die liederlichsten Reden zu führen. Von den Worten sollte es nun endlich zu Thaten kommen, und einer von der Gesellschaft verfolgte eine von den Aufwärterinnen bis auf die Stiegen. Das Mädgen fing, um sich seiner zu erwehren, aus allen Kräften an zu schreyen. Ich fuhr bey diesem Geschrey aus dem Bette, nahm meinen Degen und ging hinaus, um zu sehn, was es gäbe. Ich kam gerade zu rechter Zeit, um sie von seinen Gewaltthätigkeiten zu erretten. Für Schrecken ließ er seine Beute fahren, und flüchtete zu seinen Kameraden in das Tafelzimmer, wo er sich vor meinen Verfolgungen in Sicherheit glaubte. Ich folgte ihm dahin nicht sowohl in der Absicht, ihm etwas zu Leyde zu thun, als vielmehr um die Gesellschaft zu bitten, daß sie mich nicht ferner in meiner Ruhe stören mögte. Bey dem Anblick eines blossen Degens hielten sie sich alle für Kinder des Todes, und da die Geistlichen, wie man ihnen nachsagt, gemeiniglich schlechte Helden sind, so stürzten sie alle zur Thür hinaus und liefen ein jeder

in seine Zelle. Da ich hierdurch Meister vom Schlachtfelde geblieben war, verschloß ich sorgfältig die Thür dieses ungeistlichen Speisesaals, nahm den Schlüssel mit auf mein Zimmer, legte mich wieder in mein Bett, und schlief in guter Ruhe bis an den Morgen.

Zweytes Kapitel.

Klage eines Nonnenkonvents gegen die Aebtißinn. Ursach, warum die Mönche ihre Kirchen auspuzen. Disputation über die unbefleckte Empfängniß der Jungfer Maria. Ein Kapuziner opponirt dagegen mit so gutem Erfolg, daß der Präses ihm die Müze an den Kopf wirft.

Des folgenden Morgens ging ich gleich zu dem Professor, dem Herr Feuerstein mich empfohlen hatte. Er nannte sich Doktor Pirk von Pirkenberg. Sobald ich ihm sagte, von wem ich käme, erzeigte er mir überaus viel Höflichkeit, und drang darauf, daß ich mit ihm zu seinem Bruder gehn sollte, welcher Lehrer der Rechte wäre, und sich, wie er sich ausdrückte, freuen würde, einen wackern jungen Herrn kennen zu lernen, der eine Empfehlung von ihrem besten Freunde mitbrächte. Wir besuchten also diesen Bruder auf seinem Zimmer, den wir in sehr angenehmer Gesellschaft fanden. Es war nehmlich eine schöne junge Aebtißinn bey ihm, die sich bey ihm eines Prozeßes wegen Raths erhohlte, welcher ihr ihr Konvent

an den Hals geworfen hatte. Dieser Umstand machte, daß ich meinen Besuch möglichst abkürzte, und nach den ersten Höflichkeitsbezeigungen wieder aufbrach, um ihn mit der jungen Aebtißinn allein zu lassen, an deren Rechtshandel er sehr lebhaften Antheil zu nehmen schien.

Ich konnt' ihm das nicht verdenken; denn nie hatte ich eine vollkommenere Schönheit gesehn. Dieser Umstand hatte mich neugierig gemacht und ich erkundigte mich bey dem Herrn von Pirkenberg, was die Nonnen für Gründe gehabt hätten, wider eine so liebenswürdige Person klagbar zu werden. Gründe? sagte er, — Kennen Sie das weibliche Geschlecht so wenig? Eine grosse Schönheit — versteht sich an Personen ihres eignen Geschlechts — ist in ihren Augen immer ein unverzeyhliches Verbrechen. Unsere Aebtißinn ist ein lebendiges Beyspiel. Ihre Nonnen konnten es nicht ohne Eifersucht ansehn, daß sie ihnen die Aufwartung aller unsrer jungen Herrn entzog, die nur für die Aebtißinn Augen und Herzen zu haben schienen. Um sich dafür zu rächen, wollen sie es gern dahin bringen, daß sie die Abtey verlieren soll und haben sie also als eine Verschwenderinn angeklagt. In ihrem höchstbeleidigenden Klaglibell haben sie angegeben, daß alle Einkünfte des Konvents am Sprachgitter verschmaust und auf wohlriechenden Wasser, Pomaden und dergleichen Schnurpfeifereyen an dem Putztische der Aebtißinn verwendet würden. Sie haben sie sogar beschuldigt, daß sie von Zeit zu Zeit Milchbäder gebraucht hätte, um ihre Haut weiß und zart zu erhalten. Aber diesen lezten Vorwurf hat die Aebtißinn

schon gehoben, und bewiesen, daß diese Milch zum Nutzen des Konvents angewendet und den Nonnen Suppen davon gekocht worden.

Indessen setzen die Nonnen ihre Verfolgungen fort; aber die grosse Schönheit der Aebtißinn bringt die Richter auf ihre Seite. Ich fragte den Professor hierauf, warum man denn den Rechtshandel nicht ohne weitere Umstände zu Gunsten der Aebtißinn entschiede, und erhielt zur Antwort, daß der Prozeß, der Aebtißinn zu Gefallen, in die Länge gezogen würde, weil sie, solange sie in einen Rechtsstreit verwickelt wäre, nicht unter der Klausur stünde, sondern nach Gefallen ausgehn könnte. Und überdies, sezte er hinzu, zieht die Justiz von beyden Partheyen beträchtliche Sporteln, und müßte nicht kalkuliren können, wenn sie sich eine so ergiebige Quelle zu frühzeitig verstopfen wollte.

Nach dem Frühstück, wobey sich der Herr von Pirkenberg, der Fasten ungeachtet, die Schokolade treflich schmecken ließ, beklagte sich derselbe, daß sein Freund, Feuerstein, ihn gänzlich vernachläßigte. Ich sagte ihm, daß diese Klage bald aufhören und Herr Feuerstein nächstens in Inspruck erscheinen würde, um sich wegen eines schlimmen Handels bey seinem Herrn Bruder Raths zu erhohlen. Ich erzählte ihm darauf, wie übel die Mißion in Schmutzenbruck abgelaufen wäre. Ach! das wundert mich gar nicht, antwortete der alte Doktor mit einem tiefen Seufzer. Das Wort Gottes und die Bemühungen seiner Diener finden überall Widersacher. Wurden nicht die Apostel auch in die Kerker geworfen, nachdem sie das Volk gelehrt und er-

ermahnt hatten? Aber Gott, der jene durch Wunderwerke aus den Banden rettete, wird auch wohl zum Besten dieser armen Gottesmänner ein Wunder thun. Herr Feuerstein hat übrigens gar nichts zu befürchten; er darf sich nur an mich wenden; ich habe Freunde bey dem geistlichen Gericht, und kann ihm heraushelfen, wenn er auch die in seiner Kirche zufälligerweise erdrückten Personen mit eigner Hand ermordet hätte.

Nach einem so auffallenden Beweise von Freundschaft und christlicher Liebe wollte ich mich beurlauben und theils einige Aufträge ausrichten, theils die Merkwürdigkeiten der Stadt in Augenschein nehmen. Allein der Herr von Pirkenberg wollte mich nicht fortlassen, nnd ich mußte zur Tafel dableiben. Es ward herrlich aufgetragen und manches Glas auf das Wohlseyn des Herrn Feuerstein und meines Oheims ausgeleert. Die Sitzung konnte indessen nicht so lange dauern, als es unser Wirth, der als ein gebohrner Oesterreicher, sehr viel von gutem Essen hielt, zu wünschen schien, weil er der Aufnahme eines jungen Doktoranden beywohnen mußte, der diesen Nachmittag pro Gradu disputiren sollte. Ich ergriff diese so erwünschte Gelegenheit, meine Neugier zu befriedigen, mit beyden Händen und bat um die Erlaubniß, ihn zu begleiten, die er mir bewilligte.

Wir begaben uns zu dem Ende in ein grosses Gebäude von einfacher und edler Bauart. Besonders schien mir die darin befindliche Kabelle ein Meisterstück der Baukunst. Ein auf dem Altar stehendes grosses Krucifix von vortreflicher Arbeit macht die ganze inwen-

wendige Verzierung aus. Ich stuzte über diese ungewöhnliche Abwesenheit aller Zierrathen und erkundigte mich nach der Ursach davon. Die ist sehr natürlich, antwortete mir mein Führer. Alle die prächtigen Zierrathen, die Sie gemeiniglich in den Kirchen erblicken, sind nicht sowohl vorhanden, um Gott zu ehren, als vielmehr um das Volk und hauptsächlich das Frauenzimmer anzulocken, welches überall Pracht und Aufwand liebt.

Eben darum verzieren die Mönche ihre Kirchen so sehr, weil ihre Absicht dahin geht, diese Geschöpfe zu locken. In eben dieser Absicht vervielfältigen sie auch die Ablaßtage und Feste so sehr, weil sie an diesen Tagen vor den Augen der Weiber und andrer Schwachen alle Schätze und Kostbarkeiten auskramen können, welche die sogenannten Wohlthäter verehrt haben. Sie denken damit Nacheiferung zu erwecken, und mehrere Geschenke zu erhalten, welches ihnen auch nicht selten gelingt. Wir hingegen, die wir nur jährlich einmahl das Volk in unsre Kapelle einlassen, wir begnügen uns, Gott im Geist und in der Wahrheit anzubeten, ohne ein Geprunke zu treiben, das dem höchsten Wesen mehr zum Mißfallen, als zur Ehre, gereicht. Inzwischen sind die wenigen Zierrathen, die sie hier sehn, von der Beschaffenheit, daß sie die Bewunderung aller Kenner auf sich ziehn. Jenes Krucifix, zum Beyspiel, ist ein Meisterstück; das mehr bewundert wird, als aller Flitterstaat, womit man in andern Kirchen prunkt.

Diese Worte des Doktors reizten meine Neugier, und ich ging zu dem Altar, um das Krucifix näher zu be-

betrachten. Die hohe Schönheit dieses Meisterstücks rechtfertigte die Lobeserhebungen meines Führers und vergnügte mich so sehr, daß er Mühe hatte, mich davon wegzubringen, um mir den Büchersaal zu zeigen. Ich fand den Büchersaal recht schön, die Bücher aber so voll Staub, daß ich daraus abnehmen konnte, daß sie wenig gebraucht würden.

Von da kamen wir in einen grossen und geräumigen Saal, wo etwa zweyhundert Doktoren versammelt waren. Die Disputation hatte schon eine geraume Zeit gedauert. Man war so höflich, mir die Theses, worüber gestritten ward, gedruckt zu überreichen. Eine derselben betraf die unbefleckte Empfängniß der Mutter Gottes. Soviel aus dem gedruckten Blatte zu sehn war; anfänglich ward aus der Dogmatik bewiesen, daß dieses Geheimniß nicht schwerer zu glauben sey, als jedes andre Geheimniß überhaupt, und daß der sonst so andächtige heilige Bernhard und alle die Päbste, welche diesem heiligen Glaubensartikel widersprochen hätten, als Ketzer gestorben wären. Das sonderbarste aber war, daß der Kandidat sich anheischig machte, den Ungläubigen auch aus der Zergliederungskunst zu beweisen, wie es eigentlich mit dieser glücklichen Unbeflecktheit zugegangen wäre.

Ich konnte mich gar nicht zufrieden geben, einen so sonderbaren Beweis versäumt zu haben, der nothwendig in aller Absicht interessant gewesen seyn mußte. Ich hätte gar zu gern hören mögen, wie der Kandidat die Einwürfe beantwortet hätte, die sich über seine Behauptung machen liessen. Die Sätze, die man, bey

meiner

meiner Anwesenheit bestritt, behauptete und rettete derselbe ziemlich gut. Ich wunderte mich darüber, hörte aber bald auf, mich zu verwundern, da ich erfuhr, daß alle Einwürfe ihm vorher mitgetheilt und also Beweis und Gegenbeweis abgeredet war.

Indessen stand ein Kapuziner auf, der einen Groll gegen den Kandidaten hatte, weil dieser ihm einmahl vorgeworfen und aus ächten Päbstlichen Bullen bewiesen hatte, daß das Brod, das er und seine Ordensbrüder äßen, nicht ihnen, sondern dem Pabst, gehörte. Dieser Mönch opponirte dem Kandidaten, der auf seine Opposition gar nicht vorbereitet war, und so wenig darauf antworten konnte, daß der Präses sich ins Mittel schlagen und respondiren mußte. Dieser wehrte sich eine Weile; allein der Kapuziner trieb ihn so in die Enge, daß er nichts mehr zu antworten wußte, und dem Opponenten aus Verdruß Mütze und Kapuze an den Kopf warf. Ich bewunderte die Mäßigung des Kapuziners bey dieser Gelegenheit, und er ist der einzige, den ich bey einem so wichtigen Streite gelassen gesehn habe. Er war mit seinem Siege zufrieden, und machte gar keine Anstalt, seinem Gegner in die Haare zu fallen, wie solches an dieser Stelle oft zu geschehn pflegte. Dieses kleinen Unfalls ungeachtet ward der Kandidat einstimmig zum Doktor aufgenommen, und ich habe seitdem einen grossen Begriff von der Universität Inspruck.

Drittes Kapitel.

Warum der Weinberg des HErrn oft von Eseln bearbeitet wird. Der Erzvater Abraham wird von den Paulinermönchen gemißhandelt. Diese Mönche lassen in ihrem Kloster ein schlüfriges Ballet aufführen.

Da der Sieg des Kapuziners die Disputation um ein paar Stunden verkürzt hatte, so führte mich der Herr von Pirkenberg zum Zeitvertreib in den bischöflichen Pallast, den die Einwohner von Inspruck für eine der größten Zierden ihrer Stadt halten. Das Gebäude schien mir bloß durch sein Alterthum bemerkenswehrt. Als wir alle Säle durchgegangen waren, die Gefängnissen ähnlicher sind, als Wohnzimmer, gelangten wir in eine Art von grosser Vorkammer, die der Prüfungssaal heißt. Wir erblickten daselbst zween Vikare, nebst einer grossen Menge junger Kandidaten, die statt aller Prüfung ihrer Kenntnisse und Denkungsart, bloß ihren Nahmen unter ein altes Pergament schreiben mußten.

Es waren ihrer etwan zweyhundert, unter denen ich auch meine Reisegefährten bemerkte. Nie habe ich so viel niedrige und pöbelhafte Gesichtsbildungen beysammen gesehn. Wie kann man Leute von so schlechtem Ansehn zu einem so heiligen Amte berufen? flüsterte ich meinem Begleiter zu. Wo denken die Bischöfe hin, wenn sie solchen Geschöpfen die Priesterweyhe geben? Bilden sie sich etwan ein, daß die Priesterwürde, diese schlechterdings geistliche und unsichtbare Sache, ihrer Per-

Person das Widrige benehmen werde? Ich muß gestehn, erwiederte der Doktor, daß dies etwas anstößiges ist. Aber was soll man machen? Diese Leute thun, um Brod zu haben, was Leute von offenen Kopf und geradem Herzen nicht thun würden. Unwissenheit und Unterwürfigkeit machen ihr ganzes Verdienst aus, und ein mehreres verlangen die meisten unserer Herren heut zu Tage nicht. Es ist besser, sagen sie, daß der Weinberg des HErrn von Eseln bearbeitet werde, als daß er Brach liege .....

Während dieser Unterredung bemerkte ich eine sichtbare Bestürzung auf den Gesichtern meiner Reisegefährten, die sich vielleicht einbildeten, daß ich dem Vikar Nachricht von dem Aergerniß geben wollte, daß sie mir den Abend vorher im Wirthshause gegeben hatten. Sie wagten es nicht, die Augen aufzuschlagen, und ich glaube, daß ihnen ein grosser Stein vom Herzen fiel, als sie uns weggehn sahen.

Den folgenden Tag führte mich der Doktor in das Paulinerkollegium, wo er zu einer Feyerlichkeit eingeladen war, wobey diese Väter den Anwesenden ein Schauspiel zum Besten geben wollten. Das erste, was mir beym Eintritt in die Augen fiel, war eine mitten auf einem grossen Hofe errichtete Schaubühne, auf welcher ein Mönch, mit einem grossen Papier in der Hand, einige Schüler ihre Rollen probiren ließ. Sobald derselbe den Doktor erblickte, sprang er von der Bühne in den Hof, und führte uns in sein Zimmer, wo wir eine Menge Damen versammelt fanden, die schon seit dem frühen Morgen da waren, und den Anfang des Schauspiels mit vieler Ungeduld erwarteten.

Endlich ward ihr Wunsch erfüllt. Die Schüler traten auf und ihr Spiel war dem Werth des Stückes angemessen, das den Titel führte: Das Opfer des Abrahams. So erbaulich der Gegenstand, so anstößig und ärgerlich waren die Verwünschungen und Gotteslästerungen, welche der Verfasser dem Ismael in den Mund gelegt hatte. Aus einem Unglück, das sich mitten im Stücke zufälligerweise ereignete, schlossen die mehresten Zuschauer, daß Gott selbst ein Mißfallen daran hätte. Es brach nehmlich ein Gerüst ein, und verwundete einige der darauf sitzenden Personen. Diese Begebenheit unterbrach das Schauspiel auf eine Weile; die Mönche aber die ihre Mühe und Anstalten nicht vergeblich angewendet haben wollten, liessen fortfahren.

Hatte man sich anfänglich an den Gotteslästerungen des Ismaels geärgert, so stieß man sich nun noch mehr an der Rolle, welche Vater Abraham spielen mußte. Dieser ehrwürdige Patriarch, welchen die heilige Schrift mit dem ehrwürdigen Nahmen eines Vaters der Gläubigen belegt, und den sie uns so unbedingt gehorsam gegen die Befehle Gottes schildert, war auf der Bühne dieser Mönche zu einem verzweifelten Menschen umgebildet worden, der sich über die tyrannische Härte beklagte, die Gott gegen ihn ausübte. Isaak, dieses ausdrückliche Vorbild des Heilandes, der sich einst für das Wohl der Welt opfern würde, war eben so auffätzig gegen die göttlichen Befehle, als sein Vater. Mit einem Wort, man schien diese Geschichte aus den heiligen Büchern bloß in der Absicht herausgehoben zu haben, um dieselbe zu entweyhen. Mein Erstaunen verminderte sich, als ich hörte, daß das Stück einen Mönch

dieses Ordens zum Verfasser hätte, von welchem die ganze Bibel in dem Geschmacke des Cervantes paraphrasirt worden wäre.

Auf dieses Schauspiel folgte ein noch viel abscheulicheres Ballet, welches die Folgen der Liebe vorstellte. Anfänglich schien es, daß die Mönche die Absicht gehabt hätten, die traurigen Würkungen dieser Leydenschaft darzustellen, um den Zuschauern den erfoderlichen Abscheu dagegen einzuschärfen. Allein die Liebe war darinn so wollüstig, reizend und schlüpfrig dargestellt, daß das Ballet nothwendig ein ganz entgegengesezte Würkung hervorbringen mußte. Ein flüchtiger Entwurf davon wird dieses Urtheil rechtfertigen.

Auf einem dazu errichteten Throne erschien die Göttin der Schönheit, vorgestellt von dem schönsten Jüngling, den die Mönche unter ihren Zöglingen finden konnten. Ihr zur Seiten stand ein eben so schönes Kind, welches den Liebesgott vorstellte. Nachdem die Zuschauer sich eine Weile an den Anblick dieses schönen Paares ergözt hatten, trat eine Anzahl junger Kinder auf, welche diesen beyden Gottheiten tanzend huldigten, und bekannten, daß sie ihnen ihr Daseyn zu danken hätten. Diesen folgte ein Haufen junger Leute, welche sich dem Dienste der Göttin zu widmen kamen. Darauf erschienen die berühmtesten Eroberer und Helden der Geschichte, welche ihre Waffen an den Thron der Göttin hefteten, zum Zeichen, daß sie keine andre Eroberungen mehr verlangten, als die ihrigen. Nach ihnen kamen viele Weltweisen, welche ihre Bücher, Schriften und gelehrte Werkzeuge zu den Füßen des

Liebesgottes niederlegten und ihm angelobten, künftig keine andre Moral zu studiren, als seine und seiner Mutter Moral. Den Beschluß machte ein Haufe von Greisen, welche den Liebesgott anriefen, sie wieder zu verjüngern, und ihnen die Jahre zurück zu geben, die sie schon in seinem Dienste zugebracht hätten, mit dem Versprechen, sie von neuem seinem Dienste zu weyhen. Der Liebesgott, um sich von der Aufrichtigkeit ihres Gelübdes zu versichern, ließ sie allerhand Bockssprünge machen, welche den anwesenden Pöbel ungemein belustigten.

Alle diese junge Edelleute (denn diese Väter hatten die Kinder des vornehmsten Adels aus der ganzen Provinz zu Zöglingen und Kostgängern) wurden von Tänzern, Schauspielern und Luftspringern angeführt, die sie vorher in ihren Künsten unterrichtet hatten. Das sonderbarste dabey war, daß unser Adel, der sonst so stolz ist, sichs für eine grosse Ehre anrechnete, seine Kinder in den Händen dieser nichtswürdigen Mönche zu sehn. Diesem Schauspiel fehlte nichts, als noch ein Aufzug, der die Ausschweifungen dargestellt hätte, wozu die Liebe so oft die Priester und die Mönche hinreißt. Dies wäre vielleicht der lehrreichste und belustigendste, wenn gleich nicht der ehrbarste, Aufzug des ganzen Ballets gewesen. Indessen waren Zuschauer genug zugegen, die Verstand und Weltkenntniß genug hatten, sich denselben hinzudenken.

Viertes Kapitel.

Dankfest wegen Befreyung der Mißionarien aus dem Gefängniß. Ein Weyhbischof reist nach Wien, um sich bey der Schauspielergesellschaft einschreiben zu lassen.

Ich blieb noch einige Tage zu Inspruck, um alles zu sehn, was meine Neugier noch etwa wehrt wäre. Ich fand das schöne Geschlecht eben so verbuhlt, die Stutzer eben so unbesonnen, und die Klerisey und Mönche eben so dumm und unwissend, als zu Wien. Da ich also nichts mehr zu sehn hoffen durfte, als was ich daheim alle Tage sehn konnte, so beurlaubte ich mich bey dem Herrn Pirk von Pirkenberg, und kehrte nach Schmutzenbruck zurück. Ich fand daselbst den Handel der Mißionarien beendigt. Die Gerichten hatten sie ihren Superioren übergeben, welche versprochen hatten, sie nach Verdienst zu bestrafen.

Herr Feuerstein war über die Befreyung dieser Mönche so voll Freuden, daß er in seiner Kirche ein Dankfest hielt, und das Te Deum singen ließ. Da also nicht mehr zu befürchten war, daß er von Sinnen kommen würde, wenigstens nicht dieser Geschichte wegen, so reiste ich zu meinem Oheim, und von da, einige Tage darauf, nach Wien zurück.

Ich dachte wohl nicht, daß mir auf einer so kurzen Reise Abentheuer aufstossen sollten, wie sich doch wirklich zutrug. Das erste war kurz und ohne Folgen. Ich traf nehmlich einen Edelmann zu Pferde auf der Landstrasse

an, welcher sang, um sich die Zeit zu vertreiben. Seine Stimme war so angenehm, daß ich stillhielt, um ihm zuzuhören. Als er zu mir herangekommen war, grüßte ich ihn und bot ihm meine Dienste in Wien an. Ich nehme Sie bey Ihrem Worte, mein Herr, versezte er, ehe ich Ihnen aber erkläre, in wiefern ich derselben benöthiget bin, erlauben Sie mir die Frage, ob man Ihnen ohne Gefahr ein Geheimniß anvertrauen darf? Nach der Versicherung von meiner Verschwiegenheit fuhr er fort: Sie glauben in mir vielleicht einen gemeinen Menschen oder einen gewöhnlichen Edelmann zu erblicken; allein Sie irren sich. Sie sehn in mir einen Ehemann, einen Mönch, einen Priester, einen Vikar, einen Weybischof, und — einen Komödianten.

Ich konnte mich bey dieser Gradation des Lachens nicht enthalten. Ich hielt ihn für einen Narren und faßte ihn scharf ins Auge, um zu sehn, ob ich etwa Spuren des Wahnsinnes wahrnehmen könnte. Sie sehn mich an, sagte er, und lachen über meine Rede, als über etwas närrisches; und doch ist nichts der Wahrheit gemässer, als was ich Ihnen jezt gesagt habe. Sie werden das selbst eingestehn, wenn ich Ihnen meinen Lebenslauf erzähle, und das will ich gleich thun, um Ihnen den Weg zu verkürzen.

Franz von Kezelberger, mein Vater hatte mich völlig nach meinem eignen Kopfe, das heißt: sehr schlecht, erzogen, und entschloß sich mich frühzeitig zu verheyrathen, um nicht das Herzeleid zu erleben, daß sein hochadlicher Stamm ausginge, wovon ich der ein-

zige Zweig war. Diesen Entschluß zu Folge verheyrathete ich mich in einem Alter, da ich noch hätte sollen in die Schule gehen. Sie können leicht denken, wie wenig ich in einem so zarten Alter zu diesem Stande taugte. Auch bekümmerte ich mich wenig um die Hauptpflichten desselben, sondern legte mich vielmehr auf das minder wesentliche derselben.

Dreymahl binnen den drey Jahren meines Ehestandes hatte der gute Mann das Vergnügen, seinen Stammbaum neue Zweige treiben zu sehn. Er freute sich herzlich darüber; aber er war auch nur der einzige, der diese Freude genoß. Sättigung und Ekel brachten mir bald einen Widerwillen gegen den Ehestand bey, den ich ohne Gewissensbisse verlassen zu können glaubte, weil man mich in einem Alter, da ich meine Handlungen noch gar nicht zu lenken verstand, in denselben gleichsam hineingestossen hatte. Ich verließ also eines Tages ohne weitere Umstände meine Frau und Kinder, nnd flüchtete heimlich zu den Kapuzinern nach Scheibs, welche mich zum Novizen annahmen.

Die Abgelegenheit des Orts und besonders meine grosse Jugend schützten mich vor allem Verdacht. Nieman hätte mir angesehn, daß ich Vater von dreyen Kindern war, und ich hütete mich wohl dafür, es nicht zu erzählen. Ich ward also ohne Schwürigkeiten zur Profeß gelassen, die ich feyerlich that.

Zu diesem Schritt hatte mich bloß die Liebe zum Faullenzen und mein Widerwille gegen meinen bisherigen Stand verleitet; aber ich kam, wie man zu sagen pflegt, aus dem Regen in die Traufe. Die Kapuziner, welche,

welche, meiner fehlerhaften Erziehung ungeachtet, eine gute Anlage bey mir fanden, hielten für gut, mich zum Studiren anzuhalten. Vergebens sträubte ich mich dagegen, und stellte mich dummer, als ich war. Je dummer ich zu seyn schien, desto geschickter hielten sie mich, eine der Oberstellen in ihrem Orden zu bekleiden. Ich mußte also studiren, und machte, mit Hülfe der Disziplinen, einen so guten Fortgang, daß ich nach drey Jahren für geschickt genug gehalten wurde, die Priesterweyhe zu empfangen. Ich gelangte dazu in zwey und zwanzigsten Jahre, nach einem Vorrecht, welches diesen Vätern vermuthlich deshalb ertheilt ist, weil man gesehn hat, daß Weisheit und Heiligkeit bey denselben vor den Jahren kommen.

Da man mich bloß zum Vortheil des Konvents zum Priesterthum berufen hatte, so mußte ich mich auch ohne Anstand im Predigen üben. Meine erste Proben legte ich in den Dörfern ab, sodann wagte ich mich in die Vorstädte, und zulezt predigte ich in den Städten. Von der Natur hatte ich ziemlich viel Unverschämtheit und ein erstaunliches Gedächtniß empfangen. Mit Hülfe dieser Gaben betrat ich die berühmtesten Kanzeln so dreist, als wenn ich nie etwas anders gethan hätte, und als wenn meine Predigten lauter Meisterstücke gewesen wären.

Mein wahres oder eingebildetes Talent erwarb mir einen solchen Ruf, daß der Bischof mich hohlen ließ, um in seiner Stiftskirche zu predigen. Was mir am Verdienst abging, ersezt ich durch meine Unverschämtheit. Ich betrat also die grosse Bühne, und

 hatte

hatte die Ehre, nicht allein den Domherren zu gefallen, welches freylich nicht viel für mich beweist, sondern auch dem Prälaten selbst, der mir seine ganze Zuneigung schenkte. Um zu sehn, ob ich in den Wissenschaften eben so gewiegt, als im Predigen, wäre, ließ er mich ein Zimmer in seinem Pallaste beziehen. Der ehrwürdige Mann ward von mir so eingenommen, daß er, um mich bey sich zu behalten, mir die Stelle eines Vikars übertrug, die ich, mit Erlaubniß der Obern, annahm.

Mein Betragen in meinem neuen Posten brachte mir bald die Würde eines Weyhbischofs zu Wege, die ich mit noch grössern Vergnügen annahm, weil sie weit einträglicher war. Des Gelübdes der Armuth ungeachtet, hatte ich mich schon, als Priester, zuweilen über dasselbe weggesezt. Von demjenigen, was ich mir mit predigen verdiente, hatte das Kloster immer das wenigste bekommen, den größten Theil davon pflegt ich zu meinem Taschengelde zurück zubehalten. Diese Gewohnheit behielt ich in meinem neuen Posten bey, um welchen mich endlich mein Geiz brachte.

Es war nehmlich unter den Freunden, welche mir mein Vikariat erworben hatte, ein Prior, der mir sein Glück zu verdanken hatte. Dieser ward gefährlich krank und ließ mich zu sich rufen. Sobald ich ins Zimmer trete, reicht er mir die Hand, und erbietet sich, zum Zeichen seiner Freundschaft und seiner Erkenntlichkeit für die ihm geleisteten Dienste, seine Pfründe in meine Hände zu resigniren. Anfänglich weigerte ich mich, ein so ansehnliches Geschenk anzunehmen, da ich aber sahe, daß er die Resignationsakte schon hatte ausfertigen las-

sen,

sen, so ergab ich mich, unter der Bedingung, daß ich ihm dieselbe wieder zurückgeben wollte, wenn der Himmel ihm das Leben fristete, wie ich hofte.

Der Himmel ersparte mir diese Mühe; denn der ehrliche Mann starb nach wenig Tagen. Dieser Zufall hätte die ganze Resignation ungültig gemacht, wenn ich nicht meine Vorsicht gebraucht hätte. Ich wußte nemlich, wie aufmerksam die Geistlichen auf das Absterben ihrer Konfratern sind, besonders, wenn diese einträgliche Pfründen haben; und hielt also den Tod des Priors geheim, bis ich Briefe aus Rom haben konnte. Ich bestach zu dem Ende die Bedienten und den Arzt, welcher seine Besuche fortsezte, als wenn der Kranke noch lebte.

Diese Vorsicht war sehr unnütz; denn sein Tod war schon überall bekannt. Da ich glaubte, daß ausser mir niemand darum wüßte, so nahm ich das Priorat in Besitz und kehrte zu meinem Bischof zurück, den ich aber schon gänzlich wider mich eingenommen fand. Inzwischen sparte mich ein feindseliges Geschick zu noch empfindlichern Widerwärtigkeiten auf. Kaum war ich abgereist, als ein elender Inhaber eines päbstlichen Freybriefs, der den Todesfall so zeitig gewußt hatte, als ich, die Ernennung erschlich, und das Priorat in Besitz nahm, das ich so fest zu halten glaubte. Es kam also zwischen uns zum Streit, und wie die christliche Liebe besonders unter streitenden Partheyen sehr würksam ist, so ließ dieser einen kurzen aber kernhaften Entwurf meines Lebenslaufs drucken, wogegen alle meine Unverschämtheit nichts half, weil er seine gegründete

Beschuldigungen überall mit unwiderleglichen Belegen bewiesen hatte.

Ich sah kein anderes Rettungsmittel, als die Flucht. Ich verließ also mein Vaterland und flüchtete nach Bayern. Es war die höchste Zeit, denn an demselben Tage erging ein Verhaftsbefehl gegen mich. Meiner Abwesenheit ungeachtet hatte mein Rechtshandel seinen Fortgang, und ward so eifrig betrieben, daß ich, troz meiner Würden, als Ordensgeistlicher, Priester, Großvikar und Weyhbischof, dennoch zum Strange verurtheilt, und in Ermanglung meiner Person, der Spruch an meinem Bildniß vollzogen ward.

Sie sehn hieraus, mein Herr, fuhr der Herr von Kezelberger fort, wie sich meine glänzende Laufbahn geendigt hat. Sie können sich leicht vorstellen, in welche Verlegenheit ich durch einen solchen Unfall versezt ward. Von meiner vorigen Grösse, von meinem ehemaligen Glück blieb mir nicht die geringste Spur übrig, und ich wäre ganz verlohren gewesen, wenn mir nicht eine so starke Gabe von Unverschämtheit übrig geblieben wäre, die mir mein Unglück nicht hatte rauben können.

Da ich Mitglied eines Ordens gewesen war, der eine Ehre darinn sucht, zu betteln, und seine Bedürfnisse zu nehmen, wo er sie findet, so folgte ich meinem ursprünglichen Beruf, und legte mich auf das Schmarozen. Anfänglich belagerte ich nur bürgerliche Tische, und hielt das eine Zeitlang aus. Unglücklicherweise aber hatte mich meiu Vikariat an eine leckere Tafel gewöhnt. Ich trieb es also nicht lange bey der Bürgerlichen, sondern wandte mich zu den jungen geistlichen Stuzern,

welche

welche bessere Tafel hielten, und suchte mich durch Nachäffung ihrer Thorheiten bey ihnen einzuschmeicheln.

Selbstgnügsamkeit, Unbesonnenheit, Liederlichkeit, und unnützes Geschwätz ward mir so geläufig, daß sie mich gern um sich leiden mogten. Hin und wieder ein witziger Einfall, Ungebundenheit in Worten und Werken, und Lustbarkeiten, die ich vorschlug und veranstaltete, waren die Mittel, wodurch ich ihr Zutrauen und ihre Freundschaft gewann. Ich ward zu allen ihren Lustbarkeiten und Ausschweifungen zugezogen, und sie konnten kein Vergnügen genießen, wenn ich es nicht mit ihnen theilte. Da aber die meisten von dieser lustigen Bande in Zeit von sechs Monathen todt oder verarmt waren, so fiel ich in meinem vorigen hülflosen Zustand zurück.

Ich sahe kein Mittel, mich wieder herauszureissen, als ich unvermuthet einen Landsmann von mir, den Herrn von Ellenziel, antraf. Wir wunderten uns beyde, uns, nach einer Trennung von zwölf Jahren, so unvermuthet anzutreffen. Wir umarmten uns herzlich, und um unsere Bekanntschaft mit grösserer Bequemlichkeit zu erneuern, nahm mich Ellenziel mit zum Essen. Das war ein herrlicher Einfall von ihm; denn ich hatte seit zween Tagen nichts genossen. Mein Hunger überwog meine Neugier nach Nachrichten aus meinem Vaterlande. Ich ließ ihn also nach Gefallen reden, und gab lauter einsilbigte Antworten auf seine Fragen, bis ich satt war. Alsdann fragte ich nach meiner Frau und meinen Kindern.

Deine Kinder sind alle todt, antwortete er mir, und deine theure Hälfte, die dich gleichfalls für todt

 hielt,

hielt, hat sich durch eine zwote Heyrath zu trösten gesucht, und hat von ihrem zweeten Manne auch schon drey Kinder. Und da sie sehr vortheilhaft verheyrathet ist, so rathe ich dir, in das Vaterland zurückzukehren, weil du alsdann in eine erwünschte Lage kommen kannst.

Er würde mir diesen Vorschlag nicht gethan haben, wenn er die Ursachen meines Austretens gewußt hätte. Ich sagte sie ihm also, und machte ihm eine kleine Schilderung von meinem Lebenslaufe seit der Verlassung meines Vaterlandes. Zum Henker! rief Ellenziel, dein Leben ist ja wie aus einem Roman abgeschrieben. Um demselben vollends die Krone aufzusetzen, dürfte nur noch geschehn, was ich eben in Gedanken habe, und ich glaube, du würdest dich dabey nichts desto schlechter befinden. Hast du noch die schöne Stimme, die ich an dir sonst gekannt habe? Anstatt der Antwort sang ich ihm eine Arie, die ihm sehr wohlgefiel. Aber wie ist es möglich, sagte er, daß du bey solchem Talente in so dürftigen Umständen seyn kannst? Hätte ich dich doch nur früher angetroffen! Doch ist noch nichts versäumt, und wenn du bey meiner Truppe Dienste nehmen willst, so wird es dich nicht gereuen. Aus dieser Rede und aus seiner reichen Kleidung schloß ich, daß er ein Offizier seyn müßte, der mich etwa für seinen Landesherrn anwerben wollte. Er lachte herzlich über meinen Irrthum und erklärte mir, daß er der Prinzipal einer Truppe Dorfkomödianten wäre, die eben in der Stadt angekommen und bot mir eine Stelle unter denselben an.

Wenn man nichts zu leben hat, so ist man mit den Bedenklichkeiten bald fertig. Ich nahm also das Anerbieten

bieten ohne Umstände an, und ward gleich zu meinen Kameraden eingeführt. So ward ich aus einem Kapuziner zum Komödianten. Ich übernahm anfänglich kleine Rollen, ging aber bald zu den Hauptrollen über. Meine Stimme sowohl als mein Spiel, worinn sich nichts Kapuzinermäßiges mehr entdecken ließ, fand grossen Beyfall. Ich machte sogar Eroberungen unter dem schönen Geschlechte, und genoß die Gunstbezeigungen mancher hübschen Frau in Bayern, die sich mächtig schämen würde, wenn sie wüßte, wer ich bin.

Wir zogen die Bayrischen Städte nach einander durch, und blieben in jeder so lange, als der Zulauf dauerte. Ich war mit meinem neuen Zustande zufrieden, und hätte denselben schwerlich verlassen, wenn unser Prinzipal nicht eines Tages durchgegangen wäre, und die ganze Kasse mitgenommen hätte. Die Truppe, die ohne Führer nicht bestehn konnte, mußte sich also zerstreuen. Ein jeder sorgte für sich, so gut er konnte. Ich entschloß mich, nach Wien zu gehn, um bey der dortigen Schauspielergesellschaft angenommen zu werden, und da Sie, mein Herr, daselbst vermuthlich viel Bekanntschaft haben, mir auch vorhin Ihre Dienste so großmüthig anboten, so hoffe ich, daß Sie mir zur Erreichung meines Endzwecks behülflich seyn werden.

Ich wußte nicht, ob ich die seltsame Geschichte, oder die Unvorsichtigkeit des Herrn von Ketzelberg mehr bewundern sollte. Wie ist es möglich, sagte ich zu mir selber, daß man bey gesundem Menschenverstande, solche Umstände einer Person anvertrauen kann, die man nicht kennt, und durch die man so leicht unglücklich gemacht wer-

werden könnte, wenn sie das Zutrauen misbrauchten. Indessen war ich weit davon entfernt, und fühlte mich vielmehe geneigt, demselben gute Dienste zu leisten; nur war ich mit seinem Endzweck nicht zufrieden.

Ich stellte ihm vor, wie wenig der lezte Stand, den er erwählt hätte sich für seine Geburt und seinen ehemaligen Stand schickte. Wenn Sie mich noch angesprochen hätten, sagte ich, Sie bey der Kapell zu St. Stephan anzuhelfen. Das wäre ein Posten, der sich besser für Sie schickte, und wobey ich mich leichter für Sie verwenden könnte. Der Mund eines Priesters ist dem Lobe Gottes geweyht, und Sie wollten den Ihrigen noch länger damit entweyhen, weltliche Lieder zu singen? .... Diese Moral war gar nicht nach dem Geschmack meines Begleiters, so wahr es ist, daß die Frömmigkeit oft keine gefährlichern Feinde hat, als diejenigen, die sie lange ihrem Nebenmenschen geprediget haben.

Fünftes Kapitel.

Die Policeywacht verjagt den Weyhbischof und führt eine Nonne gefangen.

Da mein Reisegefährte sahe, daß ich zu seinem Plan nicht recht stimmen wollte, schien er seine Offenherzigkeit zu bereuen, und bat mich inständigst, zu Wien nichts von seiner Geschichte bekannt werden zu lassen, um nicht dem geistlichen Gericht in die Hände zu fallen. Ich versprach es ihm, und wir reisten als gute Freunde weiter, ob ich gleich seiner Gesellschaft überdrüßig

drüßig war, von welcher mich ein unvermutheter Zufall befreyte.

Wir waren etwa noch eine Meile von Klosterneuburg, als wir eine zahlreiche Policeywacht zu Pferde erblickten, welche einen Menschen gefangen führte, den ich anfänglich unter dem Haufen gar nicht sahe. Der Herr von Ketzelberg erschrak über diesen neuen Auftritt und aus Furcht, daß diese Anstalten auf seine Person gemünzt seyn könnten, bog er aus dem Wege, und jagte mit verhängten Zügeln davon, nicht anders, als wenn alle Schaarwächter aus den kayserlichen Erblanden hinter ihm her wären. Da ich einen hohlen Weg vor mir hatte, mußte ich halten bleiben, bis der Zug vorüber war. Ich konnte mir nichts anders vorstellen, als daß eine so zahlreiche Bedeckung eine ganze Räuberbande gefangen führte, welche seit einiger Zeit, wie man sagte, diese Gegend unsicher machte.

Wie erstaunt' ich, als ich statt dessen sonst nichts erblickte, als ein armes Nönnchen, welches von diesen zahlreichen Handlangern der Gerechtigkeit gefangen geführt ward. Ihr niedergelaßner Schleyer erlaubte mir nicht, ihr Angesicht zu sehn; aber ihre Geberdung und ihr Seufzen sagte mir, daß ihre Lage bejammernswehrt seyn müßte. Ich ward innigst gerührt, und ob ich sie gleich nicht kannte, so konnte ich mich doch nicht erwehren, an ihrem Schicksal herzlichen Antheil zu nehmen.

Während daß ich darüber einige Betrachtungen anstellte, ward ich unter dem Haufen einen Kommissär gewahr, den ich genau kannte. Er war ein ganz guter

von der Aebtißinn aus, mich augenblicklich zu ihr in das Sprachzimmer zu verfügen. Ich gehorchte und hoffte, daß er seine Unbesonnenheit nicht so weit treiben würde, seine Leidenschaft in Gegenwart einer solchen Zeuginn zu entdecken. Wie groß war mein Irrthum! Sobald er mich erblickte, ließ er seiner Neigung den Zügel schießen. Seine Augen, die sich mit sichtbarem Wohlgefallen an meiner Gestalt weydeten, gaben mir zu erkennen, daß meine Weigerung, anstatt ihn abzuschrecken, ihn nur noch hitziger gemacht hatte. Um dieses grausamen Vergnügens öfter zu geniessen, bat er die Aebtißinn, mich dahin zu vermögen, daß ich künftig seine Besuche annehmen mögte, nnd diese befahl es mir in seiner Gegenwart.

Ein Ueberbleibsel von Ehrfurcht für die bischöfliche Würde hielt mich ab, ihr die Ursachen meiner Weigerung zu eröfnen; ich nahm mir aber vor, mich durch diesen Befehl nicht binden zu lassen. Würklich ließ ich auch den Prälaten, der mir nach einigen Tagen wieder angemeldet ward, bitten, künftig seine Besuche einzustellen. Er nahm, wie das erstemahl, seine Zuflucht zu der Aebtißinn, die mich, weil ich auf der Weigerung beharrte, mit Pönitenzen bestrafte. Diese litt ich mit Freuden, und zog diese Demüthigung dem traurigen Glücke vor, einen Menschen um mich zu sehen, der mich zu verführen trachtete.

Indessen suchte der Prälat, den meine Weigerung aufbrachte, nach mehrern fruchtlosen Versuchen, sich wegen seiner verschmähten Liebe an mir zu rächen. Um seinen Endzweck zu erreichen, schlug er einen Weg

ein,

ein, der nicht leicht einen andern Menschen, als einem aufgebrachten Geistlichen, in den Kopf kommen konnte. Er beschuldigte mich nehmlich einer eingebildeten Ketzerey, die, wie man sagt, viel Aufsehens macht, von der ich aber niemals reden gehört hatte. Dieser Ketzerey konnte ich also unmöglich schuldig seyn. Indessen versicherte der Prälat der Aebtißinn, daß ich die Grundsätze davon eingesogen hätte, und daß meine Bekehrung die einzige Veranlassung zu seinen häufigen Besuchen bey mir wäre; daß aber meine Widerspenstigkeit gegen seine Lehren, alle seine Bemühungen und Wünsche vereitelt hätte.

Er warnte also die Aebtißinn, mir nicht zu trauen, sondern vielmehr Achtung zu geben, daß ich nicht den Konvent mit meinen ketzerischen Irrthümern ansteckte. Um diesem Unglück vorzubeugen, müßte mir aller Umgang mit andern Nonnen untersagt und ich in meiner Zelle eingesperrt werden. Wenn ich alsdann nicht umkehrte, so müßte man auf andre Maaßregeln denken.

Leichtgläubigkeit war immer der Fehler unsers Geschlechts. Obgleich die Aebtißinn in meinen Reden und in meiner Aufführung niemals das geringste bemerkt hatte, was einen solchen Verdacht erwecken konnte, so machte doch ihre Ehrfurcht gegen den Prälaten, daß sie meine Unschuld in Zweifel zog und seine Befehle vollstreckte. Ich blieb geduldig vier Wochen in meiner Zelle, nach deren Verlauf der Prälat sich bey mir melden ließ. Ich lehnte seinen Besuch ab, ohne mich an die wiederhohlten Befehle der Aebtißinn

fer, zur Ehre Gottes, die himmelschreyendsten Ungerechtigkeiten ausüben können. Sobald ich angekommen war, überlegte er, ob er mich nicht, ohne weitere Umstände, den Bischofsgerichten überantworten sollte. Er war schon dazu entschlossen, als ihm einfiel, daß er sich vorher deshalb bey seinem geistlichen Amtsbruder befragen wollte. Dieser, der eben nicht Lust hatte, sein Geheimniß vor dem Bischofsgerichte ausgeplaudert zu wissen, schrieb ihm zurück, der Schritt wäre durchaus nicht anzurathen, er mögte mich lieber gleich im Kloster selbst so behandeln lassen, wie das Bischofsgericht dergleichen Verbrecherinnen zu behandeln pflegte.

Dieser Rath ward augenblicklich befolgt, und ich in das Klostergefängniß eingesperrt, wo ich sechs Monathe zubrachte. Nach deren Verlauf ward ich in ein Zimmer geführt, wo ich, zu meinem größten Erstaunen, den Prälaten vorfand, der mich fragte, ob ich nun in mich gegangen wäre, und meine Ketzereyen endlich abschwören wollte? Ich sagte ihm, ich wüßte von keiner Ketzerey, und hätte in Religionssachen nie anders gedacht, als die Kirche.

Statt aller Antwort ließ er mich von neuem auf sechs Monathe einsperren, und um mich desto eher zur Abschwörung meiner vermeintlichen Ketzereyen zu bewegen, befahl er der Aebtißinn mir alle Wochen etwas von der Kost abzubrechen, weil es nicht billig wäre, daß ein räudiges Schaaf so gut verpflegt würde, als die übrigen.

Seinem Befehl ward so pünktlich nachgelebt, daß mir gegen das Ende der sechs Monathe bey weitem

einsehen, was ich nie hätte glauben können, wenn ich nicht selbst die traurige Erfahrung davon gemacht hätte, daß Religionsvorurtheile in schwachen Gemüthern alle andern Empfindungen und sogar das Gefühl der Menschlichkeit vertilgen.

So gefährlich auch meine Krankheit war, weil die Blattern dazu schlugen, so ward doch meine Kost im geringsten nicht verändert. Die Aebtißinn schien vielmehr froh zu seyn, daß Gott ihr eine so gute Gelegenheit zuschickte, meiner los zu werden. Da ich so von aller Welt verlassen war, nahm ich meine Zuflucht zu dem Vater aller Barmherzigkeit, dem ich mein Leyden anheimstellte, und in dessen Händen ich mein Leben empfahl. Um ihm dieses Opfer annehmlicher zu machen, verlangt' ich die Sakramente, die man mir, seit meinem Eintritt in dieses Kloster, verweigert hatte.

Der Bischof, der über mein Verlangen stutzig ward, ließ der Aebtißen sagen, man könnte mir zwar die Sakramente reichen; ich müßte aber zuvor einen Aufsatz unterschreiben, den er mitschickte. Ich sollte, kraft dieser Unterschrift, eine blinde Unterwerfung unter alle bischöfliche Verfügungen angeloben, und eine Menge Sätze aus der Dogmatik und Moral abschwören.

Ob ich gleich in der Lehre von verfänglichen Zweydeutigkeiten höchst unwissend war, so merkte ich doch, daß hier dergleichen verborgen steckten. Und würklich waren die Sätze, die ich abschwören sollte, den Lehren unsrer heiligsten Religion so angemessen, daß ich wohl einsahe, daß er bloß zur Absicht hatte, daß ich durch meine Unterschrift mich selbst zur Ketzerinn machen

Trost, Karl F., / Ecking, Joseph <<von>> / Henne, Eberhard Siegfried,

Die Thorheiten der Möncherey oder lustige und wahrhafte Geschichte Josephs von Ecking

Kölln am Rhein 1783

P.o.germ. 1456 m
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10121384-7
VD18 10634657